



Christliche Kirchengeschichte

7244

von

Johann Matthias Schröckh,
ordentlichem Lehrer der Geschichte auf der Universität Wittenberg.

Eilfter Theil.

Zweyte verbeßerte Ausgabe.

Leipzig,
bey Engelhart Benjamin Schwickert,
1794.

Vorrede.

Ich habe zwar schon seit mehrern Jahren jeden Antrag zur Ausfertigung neuer Bücher in der Absicht verbeten, um den größten Theil derjenigen Zeit, welche mir von meinen bestimmten Arbeiten übrig bleibt, der schleunigern Fortsetzung dieses Werks zu widmen: gleichwohl ist es bisher nicht geschwind genug nach meinen Wünschen fortgerückt. Auch der gegenwärtige Theil deßelben sollte nach meinem Versprechen weit früher erscheinen. Allein ich will es bloß Kennern der hier vorgetragenen Geschichte überlaßen zu beurtheilen, ob ich deswegen eine besondere Entschuldigung anzubringen nöthig habe? Eben dieselben mögen auch entscheiden, ob die Ausführlichkeit der Erzählung oder Untersuchung, die bisher beobachtet worden ist, dem ganzen Entwurfe des Werks gemäß sey, oder nicht? Sie werden ohne Zweifel finden, daß überall Nachrichten, Erläuterungen und Anmerkungeu genug weggelaßen worden sind, die ich alle hätte sammeln müßen, wenn die möglichst größte Vollständigkeit allein mein Zweck gewesen wäre. Das Leben des Hieronymus, welches hier vorkömmt, und

so

so leicht zu einem ganzen Bande hätte anwachsen können, mag zum Beyspiele davon dienen. Hingegen habe ich auch von Männern, wie er war, die so ungemeinen Einfluß auf ihr Jahrhundert und alle folgende gehabt haben, von Streitigkeiten, die in der Denkungsart der Christen die wichtigsten Folgen, ebenfals auf die ganze Nachwelt hinaus, hinterließen, nach meiner Einsicht nicht kürzer handeln können, als solches geschehen ist. Nach solchen Bestimmungen werde ich ferner in der Geschichtbeschreibung eines Zeitalters fortfahren, das mehr als irgend ein anderes in der ältern Kirchengeschichte, den fruchtbarsten Saamen der mannigfaltigsten Veränderungen späterer Zeiten in sich faßt. Ich habe mich überhaupt längst überzeugt, daß die Keime von allen den traurigen Ausartungen der Religion, des Lehrstandes und der Kirche schon am Ende des vierten Jahrhunderts, und im Anfange des fünften vorhanden gewesen sind, die man ordentlich erst auf die Rechnung der mittlern Jahrhunderte setzt. Wittenberg, am 13. December d. J. 1786.

Christ-

Christliche
Kirchengeschichte.

Eilfter Theil.

Ausführliche Geschichte

des

Zweyten Zeitraums.

Fortsetzung

des

Dritten Buchs,

oder

der Geschichte der christlichen Religion und Kirche, vom Tode des Kaisers Julianus, bis zum Tode des Kirchenlehrers Augustinus.

Vom Jahr 363. bis zum Jahr 430.

Leben und Schriften

des

Hieronymus.

Die Geschichte der Origenistischen Streitig- J. n. keiten, welche in dem vorhergehenden Theile C. G. dieses Werks eine bequeme Stelle gezeigt hatte, um 363 das Leben des Johannes Chrysostomus zu beschrei- bis 430. ben, führt in dem gegenwärtigen eben so ungezwungen zu einer vollständigern und genauern Nachricht vom Hieronymus. Er nahm, wie man gesehen hat, an jenen Händeln, auch gewissermaaßen an den Schicksalen des Chrysostomus, einen Hauptantheil; ob er gleich in dieser Rücksicht mit dem eben genannten Patriarchen verglichen, viel verliert. Er ist bereits so oft in der Geschichte dieses Zeitalters, bald als Uebersetzer und Ausleger der heiligen Schrift; bald als einer der hitzigsten und streitbar-

J. n. C. G. 363 bis 430. sten Vertheidiger des herrschenden theologischen Lehrbegriffs und kirchlichen Cärimoniels gegen jede Abweichung von demselben; bald als eine der vornehmsten Stützen des Mönchslebens und des Aberglaubens, überhaupt als ein Mann vom größten Ansehen in der Kirche seiner Zeiten, und zugleich nicht selten in einer so nachtheiligen oder doch zweydeutigen Gestalt aufgetreten, daß es nun nicht länger verschoben werden kann, ihn ganz darzustellen, damit er nicht bloß von gewissen Seiten, und also unrichtig, beurtheilt werden möge. Noch gelehrter als Chrysostomus, war er, wie dieser in der morgenländischen Kirche, also er in der abendländischen, der vorzüglichste Schriftausleger; und gleichwohl neben jenem betrachtet, nicht der nützlichste. Sein feuriger Geist, seine trefflichen Gaben und Kenntnisse, seine ungemeine Arbeitsamkeit, oder vielmehr rastlose Thätigkeit, und der gutmeinende Eifer, von welchem er durchdrungen war, nahmen zu verschiedenen Zeiten auch sehr entgegengesetzte Richtungen. Nicht leicht ist man bey irgend einem Lehrer der alten Kirche so sehr in Gefahr, seine würklichen schätzbaren Verdienste um die Kirche und um die Wißenschaften, über seinen häuffgen Fehlern zu vergeßen; ihn wegen der heftigsten Leidenschaften, der aufbrausenden Einbildungskraft, des Mangels an Beurtheilung, und der feindseeligen Verfolgungssucht, durchaus verächtlich und lächerlich zu finden. Sein Andenken hat auch schon mehrmals in den neuern Jahrhunderten unter dieser Unbilligkeit leiden müßen. Wenigstens kann man immer fragen und zweifelhaft bleiben, ob er dem Christenthum und der Kirche mehr geschadet oder mehr Vortheil gebracht habe?

Ein sehr großer Theil der Lebensgeschichte des Hieronymus läßt sich aus seinen eigenen Schriften und Briefen ziehen. Dadurch gewinnt sie nicht nur über-

überhaupt an Zuverläßigkeit; sondern er hat auch dieses mit solchen Schriftstellern, die unter mancherley Gemüthsbewegungen und eilfertig die Feder geführt haben, gemein, daß er tiefere Blicke in sein Innerstes begünstigt, als es wohl seine Absicht gewesen seyn mag. Seinen Geburtsort nennt er (de viris illustr. c. 135.) Stridon, welches ehemals eine Gränzstadt zwischen Dalmatien und Pannonien gewesen; nachher aber, (und, wie man weiß, im Jahr 377.) von den Gothen zerstört worden sey. Man hat in den neuern Zeiten viele vergebliche Untersuchungen über ihre Lage angestellt. Daß unter den Bischöfen, welche die Schlüße der Kirchenversammlung von Nicäa unterschrieben, auch Domnus, Bischof zu Stridon in Pannonien, war, (in Harduini Actis Concilior. Tom. I. p. 320.) würde dennoch, wenn auch diese Unterschriften vollkommen glaubwürdig wären, keine nähere Bestimmung angeben. Palladius versichert hingegen, (Histor. Lausiac. c. 124.) daß Hieronymus ein gebohrner Dalmatier sey: daher ist man auf die Vereinigung gefallen, daß Stridon bald zu Pannonien, bald zu Dalmatien gerechnet worden seyn möchte. Es giebt zwar noch in der Ungrischen Gespanschaft Szalad, nahe an den Gränzen von Steyermark, auf einer Halbinsel zwischen der Draw und Mur, einen kleinen Ort, Namens Stridova, oder Strigova, den man daselbst mit vielen Ungrischen Schriftstellern, nach einer alten Sage, für die Vaterstadt des Kirchenlehrers hält; dem auch auf einem benachbarten Hügel eine Kirche geweiht ist, zu welcher viele Wallfahrten geschehen. Aber diese Sage kann aus einer bloßen Aehnlichkeit des Namens entstanden seyn; zum wenigsten würde alsdenn das alte Stridon nicht gegen Dalmatien zu, sondern mitten in Pannonien, gesucht werden müßen. Es bleibt also nichts übrig, als diese Stadt nach der wahr-

J. n. C. G. 363 bis 430.

Christliche Kirchengeschichte

von

Johann Matthias Schröckh,

ordentlichem Lehrer der Geschichte auf der Universität Wittenberg.

Eilfter Theil.

Zweyte verbeßerte Ausgabe.

Leipzig,
bey Engelhart Benjamin Schwickert,
1794.

J. n. ständen gewesen zu seyn. Er führte auch von ihm
C. G. den Nahmen Eusebius; und in einigen jüngern
363 Handschriften von manchen seiner Werke, kommt
bis
430. noch der Nahme Sophronius hinzu; ohne daß man sagen kann, warum oder von wem er denselben erhalten habe. Bereits in seinem väterlichen Hause empfieng er einen sorgfältigen Unterricht. Er nennt seinen ersten Lehrer scherzweise Orbilius, weil derselbe vermuthlich eben so streng war, als der berühmte Orbilius zu den Zeiten des Horatius; und erzählt, daß er aus dem Schooße seiner Großmutter mit Gewalt zu demselben hingezogen worden sey. (Apolog. advers. Rufin. L. I. p. 385. Opp. T. IV. P. II. ed. Martian.) Da er völlig gemeinschaftlich mit dem jungen Bonosus erzogen wurde: so entstand daraus zwischen beiden die vertrauteste Freundschaft, welche niemals wieder aufhörte. Bald aber ward Hieronymus nach Rom geschickt, um einen größern Fortgang in den Wißenschaften zu gewinnen. Hier genoß er vorzüglich der Unterweisung des Aelius Donatus, der mit so vielem Ruhm und Beifall die gesammte Sprachwißenschaft lehrte, von welchem auch noch grammatische Schriften, und ein Commentarius über fünf Lustspiele des Terentius vorhanden sind. Hieronymus wandte daselbst beinahe auf die ganze Gelehrsamkeit der Römer einen ungemeinen Fleiß von vielen Jahren. Er übte sich unter andern auch in der beredten Führung von Streithändeln an erdichteten Beispielen, und besuchte oft die Gerichtsstätten, wo die größten Redner die Sache ihrer Parthey mit einer solchen Heftigkeit verfochten, daß sie nicht selten in Schmähworte gegegen einander ausbrachen. Auch sammlete er sich zu Rom einen reichen Vorrath von Büchern aus vielen Künsten und Wißenschaften. (Hieron. l. c. p. 367. Epist. XVIII. p. 42. ibid. Comment. in Epist. ad Galat. C. II. p. 243. l. c. P. I.)

Er

Vorrede.

Ich habe zwar schon seit mehrern Jahren jeden Antrag zur Ausfertigung neuer Bücher in der Absicht verbeten, um den größten Theil derjenigen Zeit, welche mir von meinen bestimmten Arbeiten übrig bleibt, der schleunigern Fortsetzung dieses Werks zu widmen: gleichwohl ist es bisher nicht geschwind genug nach meinen Wünschen fortgerückt. Auch der gegenwärtige Theil deßelben sollte nach meinem Versprechen weit früher erscheinen. Allein ich will es bloß Kennern der hier vorgetragenen Geschichte überlaßen zu beurtheilen, ob ich deswegen eine besondere Entschuldigung anzubringen nöthig habe? Eben dieselben mögen auch entscheiden, ob die Ausführlichkeit der Erzählung oder Untersuchung, die bisher beobachtet worden ist, dem ganzen Entwurfe des Werks gemäß sey, oder nicht? Sie werden ohne Zweifel finden, daß überall Nachrichten, Erläuterungen und Anmerkungeu genug weggelaßen worden sind, die ich alle hätte sammeln müßen, wenn die möglichst größte Vollständigkeit allein mein Zweck gewesen wäre. Das Leben des Hieronymus, welches hier vorkömmt, und

so

so leicht zu einem ganzen Bande hätte anwachsen können, mag zum Beyspiele davon dienen. Hingegen habe ich auch von Männern, wie er war, die so ungemeinen Einfluß auf ihr Jahrhundert und alle folgende gehabt haben, von Streitigkeiten, die in der Denkungsart der Christen die wichtigsten Folgen, ebenfals auf die ganze Nachwelt hinaus, hinterließen, nach meiner Einsicht nicht kürzer handeln können, als solches geschehen ist. Nach solchen Bestimmungen werde ich ferner in der Geschichtbeschreibung eines Zeitalters fortfahren, das mehr als irgend ein anderes in der ältern Kirchengeschichte, den fruchtbarsten Saamen der mannigfaltigsten Veränderungen späterer Zeiten in sich faßt. Ich habe mich überhaupt längst überzeugt, daß die Keime von allen den traurigen Ausartungen der Religion, des Lehrstandes und der Kirche schon am Ende des vierten Jahrhunderts, und im Anfange des fünften vorhanden gewesen sind, die man ordentlich erst auf die Rechnung der mittlern Jahrhunderte setzt. Wittenberg, am 13. December d. J. 1786.

Christ-

Christliche Kirchengeschichte.

Eilfter Theil.

und beugte sich zuletzt gar bis an den Griff zurück. J. n.
Nun verjagte das umstehende Volk den Scharfrich- C. G.
ter. Doch ein anderer eilte gleich herbey, und 363
brachte es durch sein Bitten dahin, daß man ihm bis
erlaubte, neue Versuche zu machen. Die Unglück- 430.
liche fiel auf seinen dritten Streich, dem Anschein nach, todt zur Erde nieder. Schon hatte man ihr ein Grab zubereitet, als sie plötzlich wieder lebendig wurde. Dennoch wollte die Obrigkeit von neuem an ihr die Todesstrafe vollziehen laßen; allein **Evagrius**, ein **Presbyter von Antiochien**, der sich bereits durch seinen Eifer in Kirchenangelegenheiten hervorgethan hatte, und nachher Bischof von Antiochien wurde, bat so lange und so nachdrücklich bey dem Kaiser **Valentinianus** für sie, daß dieser ihr die Freyheit schenkte. Es giebt mehr Erzählungen von einem ähnlichen Inhalte, wo man außerordentliche, aber nicht unerklärbare Umstände in ein Wunder verwandelt, mißlungene Hiebe auf Verurtheilte als einen Beweis ihrer Unschuld angesehen hat. So willkommen auch für die Menschen der Anblick von Beispielen ist, da Gott gleichsam selbst die Vollstrekkung eines ungerechten Urtheils verhindert; so weiß man doch genugsam, wie oft sie sich und andere, zumal in den ältern Jahrhunderten, über solche Fälle getäuscht haben: und die anhaltende Weigerung des Kaisers, dieser Frau Gnade wiederfahren zu laßen, giebt zwar keinen Beweis gegen sie ab, weil der bloße Bericht des Statthalters bey Hofe, wie gewöhnlich, mehr galt, als alles übrige; allein sie ist doch ein Merkmal, daß man daselbst nichts Uebernatürliches in dieser Sache erkannt habe.

Hieronymus wurde bald darauf, vermuthlich im Jahr 373. durch einen unvermutheten Sturmwind, wie er es nennt, (Epist. III. p. 10. ed. Vallars.) von seinen Freunden zu Aquileja, seinen gelehrten

J. n. C. G. 363 bis 430. lehrten und andächtigen Uebungen daselbst, fortgeschleudert. Man hat darüber nur Vermuthungen wagen können. Vallarsi glaubt, (S. Hieron. Vita, p. 24. sq.) daß es unangenehme Zufälle in seiner Familie, Händel, in die er verwickelt wurde, und üble Nachreden gewesen wären. Allein es ist wahrscheinlicher, daß eine Verfolgung über den Hieronymus ausgebrochen sey. Man könnte also mit Stiltingen (l. c. p. 438.) annehmen, sein vorher angezeigter Brief habe ihm dieselbe zugezogen, weil er darinne die Großen, insonderheit den Statthalter, welchen er mit einem wilden Thiere verglichen hatte, das nach einmal gekostetem Blute ferner dürste, beleidigt habe; nur giebt es keine eigentliche Spuren, welche eben hierauf leiten könnten. Genug, Hieronymus schiffte sich mit dem Evagrius und Innocentius, vielleicht auch mit andern seiner Freunde, ein, um in die Morgenländer, vornemlich nach Jerusalem, zu reisen; er nahm auch seine Büchersammlung mit. In Thracien stieg er wieder ans Land, gieng über den Bosphorus nach Asien, und langte endlich zu Antiochien an, nachdem er unterwegens manche Städte und Klöster besichtigt hatte. Eine Krankheit, die ihn in der gedachten Hauptstadt überfiel, und der Todt seines Freundes Innocentius, machten seinen Aufenthalt daselbst ziemlich traurig. (Hieron. l. c. Epist. XXII. p. 113. ed. Vall.)

Merkwürdig wurde er jedoch von andern Seiten. Hieronymus hatte dort jenen so berühmt gewordenen Traum, welchem er seinen Entschluß zuschrieb, dem Lesen der heydnischen Schriftsteller gänzlich zu entsagen, und welcher schon in der Geschichte der Gelehrsamkeit dieser Zeiten ausführlich beschrieben worden ist. (Chr. KGesch. Th. VII. S. 33. fg.) Kaum scheint es der Mühe werth zu seyn, daß man noch einmal bey demselben stehen bleibe. Allein noch

in

in den neuesten Zeiten hat ihn ein gelehrter Mann vieler ernstlichen Aufmerksamkeit gewürdigt; (Stilting in Act. SS. l. c. p. 439-442.) und dieser träumerische Auftritt mag auch eine würkliche nicht geringe Veränderung in den Gesinnungen des Hieronymus befördert haben: so wie er auf die Denkungsart der spätern christlichen Lehrer über die Gelehrsamkeit der Heyden, unerwartet stark gewürkt hat. Man hat bereits in der angeführten Stelle dieses Werks gelesen, daß Hieronymus wegen des gebrochenen eidlichen Versprechens, das er in seinem Traume leistete, vom Rufinus einen bittern Vorwurf erlitten, und dagegen die Ausflucht gebraucht habe, es sey doch nichts mehr als ein ordentlicher unzuverläßiger Traum gewesen. Tillemont gestand schon, (l. c. p. 27.) daß ihm diese Vertheidigung unzulänglich vorkomme, weil Hieronymus in der Erzählung seines Traums schlechterdings verlangte, ihn als eine würkliche Begebenheit anzusehen. Er bringt auch Stellen deßelben bey, in welchen er sich seitdem überaus eifrig wider die Schriften heydnischer Gelehrten erklärt hat, wie unter andern jene aus einem Briefe an den Bischof Damasus, nach dem Jahr 380, (Tom. IV. Opp. P. I. p. 155. ed. Martian.) wo er die **Gedichte der Poeten**, die **Weltweisheit**, (secularis sapientia,) und den **Pomp rednerischer Worte**, eine **Speise der Teufel** nannte, und endigt mit der Betrachtung, daß man hier wohl eine Schwachheit des heiligen Mannes zugeben müße, der bey der unbehutsamen Theilnehmung an Streitigkeiten, niemals auch im Geringsten unrecht gehabt haben wollte. Leichter hat sich, aber nicht seinen Lesern, die Schwierigkeiten **Vallarsi** gemacht. (Vita S. Hieron. p. 37. sq.) Hieronymus, schreibt er, lachte den Rufinus mit Recht aus, daß dieser aus einem leeren Gesichte des Träumenden, Forderungen an den Wachenden that;

J. n. C. G. 363 bis 430.

er

J. n. C. G. 363 bis 430. er hörte wegen desselben niemals auf, die Heyden zu nützen. Und doch versicherte nachmals Hieronymus, daß er über funfzehn Jahre lang keinen heydnischen Schriftsteller in die Hände genommen habe. (Commentar. in Epist. ad Galat. L. III. p. 287. sq. T. IV. P. I. Opp. ed. Mart.) Stilting hingegen, der die Zeit des Traums wahrscheinlicher als Tillemont bestimmt, tadelt an demselben bey dieser Gelegenheit den Mangel an dialektischen und theologischen Kenntnißen, der in der Beurtheilung des Hieronymus sichtbar wäre; erklärt die Widersprüche des leztern gegen sich selbst dergestalt, daß derselbe zwar einen bloßen Traum gehabt, zugleich aber denselben für einen göttlichen gehalten habe, durch welchen er vor der übermäßigen Begierde, heydnische Bücher zu lesen, gewarnet worden sey; woraus jedoch keine eigentliche Verbindlichkeit für ihn habe entstehen können; und widerlegt zulezt nicht ohne Heftigkeit, die Einwürfe des Rufinus. So viele gezwungene Wendungen wurden für nöthig erachtet, um die Ehre eines Mannes, wie Hieronymus war, zu retten. Tillemont urtheilt doch, unter seinen tiefen Verbeugungen, am verständigsten; er hätte nur geradezu sagen sollen, daß es dem Hieronymus hier und sonst mehrmals begegnet sey, in der Hitze, und zur Begünstigung gewißer Absichten, einen Hauffen unüberlegter, hochgespannter, oder gar phantastischer Dinge hinzuschreiben, von welchen er sich, wenn er deswegen ins Gedränge kam, loßwikkeln wollte; aber nicht verhüten konnte, etwas hängen zu bleiben. Daran hat übrigens keiner dieser Schriftsteller gedacht, zu untersuchen, ob nicht Hieronymus, gesetzt, daß er auch sich selbst an seine Zusage im Traum nicht gebunden achtete, desto unglücklicher für die Werthschätzung der heydnischen Gelehrsamkeit bey den Christen geträumt, sein Traumgesicht für schwache Köpfe nur zu pathetisch und eindrücklich

rücklich abgeschildert, auch in der Folge noch viel J. n.
ur Verachtung jener Gelehrsamkeit beigetragen habe. C. G.
llein wie er über diesen Gegenstand im wahren 363
Möndchsgeiste träumte und schrieb: so haben auch die bis
enannten Schriftsteller, von gleichem Geiste getrie- 430.
en, jene Fragen keiner Erörterung werth halten
önnen.

Er neigte sich in der That zu Antiochien, wo
r bis ins Jahr 374. geblieben zu seyn scheint, völ-
ig zum ascetischen Leben. Zwar bediente er sich
er Nachbarschaft des jüngern Apollinaris, Bi-
hofs zu Laodicea in Syrien, der wegen seiner Fer-
igkeit in der biblischen Auslegung berühmt war,
nd nachmals durch seine sonderbaren Lehren übel be-
üchtigt ward, um sich von demselben in jener Ge-
hicklichkeit unterrichten zu laßen. (Hieron. Epist.
.XXXIV. p. 519. ed. Vallars.) Auf der andern
Seite aber schrieb er an den Abt Theodosius in Ci-
cien, und seine Mönche, (Ep. II. p. 8. ed. cit.)
: wünschte in ihrer bewundernswürdigen Gesellschaft
u seyn; obgleich seine Augen nicht würdig wären,
ieselbe zu sehen; es sey ein in der Wüste von Heili-
en bewohntes Paradies. Weil ihn also seine Sün-
en hinderten, daselbst gegenwärtig zu seyn: so
öchten sie ihn durch ihr Gebet aus der Finsterniß
er Welt befreyen. Er habe zwar den Willen; aber
urch ihre Fürbitte werde er erst das Vermögen dazu
:langen. Er sey einem kranken Schaafe ähnlich,
as sich von der ganzen Heerde verirrt habe; wenn
n der gute Hirte nicht auf seinen Schultern in seine
Ställe trüge: so würden seine Schritte wanken, und
: würde selbst bey dem Bestreben sich aufzurichten,
iederfallen. Da er erst etwas nicht sowohl von La-
ern abgelaßen, als nur angefangen habe, ablaßen
ı wollen: so binde ihn der Teufel mit neuen Strik-
:n; er lege ihm neue Hinderniße vor; rund her-

J. n. um umgebe er ihn mit Meer und See; (eine
C. G. Stelle aus dem fünften Buche der Aeneis,) so daß
363 er mitten auf diesem Elemente stehend, weder zurück-
bis gehen wolle, noch fortschreiten könne. „Es ist nichts
430. übrig, so schließt er seinen Brief, als daß mich, auf euer Bitten, die Luft des heiligen Geistes forttreibe, und in den Hafen des erwünschten Ufers bringe." Alle diese hyperbolischen Vorstellungen sagen doch am Ende nichts weiter, als daß Hieronymus doch nicht Stärke genug zu besitzen glaube, um sich der Einöde oder dem Kloster zu widmen, wo man allein die höhere Frömmigkeit erreichen könne. Er hatte diese Neigung vermuthlich in dem Umgange mit seinen Freunden zu Aquileja angenommen. Sie mußte sich sehr verstärken, da sein geliebter Bonosus sich um diese Zeit von ihm, in einer gleichen Absicht auf immer getrennt hatte. Mit einer Begeisterung, die bey diesem Falle schon natürlich zu seyn schien, schrieb davon Hieronymus an seinen Freund Rufinus, (Ep. III. p. 11. ed. Vall.) Bonosus steige nun die Leiter Jacobs hinauf; er trage sein Kreuz, und sehe nicht mehr hinter sich; er säe in Thränen, um in Freuden erndten zu können; er richte nach dem Vorbilde Mosis, eine Schlange in der Wüste auf; dieser wahren Begebenheit müßten alle von Griechen und Römern erdichtete Wunder weichen. „Ein junger Mensch, fährt er fort, der in den feinen Künsten erzogen, reich und angesehen ist, begiebt sich, mit Verachtung seiner Mutter und seines Geschwisters, auf eine ganz öde, nur zum Schiffbruch bestimmte, mit schroffen Felsen und nackten Steinen angefüllte Insel, gleichsam als ein neuer Bewohner des Paradieses. Dort ist er allein, oder vielmehr in der Begleitung Christi, nicht allein, und sieht die Herrlichkeit Gottes, welche auch die Apostel nur in der Wüste gesehen hatten. Seine Glieder starren von einem garstigen Sacke; aber so wird er desto besser

Christo

Christo in den Wolken entgegen geführt werden." J. n.
Mit solchen und andern Bildern empfielt Hierony= C. G.
mus dem Rufinus, auf ihren gemeinschaftlichen 363
Freund zu blicken, der vielleicht eben so wie Johan= bis
nes Erscheinungen bekommen dürfte, weil er gleich 430.
diesem, auf einer Insel lebe. Er besorgt zwar noch, daß der Teufel den Bonosus auf mancherley Art versuchen dürfte; ist aber auch gewiß, daß dieser ihn glücklich abwehren werde, und dankt dem Erlöser, daß er an deßelben Tage jemanden habe, der für ihn bitten könne. Nun kam auch die Krankheit des Hieronymus, ingleichen sein schwermüthiger oder schwärmerischer Traum hinzu, und machten seinen Trieb zur andächtigen Einsamkeit unwiderstehlich.

Im Jahr 374. also verließ er Antiochien, und begab sich in die Wüste von Chalcis, welche von dieser Hauptstadt der Provinz Chalcidene in Syrien, zwischen dem Antiochenischen Gebiete und dem Euphrates, doch nicht völlig bis an diesen Fluß hin gelegen, den Nahmen hatte. Doch war er nicht sehr weit von Antiochien entfernt; indem er sich nahe bey dem Flecken Maronia aufhielt, der seinem Freunde Evagrius zugehörte. In der Einöde oder Zelle, welche er sich daselbst wählte, führte er das allerstrengste Leben. „Ich glaubte, so schrieb er zehn Jahre darauf an seine Freundinn Eustochium, (Ep. XXII. p. 91. ed. Vallars.) in der weiten von der Sonnenhitze verbrannten Wüste, mich unter den Ergötzlichkeiten Roms zu befinden. Ich saß allein, weil ich mit bittern Empfindungen erfüllt war. Die ungestalten Glieder starrten in einem Sacke, und die garstige Haut hatte einen Rost von Aethiopischem Fleische (die schwarze Farbe) angenommen. Täglich waren Thränen, täglich waren Seufzer da; und wenn mich zuweilen der einbrechende Schlaf wider Willen niederdrückte: so warf

 ich

J. n. ich die kaum zusammenhängenden Knochen auf die
C.G. bloße Erde hin. Vom Eßen und Trinken aber will
363 ich schweigen, weil selbst die kranken Mönche sich nur
bis
430. frischen Waßers bedienen, und es für Ueppigkeit gehalten wird, etwas Gekochtes zu eßen." Dabey unterließ er nicht, wie er an einem andern Orte versicherte, (Epist. XVII. p. 43. ed. Vallars.) mit seinen gottseeligen Uebungen auch Handarbeiten zu verbinden. „Ich habe niemanden etwas entrißen, schreibt er; ich empfange nichts als ein Müßiggänger. Mit unserer Hand und eigenem Schweiße, suchen wir täglich unsere Speise, indem wir wißen, daß der Apostel geschrieben hat: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht eßen."

Gleichwohl konnte dieser für seine Sünden büssende Einsiedler, welcher der Welt entflohen war, seinen eigenen Reitzungen zur Sünde nicht entfliehen. „Ich nun, so klagt er in dem erstern seiner angeführten Briefe, (p. 91. sq.) der ich mich selbst aus Furcht vor der Hölle, zu einem solchen Gefängniße verdammt hatte, der ich nur von Scorpionen und wilden Thieren ein Gefährte war, befand mich doch öfters in Gesellschaften von Mägdchen. Das Gesicht war vom häuffigen Fasten blaß; dennoch glühte der Geist von Begierden im kalten Körper; und für den in seinem Fleische schon erstorbenen Menschen kochte noch das einzige Feuer der Lüste. Ganz hülflos also, lag ich zu den Füßen Jesu, benetzte sie mit Thränen, trocknete sie mit den Haaren ab, und unterjochte das widerstrebende Fleisch durch ein Hungern von ganzen Wochen. Ich schäme mich nicht, mein Unglück und Elend zu bekennen; ich beklage es vielmehr, daß ich nicht bin, was ich gewesen war. Ich erinnere mich, daß ich oft, unter Schreyen, den Tag mit der Nacht verknüpft, und nicht eher aufgehört habe, an meine Brust zu schlagen, als bis auf den Verweis des

Herrn,

Herrn, die Ruhe zurückgekehrt war. Ich scheuete mich selbst vor meiner kleinen Zelle, als wenn sie um meine Gedanken wüßte. Zornig und streng gegen mich, drang ich allein durch die Wüste. Wo ich irgend hohle Thäler, rauhe Gebürge, schroffe Felsen sah: da war Platz für mein Gebet; da gab es ein Zuchthaus für mein höchst elendes Fleisch; und, wie der Herr mir selbst ein Zeuge ist, schien es mir bisweilen nach vielen Thränen, nachdem ich die Augen an den Himmel geheftet hatte, als wenn ich unter den Schaaren der Engel wäre; ich sang alsdann frölich und froh: *Wir laufen dir nach, im Geruch deiner Salben.*" Bey andern Abschilderungen, welche Hieronymus von dem Gemüthszustande seiner Freunde oder Feinde macht, läßt sich zwar oft etwas abrechnen, weil Leidenschaften mit der Begierde, seine Beredsamkeit schimmern zu laßen, leicht in ihm zusammentrafen. Aber diese eben ausgezeichnete scheint fürchterlich wahr zu seyn. Denn nicht anders ergieng es, wie man schon gesehen hat, vielen andern solcher einsamen Frommen, und es mußte ihnen so ergehen. Der Sturm der Begierden wurde in ihnen heftiger, als während ihres Umgangs mit Menschen und bestimmten Geschäften; ihn zu stillen, wählten sie noch gewaltsamere Mittel, und die wechselsweise auf der Erde und im Himmel herumtobende Einbildungskraft verzehrte sich endlich selbst; oder endigte mit Gesichtern. Ein stilles Nachdenken über diese Verfaßung konnte sie zwar allein schon belehren, daß dieses nicht der natürlichste und anständigste Weg seyn müße, heftige Triebe zu bezähmen; oder vielmehr, daß, sie auf diese Art unterdrücken, bald eine kurze Frist für einen noch wütendern Ausbruch, bald nur Verwechselung von einer Art des blinden Ungestüms mit der andern sey. Allein ruhige und unpartheiische Betrachtungen über sich selbst, waren ganz und gar nicht die Sache so erhitzter Köpfe, die einmal ihren

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430. ich die kaum zusammenhängenden Knochen auf die bloße Erde hin. Vom Eßen und Trinken aber will ich schweigen, weil selbst die kranken Mönche sich nur frischen Waßers bedienen, und es für Ueppigkeit gehalten wird, etwas Gekochtes zu eßen." Dabey unterließ er nicht, wie er an einem andern Orte versicherte, (Epist. XVII. p. 43. ed. Vallars.) mit seinen gottseeligen Uebungen auch Handarbeiten zu verbinden. „Ich habe niemanden etwas entrißen, schreibt er; ich empfange nichts als ein Müßiggänger. Mit unserer Hand und eigenem Schweiße, suchen wir täglich unsere Speise, indem wir wißen, daß der Apostel geschrieben hat: **Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht eßen.**"

Gleichwohl konnte dieser für seine Sünden büssende Einsiedler, welcher der Welt entflohen war, seinen eigenen Reitzungen zur Sünde nicht entfliehen. „Ich nun, so klagt er in dem erstern seiner angeführten Briefe, (p. 91. sq.) der ich mich selbst aus Furcht vor der Hölle, zu einem solchen Gefängniße verdammt hatte, der ich nur von Scorpionen und wilden Thieren ein Gefährte war, befand mich doch öfters in Gesellschaften von Mägdchen. Das Gesicht war vom häuffigen Fasten blaß; dennoch glühte der Geist von Begierden im kalten Körper; und für den in seinem Fleische schon erstorbenen Menschen kochte noch das einzige Feuer der Lüste. Ganz hülflos also, lag ich zu den Füßen Jesu, benetzte sie mit Thränen, trocknete sie mit den Haaren ab, und unterjochte das widerstrebende Fleisch durch ein Hungern von ganzen Wochen. Ich schäme mich nicht, mein Unglück und Elend zu bekennen; ich beklage es vielmehr, daß ich nicht bin, was ich gewesen war. Ich erinnere mich, daß ich oft, unter Schreyen, den Tag mit der Nacht verknüpft, und nicht eher aufgehört habe, an meine Brust zu schlagen, als bis auf den Verweis des

Herrn,

Herrn, die Ruhe zurückgekehrt war. Ich scheuete mich selbst vor meiner kleinen Zelle, als wenn sie um meine Gedanken wüßte. Zornig und streng gegen mich, drang ich allein durch die Wüste. Wo ich irgend hohle Thäler, rauhe Gebürge, schroffe Felsen sah: da war Platz für mein Gebet; da gab es ein Zuchthaus für mein höchst elendes Fleisch; und, wie der Herr mir selbst ein Zeuge ist, schien es mir bisweilen nach vielen Thränen, nachdem ich die Augen an den Himmel geheftet hatte, als wenn ich unter den Schaaren der Engel wäre; ich sang alsdann frölich und froh: Wir laufen dir nach, im Geruch deiner Salben." Bey andern Abschilderungen, welche Hieronymus von dem Gemüthszustande seiner Freunde oder Feinde macht, läßt sich zwar oft etwas abrechnen, weil Leidenschaften mit der Begierde, seine Beredsamkeit schimmern zu laßen, leicht in ihm zusammentrafen. Aber diese eben ausgezeichnete scheint fürchterlich wahr zu seyn. Denn nicht anders ergieng es, wie man schon gesehen hat, vielen andern solcher einsamen Frommen, und es mußte ihnen so ergehen. Der Sturm der Begierden wurde in ihnen heftiger, als während ihres Umgangs mit Menschen und bestimmten Geschäften; ihn zu stillen, wählten sie noch gewaltsamere Mittel, und die wechselsweise auf der Erde und im Himmel herumtobende Einbildungskraft verzehrte sich endlich selbst; oder endigte mit Gesichtern. Ein stilles Nachdenken über diese Verfaßung konnte sie zwar allein schon belehren, daß dieses nicht der natürlichste und anständigste Weg seyn müße, heftige Triebe zu bezähmen; oder vielmehr, daß, sie auf diese Art unterdrücken, bald eine kurze Frist für einen noch wütendern Ausbruch, bald nur Verwechselung von einer Art des blinden Ungestüms mit der andern sey. Allein ruhige und unpartheiische Betrachtungen über sich selbst, waren ganz und gar nicht die Sache so erhitzter Köpfe, die einmal ihren

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. Ruhm darinne suchten, sich und ihre Natur mit auf-
C. G. serordentlichen Waffen zu überwinden. Wenn man
363 übrigens die beschriebenen Versuchungen, denen Hie-
bis ronymus in der Wüste von Chalcis ausgesetzt war,
430. mit der Stelle seines nach einiger Zeit an den Bischof Damasus geschriebenen Briefs vergleicht, worinne er sagt, (Ep. XVI. p. 22. ed. Martian.) daß, ob er gleich in dem barbarischen Theil von Syrien wohne, ihm doch sein unaufhörlicher Feind auf dem Rücken nachgefolgt sey, und daß er in der Einöde noch grössere Kriege ausstehen müße: so möchte man beinahe mit einem sehr scharfsichtigen Schriftsteller (Zimmermann über die Einsamkeit, erster Theil, S. 263.) vermuthen, ein fleischliches Vergehen sey der Wirbelwind gewesen, der ihn von Aquileja nach Antiochien verschlagen habe. Doch der Zusatz selbst, den Hieronymus gleich zu dieser Stelle macht, es wären die arianischen und die schismatischen Händel zu Antiochien, die ihn so sehr beunruhigten, auch die Ausdrücke, deren er sich in dem oben (S. 18.) angezeigten Briefe an den Rufinus, über ihre Trennung von einander bedient, scheinen dieser Meinung nicht günstig zu seyn.

Weit unerwarteter hingegen könnte man sein Geständniß nennen, (Epist. CXXV. ad Rusticum, pag. 934. T. I. Opp. ed. Vall.) daß er, da durch sein anhaltendes Fasten in der Einöde zwar seine wollüstigen Neigungen ziemlich gedämpft, aber nicht ähnliche Gedanken bey ihm aufgehoben worden wären, dawider das Hülfsmittel ergriffen habe, von einem bekehrten Juden Hebräisch zu lernen. Unterdessen wird es doch bey einem so gelehrten und witzigen, mit den angenehmsten römischen Schriftstellern, auch ehemals mit der feinen Welt so bekannten Manne ganz begreiflich, daß er einer für seine Jahre und seinen Geschmack rauhen Anstrengung des Gedächtnißes bedurft habe,

habe, um eine immer zu geschäftige Phantasie zum Schweigen zu nöthigen. Er giebt dieses an dem erst-genannten Orte selbst zu erkennen, indem er dem Quinctilianus, Cicero, und andern berühmten Römern, das zu erlernende Alphabet entgegensetzt, und von den vielen Schwierigkeiten, dem oftmaligen Verzweifeln und neuem Anfange spricht, womit er zu kämpfen gehabt habe. In der Folge wandte er desto mehrern Fleiß auf die hebräische Sprachkunde, und nützte sie zu biblischen Uebersetzungen, damit die Juden nicht ferner, wie er sagt, (Praef. in vers. Iesaiae, p. 474. T. I. Opp. ed. Mart.) den Christen bitter vorwerfen möchten, sie hätten ihre heiligen Schriften verfälscht.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Man sieht schon hieraus, daß mit dem Hieronymus kein gemeiner Einsiedler und Schwärmer in der syrischen Wüste vergraben worden war. Ein Geist wie der seinige, konnte unmöglich ganz durch heiligen Wahnsinn, (denn so kann man es kurz ohne Ungerechtigkeit nennen, was er selbst vorher von sich gemeldet hat,) durch Beten und Fasten, geistliche Grübeleien, Herumschweifen in der Wüste, kleinliche Handarbeiten, und Anfangsgründe der hebräischen Sprachkenntniß genährt oder beschäftigt werden: das zeigte sich überhaupt während der fünf Jahre, die er ohngefähr daselbst zubrachte. Er unterhielt immer noch mit der edlern Welt, die er verlaßen hatte, das heißt mit seinen Freunden und Büchern, eine angenehme Verbindung. Evagrius besuchte ihn oft von Antiochien aus, und übernahm die Bestellung alles deßen, was für ihn gehörte. Er schrieb an seine Freunde in Aquileja, und in andern abendländischen Gegenden; sehr betrübt, wenn ihre Zuschriften ausblieben. Bald empfal er ihnen seine Schwester, die sich von ihrem sittlichen Falle wieder aufgerichtet hatte; bald verlangte er von ihnen theologi-

 sche

J. n. C.G. 363 bis 430. sche Schriften der Kirchenlehrer, die römische Geschichte des Aurelius Victor, und andere Bücher mehr. Hinwiederum bot er ihnen einige aus seinem Vorrathe an; besonders von seinen vielen Handschriften der Bibel, ihren Uebersetzungen und Erklärungen, (sacrae Bibliothecae codices,) die er desto leichter mittheilen könne, weil er sich junge Abschreiber (alumnos, qui antiquariae arti serviant,) gezogen habe. Es blieb ihm noch sehr geläufig, mit Ausdrücken und Versen seiner alten Lieblingsschriftsteller zu reden; wenn er gleich einmal, indem er eine Stelle des Horatius gebraucht, eingedenk wo er lebte, sie nur einem Gewissen (quidam) zuschrieb. Doch nahmen biblische Untersuchungen und seiner Lebensart gemäße Betrachtungen seine Zeit hauptsächlich ein. (Epist. V. ad Florentium, p. 14. sq. Ep. VI. ad Iulianum, p. 16. sq. ed. Vallars.)

Außer seinen Briefen, welche noch als Denkmäler dieser Gesinnungen übrig sind, giebt es andere, die er mit größerm Fleiße, und in dem Umfange von Abhandlungen, aufsetzte. Hieher gehört sein langes Schreiben an den Heliodorus, (Epist. XIV. p. 28. sq. ed. Vall.) das man bereits an einem andern Orte (Christl. K.G. Th. VIII. S. 343 - 346.) im Auszuge und beurtheilt gelesen hat. Ob es gleich daselbst, nach der sonst herrschenden Meinung, unrichtig in seine jugendlichen Jahre gesetzt worden ist; so hat es doch am unzeitigen Witze und deklamatorischer Beredsamkeit, wenigstens die Fehler dieses Alters an sich. Aber es ist auch völlig eine so feurige Anpreisung des Mönchslebens, wie man sie von einem guten Kopfe, der durch die Hitze der syrischen Wüste etwas angebrannt ist, erwarten kann. Es gereicht dem Hieronymus zur Ehre, daß er in seinem Alter die häuffigen Flecken dieses Briefs selbst erkannt hat. (Epist. LII. ad Nepotian. p. 252. sq. ed. Vall.) Einen

nen Theil derselben muß man auch auf die Rechnung J. n.
des empfindlichen Schmerzens setzen, den er darüber C. G.
empfand, daß Heliodorus, sein Freund und Ge- 363
fährte zu Antiochien, der bereits im Begriff gewe- bis
sen war, sich mit ihm in die Einöde zu begeben, die- 430.
sen Vorsatz, ohngeachtet seiner Bitten und Klagen, geändert, ihn sogar verlaßen hatte. Selbst durch dieses Schreiben erreichte er die gewünschte Absicht beym Heliodorus nicht.

Um eben dieselbe Zeit, da Hieronymus ein Einsiedler war, beschrieb er auch das Leben des ersten berühmten christlichen Einsiedlers, Paulus von Theben. Der vornehmste Inhalt dieses an einen andern Paulus, seinen Freund zu Concordia, einer Stadt nicht weit von Aquileja, gerichteten Aufsazes, (Tom. II. Opp. Hier. p. 1. sq. ed. Vall.) ist gleichfals schon in der frühern Geschichte dieses Werks ausgezeichnet worden. (Th. IV. S. 199. fg. und Th. V. S. 159. fg.) Hieronymus meldet darinne, daß er nicht sowohl im Vertrauen auf seine Gaben, als weil es an einer solchen Lebensbeschreibung fehle, dieselbe unternommen habe. Er versichert auch, daß er wegen einfältiger Leser, sich viele Mühe gegeben habe, die Schreibart herabzustimmen; wiewohl die Flasche, ob sie gleich nur mit Waßer angefüllt sey, noch immer den Geruch behalte, der ihr, als sie noch neu war, gegeben wurde. In der That hat er sich auch hier nicht enthalten können, einen Ton zu wählen, der nichts als außerordentliche und wundervolle Dinge ankündigt. Zwar scheint er die Glaubwürdigkeit seiner Erzählung außer allen Streit setzen zu wollen, indem er bey der Nachricht, daß ein Palmbaum dem Paulus zugleich Speise und Kleidung verschafft habe, hinzusetzt: „Damit dieses niemanden unmöglich vor„kommen möge, so rufe ich Jesum und seine heiligen

J. n. C. G. 363 bis 430.

„Engel zu Zeugen an, daß ich in derjenigen Gegend „der syrischen Wüste, welche an die Saracenen stößt, „Mönche gesehen habe, und noch sehe, von denen der „eine dreyßig Jahre hindurch eingeschloßen, von Ger„stenbrodt und kothigem Waßer gelebt hat; der an„dere aber in einem alten Brunnen, dergleichen die „Syrer in ihrer Sprache Gubba nennen, sich täg„lich nur mit fünf trocknen Feigen nährte." Allein dieser Aufwand von Betheurung ist nicht allein für jene Nachricht viel zu groß und übel angebracht; sondern kann auch den folgenden seltsamen Mährchen gar keine Glaubwürdigkeit ertheilen. Zuletzt steht eine rednerische Vergleichung der lasterhaften Reichen mit dem im Leben und Tode armen Einsiedler **Paulus**, und eine Bitte an alle Leser, sich des Sünders **Hieronymus** (vermuthlich in ihrem Gebete,) zu erinnern, „der, wenn ihm der Herr die Wahl laßen „sollte, viel lieber den Rock des **Paulus** mit seinen „Verdiensten nehmen möchte, als den Purpur der „Könige mit ihren Strafen."

Daß er seine erste **Auslegungsschrift** über den **Propheten Obadja**, auch in der Einöde geschrieben habe, ist ebenfalls nicht unwahrscheinlich. Sie ist nicht mehr vorhanden: denn als er, viele Jahre darauf, die zweyte schrieb, urtheilte er von jener so verächtlich, daß er ihren Untergang dadurch beförderte. Man wird ihn schon wieder selbst darüber hören müßen, weil er auch das Gewöhnliche stets auf eine eigene Art vorzutragen sucht. Als ich ein Kind war, sagt er, (Praef. Explanat. in Abdiam, p. 1454. T. III. Opp. ed. Mart.) da redete ich wie ein Kind, war klug wie ein Kind, und dachte wie ein Kind. Als ich aber ein Mann ward, da legte ich ab, was kindisch war. Wenn der Apostel zunimmt, und, indem er täglich das Vergangene vergißt, sich über das vor ihm Liegende verbreitet, auch nach dem Be-

fehl

fehl des Erlösers, den Pflug hält, ohne rückwärts zu J. n.
sehen: wie vielmehr muß ich der Verzeihung werth C.G.
seyn, der ich noch nicht zum Alter eines vollkomme- 363
nen Mannes, und zum Maaß Christi gelangt bin, bis
daß ich in meinen jüngern Jahren, durch Eifer und 430.
Liebe zur Schrift aufgemuntert, den Obadja, deßen Geschichte ich nicht kannte, allegorisch erklärt habe! Mein Geist war nach mystischen Einsichten begierig: ich hatte gelesen, daß denen, die glauben, alles möglich sey; wußte aber nicht, daß die Gaben verschieden wären: mit der Gelehrsamkeit der Welt war ich bekannt, und glaubte daher, daß ich ein versiegeltes Buch lesen könne. Ich Thor! die vier und zwanzig Aeltesten, welche Schaalen und Cithern in ihren Händen haben, ingleichen die vier Thiere voll Augen, stehen von ihrem Throne auf, bekennen ihre Unwissenheit, und singen zur Ehre des Lamms, und der Ruthe von der Wurzel Jeße; und ich meinte das zu können, was ich glaubte!" Noch endigt er eigentlich die Erklärung über seine Untüchtigkeit nicht; aber man hat nunmehr genug, um zu sehen, wie wenig er oft aufzuhören wiße, wenn er sich zu sehr in seinen Bildern und Anspielungen gefällt. Er hatte eigentlich diese Auslegungsschrift nicht bekannt gemacht; nach einiger Zeit wurde ihm gleichwohl eine Abschrift davon aus Italien mit Lobsprüchen seiner Arbeit gebracht: und er wunderte sich, daß ein schlechtes Buch doch einen Leser von eben so eingeschränktem Verstande habe finden können, der es hochschäzte.

Unter solchen Beschäftigungen hatte Hieronymus seit dem Jahr 374. in der syrischen Wüste gelebt, als ihn kirchliche Streitigkeiten bis dahin verfolgten, und endlich gar nöthigten, diesen seinen Zufluchtsort zu verlaßen. Das meletianische Schisma in dem benachbarten Antiochien, deßen Anfang und erweiterter Fortgang an seinem Orte beschrieben wor-

J. n. C.G. 363 bis 430.

den ist, (Th. VI. S. 168. fg. S. 212. fg.) war damals auf das höchste gestiegen. Die Katholischen in der gedachten Stadt theilten sich noch immer in zwo Partheien, davon die eine den Meletius, die andere den Paullinus vor ihren Bischof erkannte. Hierzu kamen noch die Anhänger des Vitalis, der sich von den beiden vorhergehenden getrennt hatte, und vom Apollinaris zum Bischof geweiht worden war; der Arianer nicht zu gedenken, deren Gemeine vom Euzojus regiert wurde. Viele andere Bischöfe und Gemeinen erklärten sich über diese Spaltung auch verschiedentlich. Damasus zu Rom, und Athanasius zu Alexandrien, überhaupt aber die abendländischen Bischöfe, sahen den Paullinus für den rechtmäßigen Bischof an, mit dem sie auch die Kirchengemeinschaft unterhielten. Basilius der Große hingegen, und die meisten morgenländischen Bischöfe waren dem Meletius zugethan; unter deßen Freunde zu Antiochien selbst, insonderheit die beiden berühmten Lehrer, Flavianus und Johannes Chrysostomus gehörten. Da Hieronymus aus den Abendländern nach Syrien gekommen war: so konnte man von ihm natürlich eine Neigung gegen den Paullinus erwarten. Sein bester Freund zu Antiochien, Evagrius, war ebenfals auf dieser Seite. Allein die Meletianer machten in den Gegenden, wo er sich nunmehr aufhielt, eine so zahlreiche Parthey aus, und die Verwirrung, welche aus diesen und andern kirchlichen Händeln entstand, war so groß, daß es nicht zu verwundern ist, wenn er dabey unschlüssig blieb. Es scheint sogar beynahe, daß er gezweifelt habe, ob er sich nicht zu dem von seinem ehemaligen Lehrer Apollinaris geweihten Bischof Vitalis schlagen müße.

Dazu gesellte sich aber noch eine andere Streitigkeit, die durch diese meletianische Trennung desto

37. sq. ed. Vall.) sind in der ihm so gewöhnlichen J. n.
pomphaften, mit gewaltsam herbeygezogenen Stellen C. G.
und Bildern der heiligen Schrift überladenen 363
Schreibart, abgefaßt. „Weil die Morgenländer, bis 430.
so fängt er das erste Schreiben an, durch die alte Wuth der Völker zerrüttet werden, und den unzerschnittenen, auch darüber gewürkten Rock des Herrn in kleine Stücken zerreißen, und Füchse den Weinberg Christi verderben, so daß es schwer fällt, zwischen den zertretenen Brunnen, die kein Waßer haben, zu erkennen, wo die versiegelte Quelle und der verschloßene Garten ist: so habe ich geglaubt, daß ich den Lehrstuhl Petri und einen durch apostolischen Mund gelobten Glauben zu Rathe ziehen müße. Ich begehre jetzt daher Speise für meine Seele, wo ich ehemals die Kleider Christi empfangen habe. Nicht einmal das große dazwischen liegende Meer und weite Land haben mich von der Aufsuchung der kostbaren Perle abhalten können. Wo es einen Körper giebt, da versammeln sich auch die Adler. Nachdem böse Kinder ihr väterliches Erbtheil verschwendet haben, wird jetzt bey euch allein die unverdorbene Erbschaft der Vorfahren aufbewahrt. Dort trägt der Saame des Herrn hundertfältige Frucht; hier artet das Getreide in Unkraut aus. Jetzt geht in den Abendländern die Sonne der Gerechtigkeit auf; im Morgenlande aber hat der gefallne Lucifer seinen Thron über den Gestirnen errichtet. Ihr seyd das Licht der Welt, das Salz der Erde, die goldenen und silbernen Gefäße; hier aber erwarten die irdenen oder hölzernen Gefäße, eine eiserne Ruthe und einen ewigen Brand. Wenn mich also gleich deine Größe schröckt; so ladet mich doch deine Leutseeligkeit ein. Als ein Schlachtopfer fordere ich von dem Priester Heil; als ein Schaaf von dem Hirten Schutz. Fern sey der Neid! die Pracht der römischen Hoheit weiche! ich rede nur mit dem Nachfolger des Fischers, und mit

dem

J. n. C. G. 363 bis 430. dem Schüler des Kreuzes. Ich folge keinem Ersten, als Christo, und halte mich an die Gemeinschaft mit Deiner Heiligkeit, das heißt, mit dem Lehrstuhl Petri. Ich weiß, daß die Kirche auf diesen Felsen erbauet worden ist. Ein jeder, der das Lamm außerhalb dieses Hauses ißt, ist unheilig. Wer sich nicht in der Arche des Noah finden wird, der wird während der Sündfluth umkommen. Und weil ich in meinem so entlegenen Aufenthalte das Heilige des Herrn (er meint das heilige Abendmahl, als Zeichen der kirchlichen Gemeinschaft,) von Deiner Heiligkeit mir nicht immer ausbitten kann: so folge ich hier Deinen Mitgenoßen, den ägyptischen Bekennern, (sie waren als Feinde des Arianismus verfolgt worden,) und liege als ein kleines Schiffchen unter den Lastschiffen verborgen. Ich kenne den Vitalis nicht; den Meletius verwerfe ich; ich weiß nichts vom Paullinus. Wer mit Dir nicht sammelt, der zerstreuet; das heißt, wer Christi nicht ist, der ist des Antichrists.“ Hierauf beklagt sich Hieronymus, daß man von ihm, einem Römer, nach den Schlüssen der nicänischen und alexandrinischen Kirchenversammlung, den neuen Nahmen von drey ὑποστάσεις fordere. Welche Apostel, ruft er aus, haben dieses gelehrt? Er behaupte zwar, sagt er, drey selbstbestehende Personen; aber das sey den ungestümen Forderern nicht genug; sie drängen auf das Wort selbst, und machten ihn zum Ketzer, wenn er es nicht annehme. Gleichwohl sey doch derjenige, der unter ὑπόστασις so viel als ὀυσία verstehe, und diesem zu Folge nicht eine ὑπόστασις in drey Personen festseze, kein Verehrer Christi; und wegen dieses Bekenntnißes werde er zugleich nebst dem Damasus, mit dem Vorwurfe des Sabellianismus (cauterium unionis) gebrandmarkt. Er fährt nunmehr fort; „Thut, ich bitte euch den Ausspruch! und ich werde mich nicht scheuen, drey ὑποστάσεις zu sagen. Wenn ihr

ihr befehlt: so mag ein neuer Glaube, nach dem ni- J. n.
cänischen, errichtet werden, und wir Rechtgläubige C. G.
wollen in gleichen Worten mit den Arianern beken- 363
nen. Die ganze Schule der weltlichen Gelehrsamkeit bis
versteht doch unter ὑπόστασις nichts als οὐσία. Sollte 430.
wohl jemand mit gottlosem Munde drey Substanzen nennen können?" Das führt ihn weiter auf eine Entwickelung des katholischen Lehrbegriffs von einer göttlichen Substanz in drey Personen; und er ist überzeugt, daß unter dem Ausdrucke drey Hypostasen, wenn er gleich richtig erklärt werde, doch Gift verstecke liege, weil die Vertheidiger deßelben so sehr darauf dringen, ohne sich an dem Verstande jener Erklärung zu begnügen. Zuletzt bittet er den Bischof bey dem gekreuzigten Heil der Welt, und bey der Dreyeinigkeit gleiches Wesens, ihm Anweisung zu geben, ob er den oftgenannten Ausdruck gebrauchen soll, oder nicht?

Die Antwort des Damasus kam nicht so bald, als Hieronymus wünschte: daher wiederholte dieser seine Bitte. Er schickte dabey wiederum einen gezwungenen Eingang von erhörten Flehenden aus der heiligen Schrift voraus. Von den drey katholischen Gemeinen zu Antiochien, deren jede ihn an sich zu ziehen suchte, sagt er, er schreye: Wer mit dem Lehrstuhl Petri vereinigt ist, der ist der meinige. Das Haupt einer jeden von ihnen gebe vor, er stehe mit dem Damasus in der Kirchengemeinschaft; aber hierinne müßten entweder zween oder alle lügen. Die Gründe, mit welchen er diesen Bischof beschwört, ihn hierüber zu belehren, sind zum Theil aus dem künftigen Leben genommen, und er schließt mit den Worten: Verachte ja diejenige Seele nicht, für welche Christus gestorben ist! — Um eben dieselbe Zeit beschwerte er sich in dem Briefe an einen Presbyter Marcus, (Epist. XVII. p. 42. sq. ed. Vallars.) der

J. n. C.G. 363 bis 430. vermuthlich den öffentlichen Gottesdienst für die Mönche in der Landschaft Chalcis verwaltete, sehr lebhaft über dieselben. Sie beunruhigten ihn ohne Aufhören mit Anforderungen wegen seines Glaubensbekenntnißes, und mit Beschuldigungen der Ketzerey; sie ließen ihm keinen Winkel der Einöde mehr frey. Schon hätten sie seine Freunde genöthigt, dieselbe zu verlaßen, indem diese sagten, es sey beßer unter wilden Thieren, als mit solchen Christen zu wohnen; er werde ihnen auch bald nachfolgen.

Nicht wegen der streitigen Fragen allein, die solche Quellen des Verdrußes für den Hieronymus wurden; sondern mehr wegen der Art, wie er sie dem Bischof Damasus vorgelegt hat, ist so viel aus seinen Briefen dieses Inhalts angeführt worden. Die kriechenden Schmeicheleien, mit welchen er, der noch nicht einmal im Lehrstande war, den ersten Bischof der Christenheit, der Gemeine insonderheit, wo er die Taufe empfangen hatte, verehrte, sind auch darum nicht unerwartet, weil er in den Abendländern an eine ziemliche Einigkeit im Glauben und in der Kirchenregierung gewohnt, so viel Zwist, Verwirrung und Verfolgungssucht über beide in den morgenländischen Gegenden angetroffen hatte. Man merkt es zwar in der Geschichte dieser Zeiten, und selbst der eben beschriebenen Händel, sehr wohl, daß es noch eine große Seltenheit gewesen seyn müße, in einem so hohen Tone von den römischen Bischöfen zu sprechen. Athanasius würkte mit einem weit kräftigern Ansehen, als sie, auf die Entscheidung über das meletianische Schisma, und seinem Urtheil folgten erst die Abendländer nach. Die Kirchengemeinschaft mit dem alexandrinischen Bischof zu unterhalten, war für die Bischöfe der verschiedenen antiochenischen Partheyen eben so wichtig, als diejenige, welche sie mit dem römischen suchten. Auch fand

Me-

Meletius diese Gemeinschaft, welche man ihm zu Rom und Alexandrien versagte, bey den ansehnlichsten Bischöfen der Morgenländer, wie bey dem Basilius von Cäsarea in Palästina. Allein man muß doch gestehen, daß es eben Hieronymus gewesen ist, der durch die ungeheuren Lobsprüche, die er der römischen Kirche und ihren Bischöfen beilegte, durch seine genauern Verbindungen mit denselben, durch die von ihm zuerst schriftlich ausgebreitete und befestigte Sage von dem fünf und zwanzigjährigen Bißthum des Apostels Petrus zu Rom, und durch andere Merkmale der höchsten Verehrung und Ergebenheit gegen diese Bischöfe, ihnen in der abendländischen Kirche die Mittel sehr erleichtert hat, um sich, wie in ihrer Geschichte (Th. VIII. S. 129. fg.) gezeigt worden ist, seit dem Anfange des fünften Jahrhunderts, mit sichtbarem Glücke ungemein empor zu schwingen. Tillemont übergeht, indem er den Inhalt der vorher angeführten Briefe des Hieronymus an den Damasus angiebt, (l. c. p. 45. sq.) beinahe alles, was darinne zur unmäßigen Erhebung dieses Bischofs und seiner Kirche vorkömmt. Er urtheilt sogar, daß Hieronymus wohl zu sehr gegen die morgenländischen Lehrer, und ihren Satz von drey göttlichen Hypostasen, eingenommen gewesen seyn möchte; sich in demjenigen, was er darüber sagt, widerspreche, und den Damasus zu einem Schritte zu verleiten suche, der eine offenbare Trennung zwischen den Morgenländern, (als heimlichen Arianern, nach dem Hieronymus,) und den Abendländern hervorgebracht haben müßte. Alles dieses hat ihm Stilting (loc. citat. pag. 452. seq.) sehr übel genommen. Er bemüht sich vielmehr darzuthun, daß Hieronymus hierbey durchgehends recht gehandelt und richtig geschrieben habe. Allein man kann schwerlich anders als Tillemonts Urtheile in der Hauptsache beitreten. Als Friedensstifter insonderheit

J. n. C.G. 363 bis 430

J. n. C. G. 363 bis 430.

derheit hat sich Hieronymus gewiß nicht in diesen Briefen dargestellt.

Ob und was ihm Damasus geantwortet habe, ist nicht bekannt; aber daß dieser Bischof sich für den Paullinus, und für die Behauptung einer göttlichen Hypostasis, erklärt habe, leidet gar keinen Zweifel. Auch Hieronymus also lebte zu Antiochien, wohin er sich im Jahr 378 oder 379. aus seiner geliebten Einöde ungern begeben hatte, in kirchlicher Gemeinschaft mit dem Paullinus: denn dieser weihte ihn bald darauf zum Presbyter. Eigentlich geschah dieses nicht nach der Neigung des Hieronymus; und er behielt sich daher eine Freyheit vor, die sonst ein solcher ordentlicher Lehrer nicht genoß. „Habe ich dich gebeten, sagte er zum Paullinus, (Libro contra Iohann. Hierosolym. p. 452. T. II. Opp. ed. Vallars.) daß Du mich weihen solltest? Wenn Du mich dergestalt zum Presbyter machst, daß Du mich zugleich Mönch seyn läßest, so magst Du selbst zusehen, wie Du Dein Urtheil verantwortest. Wenn Du mir aber unter dem Nahmen des Presbyter, dasjenige entreißest, dem zu Gefallen ich die Welt verlaßen habe, (er meint die Freyheit von bestimmten Geschäften unter den Menschen,) so behalte ich, was ich immer hatte, und Du hast auch durch Deine Weihung nichts verloren." Würklich konnte er sich auch, nach einem Schreiben des Epiphanius, (Epist. CX. inter Hieron. Epist. p. 822. ed. Mart.) noch im Jahr 394. nicht überwinden, den öffentlichen Gottesdienst als ein Presbyter irgendwo zu verwalten. Er war demohngeachtet Presbyter der Gemeine von Antiochien: und man darf sich keineswegs die Vorstellung von ihm machen, daß er, den alten Kirchengesetzen zuwider, ohne Rücksicht auf eine besondere Gemeine, zum Presbyter geweiht worden wäre. Neuere römisch-

nicht wenig darauf ein, daß er einen solchen Lehrer gehabt hätte. (Catalog. Scriptt. Eccles. c. 117. Epist. XXXII. ad Domnion. p. 245. ed. Mart. Apolog. advers. Rufin. L. I. p. 363. l. cit. Epist. XXXIV. p. 262. welche Stelle bereits im vorhergehenden Theil dieser Geschichte, eingerückt worden ist.) Unter diesem schätzbaren Anführer mag außer seiner Fertigkeit in der biblischen Exegetik, zugleich seine Neigung zu den griechischen Kirchenschriftstellern sehr gewachsen seyn.

J. n. C.G. 363 bis 430.

Wenigstens übersetzte er in den zwey bis drey Jahren, die er zu Constantinopel blieb, mehr als eine Schrift derselben. Eine davon war das Chronicon des Eusebius, von welchem schon anderwärts in dieser Geschichte, so wie auch kürzlich von deßen Uebersezung durch den Hieronymus, Nachricht ertheilt worden ist. (Chr. KGesch. Th. V. S. 184. fg.) Aus dem Schreiben an zween Freunde, mit welchem er diese Arbeit begleitete, (Epist. CIV. p. 804. sq. ed. Martian.) und worinne er zeigte, daß es eine Geistesübung der ältern Gelehrten gewesen sey, Uebersezzungen aus dem Griechischen ins Lateinische zu verfertigen; aber auch, wie viele Schwierigkeiten sich dabey fänden, könnte man schließen, daß auch er hierbey nur diese Absicht gehabt habe. Doch fehlte es würklich den Römern noch an einem solchen Werke, wie das chronologischhistorische des Eusebius war. Er entschuldigte sich ebendaselbst, daß er diese Uebersetzung einem Geschwindschreiber ziemlich eilfertig in die Feder habe sagen müßen; daher sie nur für eine freundschaftliche Beurtheilung gehöre. Unterdeßen setzte er doch hinzu, daß er die Urschrift auf das getreueste ausgedrückt, nur hin und wieder, besonders in der römischen Geschichte, einiges weggelaßene hinzugefügt habe, welches vom Eusebius deswegen übergangen worden sey, weil er es seinen Lesern nicht

 für

J. n. C.G. 363 bis 430. für seine Meinung beybringt, kömmt auf die Vorzüge des Bischofs an, der nicht mehr das Salz der Erden seyn, noch die Hände auflegen, und durch das Gebet den heiligen Geist herabrufen könne, sobald er einmal durch die Ketzerey angesteckt worden sey. Der Rechtgläubige hingegen dreht sich beständig um den einzigen freylich hinlänglichen Widerlegungsgrund herum, daß die Luciferianer, da sie von den Arianern getaufte, nach abgelegter Kirchenbuße, unter sich aufnähmen, diese Gemeinschaft noch weniger den büßenden arianischen Bischöfen versagen könnten. Zugleich wird auch die Meinung des Diakonus Hilarius bestritten, der die arianische und jede andere Ketzertaufe für ungültig erklärte. Cyprianus dachte zwar über dieselbe eben so; aber, setzt Hieronymus hinzu, er hob deswegen die Kirchengemeinschaft mit den anders gesinnten nicht auf. Eine merkwürdige Stelle dieses Gesprächs über die Tradition, als eine Quelle kirchlicher Gebräuche, hat man schon an einem andern Orte, (Th. IX. S. 140. fg.) gelesen. Noch findet man auch darinne einige Nachrichten zur Geschichte des Arianismus.

Im Jahr 379. oder 380. reiste Hieronymus nach Constantinopel, gelockt durch den ausnehmenden Ruhm des Gregorius von Nazianzus, welcher sich damals in dieser Hauptstadt aufhielt, und gleich darauf auch, aber nur eine sehr kurze Zeit hindurch, das Bißthum der dortigen Stadt übernahm. Seine Beredsamkeit, und vorzüglich seine Stärke in der Erklärung der heiligen Schrift, bewogen den Hieronymus, der sich schon seinem funfzigsten Jahre näherte, ihn nicht allein vor der Gemeine lehrend mit Begierde anzuhören; sondern sich auch seines häuslichen Unterrichts in der Schriftauslegung noch besonders zu bedienen. Er wiederholte es nachher bey verschiedenen Gelegenheiten, und bildete sich

meinem Beifall aufgenommen, und bis auf die neue- J. n.
sten Zeiten fortgepflanzt worden. Doch hatten schon C.G.
im vorigen Jahrhunderte der Bischof Arnaud Pon- 363
tac, noch vor dem Scaliger, (in dem seiner Aus- bis
gabe von den Chroniken des Eusebius, Hierony- 430.
mus und Prosper, zu Bourdeaux 1604. Fol. beigefügtem Apparatus in Notas et Castigationes in Eusebii Chronicum, den Vallarsi am gedachten Orte wieder abdrucken ließ,) und hernach der Dominicaner Jacob Goar, (Praefat. et Not. in Georg. Syncelli Chronicon, Paris. 1652. fol.) die Meinung vorgetragen, daß Eusebius nur ein chronologischhistorisches Werk ausgefertigt habe; welches auch in der Uebersetzung des Hieronymus noch vorhanden sey. Mit keinem von allen diesen Schriftstellern ist Hieronymus von Prato, in den schon anderswo (Th. V. S. 186.) genannten Büchern völlig zufrieden. Auf der einen Seite bestreitet er das Vorgeben des Vallarsi, daß Eusebius nur ein Werk von gedachtem Inhalte abgefaßt habe: aber er leugnet doch mit demselben wider den Scaliger, daß Hieronymus beyde Schriften übersetzt habe; nur auf die zweyte, glaubt er, habe dieser Lehrer seinen Fleiß gewandt. Es ist schlechterdings unmöglich, hier bey den Gründen dieser verschiedenen Meinungen stehen zu bleiben, ohne in weitläufige Untersuchungen verwickelt zu werden, die mehr in eine neue Ausgabe der Chroniken des Eusebius und Hieronymus gehören. Zur Gewißheit kann vielleicht keine derselben gebracht werden; eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit bleibt immer für die vom Scaliger angenommene übrig. Daß man sich aber überhaupt auf die historische Glaubwürdigkeit des Hieronymus in dieser von ihm so sehr veränderten Chronik, nicht sonderlich verlassen dürfe, ist schon ehemals (Chr. KG. Th. II. S. 152.) an einem berühmten Beispiele, an der Nachricht von dem fünf

 und

J. n. C. G. 363 bis 430.

für so nothwendig hielt. Vom Ninus und Abraham also, bis auf die Eroberung von Troja, habe er bloß übersetzt; von dieser Begebenheit an hingegen, bis zum zwanzigsten Jahre Constantins, habe er vieles hinzugesetzt und eingemischt, welches er sorgfältig aus dem Suetonius und andern berühmten Geschichtschreibern gezogen habe; endlich von dem gedachten Jahre an, (mit welchem Eusebius aufhörte,) bis zum Jahr 378, habe er eine eigene Fortsetzung ausgearbeitet. In den spätern Abschriften ist diese uneigentlich sogenannte Uebersetzung auf mancherley Art verunstaltet worden. Joseph Scaliger, der sich um die richtige Ausgabe derselben, um die Wiederherstellung der griechischen Urschrift, und um die fruchtbarste Erläuterung von beyden, so viele Mühe gab, wie am angeführten Orte (S. 185.) gemeldet worden ist, konnte doch wegen einiger willkührlichen Mittel, die er dazu ergriff, oder unerwiesenen Aussprüche, vielfachem Tadel nicht entgehen. Da er überdies des Hieronymus, welcher sich ziemlich große Freyheiten als Uebersetzer nahm, nicht geschont hat; so ist ihm auch von dem neuesten Herausgeber dieser hieronymischen Chronik, vom Vallarsi, (im achten Bande der von ihm gesammleten Werke des Hieronymus,) häufig, und zum Theil nicht ohne Härte widersprochen worden. Unter andern sucht er zu beweisen, (Praefat. in Tom. VIII. Opp. Hieron. p. VII. sq. und ausführlich in den Anmerkungen zur Chronik selbst,) es sey eine bloße Erdichtung des Scaliger, als wenn Eusebius zwey Bücher dieses Inhalts geschrieben hätte, eine zusammenhängende Chronographie oder Weltgeschichte nach der Zeitordnung, und chronologische Tabellen; welche beide vom Hieronymus übersetzt worden wären, darunter aber vom erstern und größern sich nur einige verstümmelte Stücke erhalten hätten. Diese Behauptung des Scaliger war mit fast allgemeinem

meinem Beifall aufgenommen, und bis auf die neue- J. n.
sten Zeiten fortgepflanzt worden. Doch hatten schon C.G.
im vorigen Jahrhunderte der Bischof Arnaud Pon- 363
tac, noch vor dem Scaliger, (in dem seiner Aus- bis
gabe von den Chroniken des Eusebius, Hierony- 430.
mus und Prosper, zu Bourdeaux 1604. Fol. beigefügtem Apparatus in Notas et Castigationes in Eusebii Chronicum, den Vallarsi am gedachten Orte wieder abdrucken ließ,) und hernach der Dominicaner Jacob Goar, (Praefat. et Not. in Georg. Syncelli Chronicon, Paris. 1652. fol.) die Meinung vorgetragen, daß Eusebius nur ein chronologischhistorisches Werk ausgefertigt habe; welches auch in der Uebersetzung des Hieronymus noch vorhanden sey. Mit keinem von allen diesen Schriftstellern ist Hieronymus von Prato, in den schon anderswo (Th. V. S. 186.) genannten Büchern völlig zufrieden. Auf der einen Seite bestreitet er das Vorgeben des Vallarsi, daß Eusebius nur ein Werk von gedachtem Inhalte abgefaßt habe: aber er leugnet doch mit demselben wider den Scaliger, daß Hieronymus beyde Schriften übersetzt habe; nur auf die zweyte, glaubt er, habe dieser Lehrer seinen Fleiß gewandt. Es ist schlechterdings unmöglich, hier bey den Gründen dieser verschiedenen Meinungen stehen zu bleiben, ohne in weitläufige Untersuchungen verwickelt zu werden, die mehr in eine neue Ausgabe der Chroniken des Eusebius und Hieronymus gehören. Zur Gewißheit kann vielleicht keine derselben gebracht werden; eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit bleibt immer für die vom Scaliger angenommene übrig. Daß man sich aber überhaupt auf die historische Glaubwürdigkeit des Hieronymus in dieser von ihm so sehr veränderten Chronik, nicht sonderlich verlassen dürfe, ist schon ehemals (Chr. KG. Th. II. S. 152.) an einem berühmten Beispiele, an der Nachricht von dem fünf

J. n. fünf und zwanzigjährigen Bißthum des Apo-
C.G. stels Petrus zu Rom, gezeigt worden. Er hat
363 dieselbe auch in eine seiner spätern Schriften, (de vi-
bis ris illustr. c. 1.) eingerückt; aber in jener frühern
430. sollte sie desto weniger unter dem Nahmen und Ansehen des Eusebius stehen, da dieser Geschichtschreiber sie nicht allein in seiner Kirchengeschichte nicht berührt, sondern ihr auch im Grunde darinne widersprochen hat. Seitdem unterdeßen Hieronymus jene Sage so zuversichtlich niederschrieb, er, der auch sonst so viel zur vergrößerten Ehre der römischen Bischöfe beitrug, ist an der Wahrheit derselben in der abendländischen Kirche gar nicht mehr gezweifelt worden.

Außer dieser Bemühung mit dem Werke des Eusebius, übersetzte Hieronymus auch zu Constantinopel, vierzehn Homilieen des Origenes über den Jeremias, und vermuthlich noch daselbst eben so viele über den Ezechiel. Sie stehen sowohl in der Benediktinersammlung der Werke dieses berühmten Mannes, als in der Ausgabe des Hieronymus vom Vallarsi. (Tom. V. p. 741. sq.) In der Vorrede zu denselben an seinen Freund Vincentius sagt er, daß er auf sein Verlangen, den ganzen Origenes, diesen zweyten Lehrer der Kirchen nach den Aposteln, (wie ihn Didymus nenne,) lateinisch reden zu laßen anfange; aber wegen seiner durch vieles Lesen verursachten Augenschmerzen, und aus Mangel an Geschwindschreibern, etwas langsam. Er habe dabey, setzt er hinzu, die ungekünstelte Schreibart des Origenes, welche allein gemeinnützlich sey, beyzubehalten gesucht; und er verspricht, noch mehr von ihm zu übersetzen. Damals scheint also seine Verehrung gegen den großen Mann ungemein stark gewesen zu seyn; man erinnert sich aber aus der vorhergehenden Geschichte, (Th. X. S. 135. fg.) wie er sich nachher

wegen

wegen dieser ihm vorgeworfenen Uebersetzungen, mit einer ziemlich veränderten Gesinnung, erklärt habe. J. n. C. G. 363 bis 430.

Unterdeßen muß man doch gestehen, daß Hieronymus, auch da er zuerst die Schriften des Origenes zu übersetzen unternahm, keine uneingeschränkte Ergebenheit gegen alle Auslegungen deßelben gehabt habe. Einen Beweis davon giebt seine auch noch zu Constantinopel, um das Jahr 381. ausgearbeitete Abhandlung von den Seraphim. Sie ist zwar mit der Aufschrift eines Briefs an den Damasus, in die Sammlungen seiner Werke (ed. Martián. Tom. III. p. 515. sq. ed. Vallars. Tom. I. Epist. XVIII. p. 44. sq.) gebracht worden; hat aber nichts von der Briefgestalt an sich, sondern macht eine umständliche Erklärung des sechsten Hauptstücks Jesaiä aus. Nachdem der Verfaßer einiges von dem Könige Usia vorangeschickt, und das Gesicht des Propheten in das Sterbejahr des Romulus gesetzt hat: sucht er den geistlichen Verstand in der Geschichte des gedachten Königs aus. So lange derselbe lebte, wiederfuhr dem Propheten die göttliche Erscheinung nicht; das heißt: so lange die Sünde herrscht, sieht man Gott nicht in der Höhe, sondern nur im Thal des Gerichts sitzen. „Einige ältere griechische und lateinische Schriftsteller, sagt er ferner, haben unter dem Herrn, der auf dem Throne saß, Gott den Vater, unter den zwey Seraphim aber, die zur Seite standen, Jesum Christum und den heiligen Geist verstanden; allein so gelehrt sie auch waren, trete ich doch ihrem Ansehen nicht bey. Denn es ist viel beßer, das Wahre bäurisch, als das Falsche beredt vorzutragen; zumal da der Evangelist Johannes (Gesch. C. XII. v. 40. 41.) versichert, daß in diesem Gesichte nicht Gott der Vater, sondern der Eingebohrne, gesehen worden sey.“ In seinen spätern Jahren nannte er es eine abscheuliche Auslegung

J. n. gung des Origenes, der er sich hier widersetzt habe.
C.G. (Epist. XLI. p. 343. ed. Mart.) Um aber selbst die-
363 ses schwere Gesicht richtig deuten zu können, bittet er
bis
430. Gott, auch ihm eine Kohle von seinem Altar zu senden, damit aller Unflath der Sünde bey ihm abgewischt werde, und er zuerst die göttlichen Geheimniße sehen, nachher aber auch erzählen könne. Seraphim, fährt er nun fort, bedeutet im Hebräischen einen Brand, oder auch den Anfang ihres Mundes. Was für ein Brand ist dieses? Aus biblischen Stellen, wie Lucä C. XXIV. v. 32. sieht man, daß er in der heiligen Schrift befindlich sey, welche die Laster der Menschen durch ihr Lesen reinigt. Wenn ich aber auch die zweyte Bedeutung von Seraphim auf die Bibel ziehe: so muß ich befürchten, man möchte dieses nicht sowohl eine Erklärung derselben, als ihr Gewalt anthun, nennen. Gleichwohl ist die hebräische Sprache, nach dem Zeugniße des gesammten Alterthums, der Anfang des gemeinen Redens. Auf beiderley Art also zeigen die Seraphim die beiden Testamente an. Sie stehen, heißt es, um Gott, weil Gott aus ihnen gelernt wird. Ihre zwölf Flügel hat Victorinus von den Aposteln erklärt. Wir können aber auch die zwölf Steine des Altars, den kein Eisen berührt hat, oder die zwölf Edelgesteine im Brustschilde des Hohenpriesters, darunter verstehen. Was darunter wahr sey, mag Gott wißen; das Wahrscheinliche will ich in der Folge angeben. Die Seraphim bedeckten das Gesicht; aber nicht das ihrige, sondern Gottes: denn wer kann wißen, was er vor der Schöpfung der Welt, in der Ewigkeit gethan habe? Sie bedeckten auch die Füße, nemlich Gottes: denn wer kann wissen, was alles nach dem Ende der Welt vorgehen wird? Mit zwey Flügeln flogen sie; das heißt, wir wißen nur die mittlern Begebenheiten, so weit sie uns die heilige Schrift geoffenbaret hat. Einer rief

dem

dem andern zu: denn das alte Testament stimmt vollkommen mit dem neuen überein: Sie riefen: Heilig! u. s. w. In beiden Hauptheilen der Bibel wird die Dreyeinigkeit gepriesen: und überall wo die siebzig Dollmetscher den Herrn der Kräfte, den allmächtigen Herrn, ausgedrückt haben, steht im Hebräischen Herr Zebaoth. Aquila übersezt es: der Herr der Heerschaaren. Auch wird der Herr selbst hier, auf die Ihm eigene Art, mit vier Buchstaben, Jod He und Jod He, oder zwey Ja geschrieben, welche Verdoppelung den unaussprechlichen Nahmen Gottes ausmacht. Die Worte: alle Lande sind seiner Ehren voll, gehen auf die Ausbreitung des Evangeliums durch die Welt. Die Ueberschwelle wurde von ihrer Stimme erhoben: weil durch die Ankunft des Herrn in die Welt, das Hinderniß, in das Allerheiligste zu gehen, aufgehoben worden ist. Im Griechischen steht zwar aufgehoben, (sublatum) an statt erhoben, (elevatum;) allein man kann das zweydeutige Wort auf beyderley Art übersetzen. Das Haus wurde mit Rauch angefüllt: denn da Gott ein Feuer ist, deßen ganze Substanz wir nicht faßen können, so breitet sich davon gleichsam ein leichter Rauch durch die Welt aus, von dem wir sagen müßen: Wir sehen nur im Spiegel, und unser Erkenntniß ist Stückwerk. Ein sehr geübter griechischer Ausleger erklärt die Seraphim von gewissen Mächten (virtutes) im Himmel, welche vor dem Throne Gottes stünden, ihn lobten, und zu verschiedenen Geschäften abgesandt würden; besonders aber zu denjenigen, die einer Reinigung bedürfen, und wegen ehemaliger Vergehungen, einigermaaßen durch Strafen gereinigt zu werden verdienen. Was die Aufhebung der Schwelle, und das Erfüllen mit Rauch betrifft: so hält er dieses für ein Zeichen der Zerstörung des Tempels und Verbrennung der Stadt Jerusalem. Andere ziehen die Aufhebung der Schwelle auf die Zeit,

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430. da der Vorhang des Tempels zerriß, und ganz Israel durch die Wolken des Irrthums verworren wurde; da, nach der Erzählung des Josephus, die Priester aus dem Innern des Tempels die Stimme himmlischer Mächte hörten: Laßt uns diese Sitze verlaßen! Mein Lehrer im Hebräischen erklärt dieses Gesicht noch auf eine andere Weise. Denn er sagt, daß kein Prophet, außer dem Jesaias, die Seraphim neben Gott stehen gesehen, noch ihrer sonst gedacht habe. Es gebe aber hier ein Zeichen der Zerstörung Jerusalems unter dem Nebucadnezar. Denn vom Uzia an, bis auf den Zedekia, hätten eilf Könige regiert, nach welchem noch Gedalja von dem babylonischen Könige zum Regenten des Landes bestellt worden sey. Das wären die zwölf Flügel in dem Gesichte, von welchen vier zum Fliegen gedient hätten, weil nur vier von jenen Königen fromm waren; vier das Gesicht bedeckten, welche die bösen Könige anzeigen; und vier die Füße deckten: ein Bild der in die Gefangenschaft geführten Könige. Die Zange endlich, mit welcher die Kohle vom Altar genommen wurde, bedeute die Todesart, durch welche Jesaias umgekommen ist. Hier vergleicht sich Hieronymus auf eine demüthigende Art mit dem Propheten, der nur unreine Lippen gehabt habe; da hingegen an ihm alles unrein sey. Er setzt hinzu, in der heiligen Schrift gebe es nicht bloß, wie einige glaubten, einfache Worte; es liege viel in denselben verborgen. Ein anderes sage der Buchstabe, ein anderes die mystische Rede. Der Herr wäscht seinen Aposteln die Füße, gleich einem Knechte. Ich will zugeben, daß er dieses gethan habe, um uns Demuth zu lehren, damit wir einander dienen sollen. Warum sagt er aber zu dem sich weigernden Petrus: Wenn ich deine Füße nicht wasche, so hast du keinen Theil an mir? und warum antwortet dieser: Nicht die Füße allein; sondern auch die Hände

und das Haupt? Der Herr, der im Begriff war, J. n.
in den Himmel zurück zu kehren, will die Apostel, C. G.
welche auf der Erde stehend, noch mit dem Unflat der 363
Sünde verunreinigte Füße hatten, ganz von ihren bis
Vergehungen reinigen, damit sich die Worte des Pro- 430.
pheten auf sie schicken: **Wie lieblich sind die Füße derer, die den Frieden verkündigen!** und damit sie die Worte der Kirche nachahmen können, welche sagte: **Ich habe meine Füße gewaschen; wie sollte ich sie wieder beflecken?**

An diesem Auszuge, der ohngefähr über die Hälfte der Abhandlung des Hieronymus geht, hat man zugleich eine Probe im Kleinen, wie seine biblischen Auslegungsschriften im Großen und Ganzen beschaffen sind. Denn ob sich gleich, bey der genauern Beschreibung derselben, noch einiger Unterschied und selbst manches Vorzügliche darinne entdekken wird; so hat er doch die Stimmung, in welcher er diesen Aufsatz schrieb, auch bey seinen folgenden exegetischen Arbeiten großentheils beybehalten. Er läßt seine hebräische und griechische Sprachwißenschaft blicken; vergleicht die griechischen und lateinischen Uebersetzer der Bibel mit der Urschrift; führt gern verschiedne Meinungen berühmter Ausleger an, ohne immer ihren Werth zu beurtheilen; übergeht nicht leicht den Wortverstand; hält sich aber oft weit länger bey allegorischen Deutungen auf; wechselt mit gelehrten Anmerkungen und erbaulichen Betrachtungen ab, und unterhält auch nicht übel durch seine Schreibart. Was insonderheit die eben beschriebene Abhandlung betrift: so ist es zwar nicht schwer einzusehen, daß Hieronymus der willkührlichen Auslegung des Gesichts vom Origenes, eine eben so willkührliche entgegen setzt. Aber noch lehrreicher ist es, zu bemerken, wie ein Mann, der mit den besten Schriftstellern und Auslegern des griechischen und römi-

J. n. C. G. 363 bis 430.

mischen Alterthums so bekannt war, den allegorisch-mystischen Einfällen so viele Achtung habe erweisen können? Eine Ursache davon hat er selbst, wie man sieht, angegeben: den Reichthum an Geheimnißen, welcher in der heiligen Schrift verborgen liege. Er hat jedoch den Lesern hierbey gleichsam selbst Waffen wider sich in die Hände gegeben. Denn er bestimmt weder sorgfältig genug, wenn und wo man dem geheimen Verstande in der Bibel nachspüren müße; ob es überall, und bey der geringsten Reizung von ähnlichen Bildern, Wortspielen, und dergleichen mehr, geschehen dürfe? und ob nicht auf diesem Wege eine spielende Vieldeutigkeit bis ins Unendliche befördert werde? noch weniger hat er sich an den Anleitungen begnügt, welche ihm die biblischen Schriftsteller selbst ertheilten, in Gesichtern, Begebenheiten, oder Reden eine bildliche Bedeutung zu finden. So nennt er nicht den geringsten Grund, warum das Gesicht des Jesaias etwas anders, als die Verherrlichung Gottes durch Engel und Menschen andeuten soll. So fällt es zwar in die Augen, daß er deswegen in dem Fußwaschen Jesu mehr als ein Vorbild der Demuth sucht, weil damit ein Theilnehmen an ihm verbunden sey, und das Waschen auch von einer geistlichen Reinigung, die Füße auch in einer ähnlichen Verbindung bey den biblischen Schriftstellern gebraucht würden. Zu beweisen aber, daß diese Vergleichungen hieher gehören, daran hat er gar nicht gedacht. Eine andere Ursache jenes Fehlers beym Hieronymus ist tiefer versteckt; war ihm aber so wie die erstere, mit unzähligen andern Schriftauslegern gemein. Es ist der Mangel an feinerm poetischen Gefühle, das niemals erlaubt, alle Bestandtheile eines mannigfaltigen Bildes mühsam zu zergliedern; die Zahl der Seraphim und ihrer Flügel in Rechnung zu bringen; zu fragen, was jeder derselben insbesondere, was die Zange, die Kohle, und alles übrige in dem zu erklärenden Ge-

sichte

sichte bedeute; sondern das, vorausgesezt, man habe J. n.
einen Schriftsteller vor sich, der edler Dichtungen fä- C. G.
hig ist, in dem Ganzen, zu deßen Ausdrucke sich alle 363
Theile vereinigen, das Erhabene, Schröckliche, Zärt- bis
liche, und so weiter, empfindet, was bey dem Zerle- 430.
gen einzeler Züge, oder bey einem trockenen Wörter-
kram, verloren gehen muß. Da die prophetische und die poetische Sprache so nahe an einander gränzen, oft sich gar in einander verlieren: so merkt man es nirgends geschwinder, wo es dem biblischen Ausleger fehle, als im alten Testamente.

Hieronymus hatte sich unterdeßen in einen nicht geringen Ruf theologischer Gelehrsamkeit gesetzt, und fieng auch bey kirchlichen Geschäften an, eine beträchtliche Person zu spielen. Ein solches war von neuem die meletianische Spaltung zu Antiochien, die auch durch den Todt des Meletius im Jahr 381. nicht gedämpft wurde. Die Anhänger dieses Bischofs wählten nunmehr, an statt den Paullinus für ihr Oberhaupt zu erkennen, den Flavianus zu deßen Nachfolger, und die Bischöfe vieler morgenländischen Provinzen nahmen auch seine Parthey. Hingegen blieben die italiänischen Bischöfe, nebst den ägyptischen und arabischen, dem Paullinus zugethan. Es kam eine Kirchenversammlung zu Rom in Vorschlag, auf welcher Friedensunterhandlungen zwischen beyden Theilen gepflegt werden sollten. Zwar weigerten sich die Bischöfe von der meletianischen Parthey dieselbe zu besuchen; allein Paullinus selbst, und Epiphanius, Bischof von Salamis, reisten in Begleitung des Hieronymus im Jahr 382. dahin, um, wie man erwarten konnte, eine neue Unterstützung ihrer Parthey zu erhalten. Ob es Hieronymus aus eifriger Freundschaft für den Paullinus gethan; oder ob ihn der Bischof Damasus selbst dazu eingeladen habe? davon ist das eine beinahe so

J. n. C. G. 363 bis 430. mischen Alterthums so bekannt war, den allegorisch-mystischen Einfällen so viele Achtung habe erweisen können? Eine Ursache davon hat er selbst, wie man sieht, angegeben: den Reichthum an Geheimnißen, welcher in der heiligen Schrift verborgen liege. Er hat jedoch den Lesern hierbey gleichsam selbst Waffen wider sich in die Hände gegeben. Denn er bestimmt weder sorgfältig genug, wenn und wo man dem geheimen Verstande in der Bibel nachspüren müße; ob es überall, und bey der geringsten Reizung von ähnlichen Bildern, Wortspielen, und dergleichen mehr, geschehen dürfe? und ob nicht auf diesem Wege eine spielende Vieldeutigkeit bis ins Unendliche befördert werde? noch weniger hat er sich an den Anleitungen begnügt, welche ihm die biblischen Schriftsteller selbst ertheilten, in Gesichtern, Begebenheiten, oder Reden eine bildliche Bedeutung zu finden. So nennt er nicht den geringsten Grund, warum das Gesicht des Jesaias etwas anders, als die Verherrlichung Gottes durch Engel und Menschen andeuten soll. So fällt es zwar in die Augen, daß er deswegen in dem Fußwaschen Jesu mehr als ein Vorbild der Demuth sucht, weil damit ein Theilnehmen an ihm verbunden sey, und das Waschen auch von einer geistlichen Reinigung, die Füße auch in einer ähnlichen Verbindung bey den biblischen Schriftstellern gebraucht würden. Zu beweisen aber, daß diese Vergleichungen hieher gehören, daran hat er gar nicht gedacht. Eine andere Ursache jenes Fehlers beym Hieronymus ist tiefer versteckt; war ihm aber so wie die erstere, mit unzähligen andern Schriftauslegern gemein. Es ist der Mangel an feinerm poetischen Gefühle, das niemals erlaubt, alle Bestandtheile eines mannigfaltigen Bildes mühsam zu zergliedern; die Zahl der Seraphim und ihrer Flügel in Rechnung zu bringen; zu fragen, was jeder derselben insbesondere, was die Zange, die Kohle, und alles übrige in dem zu erklärenden Ge-

sichte

Auf eben dieser Kirchenversammlung aber war J. n. auch die Rede von der Art, wie die Apollinaristen, C. G. (eine neue irrgläubige Parthey, die in der Folge be- 363 schrieben werden wird,) in die Kirchengemeinschaft bis aufgenommen werden könnten. Damasus ließ zu 430. dieser Absicht, wie Rufinus (Apolog. pro Origene, p. 253. Tom. V. Opp. Hieron. ed. Martian.) erzählt, von einem seiner Freunde, einem Presbyter und sehr beredten Manne, der ihm gewöhnlich in solchen Geschäften diente, ein Glaubensbekenntniß aufsetzen, das die Apollinaristen unterschreiben sollten. Dieser glaubte, es sey nöthig, indem er darinne die Lehre von der Menschwerdung des Herrn vortrug, ihn den Menschen des Herrn (homo Dominicus) zu nennen. Das war den Apollinaristen, als eine Neuerung im Ausdrucke, sehr anstößig. Der Verfaßer zeigte ihnen dagegen, daß schon Athanasius denselben gebraucht hätte. Darauf bat sich einer von ihnen die Schrift dieses Lehrers aus, wo die Stelle befindlich war; kratzte sie aus, schrieb die ausgekratzten Worte wieder hin, und gab die Schrift zurück. Als nun der Streit darüber von neuem angieng, und die Schrift abermals zum Beweise vorgezeigt wurde, sollten nach der Hofnung des Apollinaristen, die auf eine ausgekratzte Stelle geschriebenen Worte, eine Verfälschung derselben sichtbar machen. Aber es wurde vielmehr sein eigener verfälschender Betrug bald entdeckt. Hieronymus gestand nachher, (Apolog. advers. Rufin. L. II. p. 415. Opp. Tom. IV. P. I. ed. Martian.) daß ihm dieses, als Verfaßer jenes Glaubensbekenntnißes, widerfahren sey. Allein weil sich Rufinus dieses Vorfalls bedient hatte, um die Verfälschung der Schriften des Origenes durch die Ketzer desto wahrscheinlicher vorzustellen; so ist der wider ihn aufgebrachte Hieronymus so unbillig, ihm daraus einen Vorwurf zu machen, daß er eine Nachricht, die er zwar von ihm selbst

J. n. C. G. 363 bis 430. selbst gehört hatte; die aber vielen als eine Fabel vorkommen möchte, und eher unter Tischgespräche, nicht aber in theologische Schriften, wo vom Glauben und Heil der Seelen gehandelt würde, gehörte, ans Licht gebracht habe.

Nächstdem daß Hieronymus dem römischen Bischof in solchen Angelegenheiten freundschaftliche Hülfe leistete, setzte er auch, auf deßen Verlangen, einige Abhandlungen auf, um seine gelehrte Wißbegierde zu befriedigen. So hatte Damasus, wie er seinem Freunde berichtete, (Epist. XIX. inter Epist. Hieron. p. 63. ed. Vall.) in den griechischen und lateinischen Auslegungsschriften der Orthodoxen, über den Zuruf in der evangelischen Geschichte: Hosianna dem Sohne David! vielerley, sogar einander entgegen gesetzte Erklärungen gelesen. Er bat ihn daher, ihm, ohne sich in streitige Meinungen einzulassen, nur deutlich zu melden, was jenes Wort im Hebräischen bedeute, damit er ihm auch dafür, so wie für vieles andere, in Christo Dank sagen könne. Darauf antwortete Hieronymus (Epist. XX. l. c.) dergestalt, daß er sich zwar nicht gänzlich der Anführung und Widerlegung unrichtiger Auslegungen jenes Worts enthält; aber doch, nach den beigebrachten Stellen der Evangelisten, wo es vorkömmt, sogleich die hebräische Urschrift des 118ten Psalms, aus der es genommen ist, hinsetzt, und mit Vergleichung der alten griechischen Uebersezer, erklärt. Wir sagen, schreibt er, aus Unwißenheit Osanna, an statt Osianna. Daß es so viel als Mache ihn glücklich! (salvifica oder salvum fac!) anzeige, ist ausgemacht. Das beygefügte Anna aber wird auf zweyfache Art geschrieben: mit einem Aleph heißt es, ich bitte, und mit einem He, ist es eine Partikel, die der Bittende einmischt. Weil aber diese Kleinigkeiten und geheimere Untersuchungen, wegen der

der Barbarey der Sprache und der Buchstaben, dem J. n.
Leser beschwerlich fallen: so will ich vielmehr bemer- C. G.
ken, daß der 118te Psalm offenbar von Christo 363
weißage. Da er auch häufig in den Synagogen bis
gelesen wurde: so war er dem Volke desto bekannter; 430.
und die Pharisäer erkannten selbst gleich, daß es mit jenem Zuruf die Weissagung als erfüllt ansehe. Uebrigens mußten die Evangelisten das Wort Hosianna beybehalten, weil sie es nicht mit einem gleichbedeutenden übersetzen konnten. Nur Lucas, der unter ihnen das Griechische am besten verstand, weil er ein Arzt war, und für Griechen schrieb, ließ es lieber weg, da es sich nicht genau übersetzen ließ. Derjenige, dem durch diesen Ausdruck Glück gewünscht wird, ist das israelitische Volk, oder die Welt überhaupt. Matthäus, der sein Evangelium hebräisch schrieb, setzte zu Hosianna noch hinzu: in der Höhe, weil durch die Geburt des Erlösers das Heil bis in den Himmel, das heißt, bis in die Höhe, gelangt ist, indem nicht bloß auf der Erde, sondern auch im Himmel, Friede geworden, und man endlich aufgehört habe, zu sagen: Mein Schwerdt ist im Himmel trunken geworden. (Jes. C. XXXIV. v. 5.) Zulezt erinnert Hieronymus noch den Bischof, daß man das Lesen solcher Erörterungen nicht beschwerlich finden dürfe, indem es ihm, wie andern, leicht gefallen seyn würde, aus einem Worte etwas zu erdichten; die Wahrheit hingegen mehr Arbeit, selbst in einer fremden Sprache, erfordere. Ohngeachtet dieser Vertheidigung, und einiger guten Anmerkungen des Aufsatzes, ist er doch für einen Mann, der kein Hebräisch verstand, wie Damasus, zu weitschweifig gerathen; und die Deutung des Hauptwortes ist dennoch verfehlt, indem es in diesem Zusammenhange bey den Evangelisten, nur folgenden Verstand haben kann: Heil ihm, dem Nachkommen Davids!

J. n. C. 363 bis 430. vids! Er sey auch im Himmel glücklich gepriesen!

Eben so wurde Hieronymus von dem römischen Bischof über den Sinn der Gleichnißrede vom verlornen Sohne befragt, insonderheit darüber, wer darinne der Vater, der ältere und der jüngere Sohn sey? ob man mit vielen Auslegern unter jenem das jüdische Volk, unter diesem die Heyden verstehen könne? wie alsdann die Worte sich zu den Israeliten schickten: Siehe! ich habe dir so viele Jahre gedient, u. s. w. ingleichen die folgenden: Mein Sohn, du bist immer bey mir, u. s. w. oder wenn in dem Gleichniße ein Gerechter und ein Sünder abgebildet seyn sollte, wie sich an dem erstern ein so schändlicher Neid zeigen könne? Hätte sich Hieronymus hier dieses Vertrauens ganz würdig machen wollen; so hätte er seinen Freund belehren sollen, wie man überhaupt solche allegorische Dichtungen behandeln müße, und daß es auch dabey vergeblich sey, alles bis auf das Kleinste zu zergliedern und zu deuten. Zwar verspricht der Eingang seines Antwortschreibens (Epist. XXI. pag. 68. sq. ed. Vallars.) etwas. Denn er forscht darinne der Veranlaßung nach, aus welcher diese Gleichnißrede Jesu und die beiden vorhergehenden entstanden waren. Da sie so leicht entdeckt werden konnte: so bot sich eine natürliche und kurze Auslegung der erstern an. Allein Damasus hatte einmal so viel gefragt, daß es der Ehre des Hieronymus nachtheilig scheinen konnte, nicht auf alles in dem angegebenen Tone, ja noch mehr zu antworten; und so ist ein äußerst gedehnter Commentarius, wie er es selbst nennt, oder vielmehr eine Sammlung von Einfällen über dieses Gleichniß erwachsen. Nachdem er die Behauptung des Tertullianus bestritten hat, daß die Zollbedienten und Sünder, mit welchen Jesus aß, Heyden gewesen wären,

wären, nimmt er an, daß der Vater im Gleichniße J. n.
Gott, die beyden Söhne aber zwey von ihm beru- C.G.
fene Völker (Juden und Heyden) sind. Gott 363
theilte unter sie die ihnen zugedachten Güter; bis
das heißt, er gab ihnen den freyen Willen, nach wel- 430.
chem sie leben könnten, damit eigentliche Tugend bey ihnen statt hätte. Der jüngere Sohn entfernte sich durch seine üble Gesinnungen von dem höchsten Vater; verpraßte seine Güter, (oder verzehrte die ihm geschenkten Gaben der Natur, und wandte sich zu den Götzen;) verband sich mit einem der Vornehmsten des Landes, (diente dem Fürsten der Welt, dem Teufel;) bey demselben hütete er die Schweine, (ein Bild der bösen Geister, denen er seine Seele opferte;) daselbst wollte er Träbern eßen, (diese Speise der bösen Geister machen alle Laster aus; man kann aber auch die heydnischen Gedichte und Reden, die ganze Weisheit der Welt darunter verstehen, wobey keine wahre Sättigung ist, obgleich noch immer Priester Gottes an statt der heiligen Schrift Lustspiele lesen, und verliebte Gedichte singen;) endlich dachte er an die Tagelöhner seines Vaters, das ist, an die Juden, welche nur um gegenwärtiger Güter willen das Gesez beobachteten. — Doch es bedarf nicht mehr Beispiele, um es begreiflich zu machen, wie Hieronymus seinen Faden willkührlicher Deutungen über den Rest dieses Gleichnißes auszuspinnen gewußt, auch demselben durch gemißbrauchte ähnliche Redensarten oder Bilder der heiligen Schrift eine vermeinte Festigkeit gegeben habe. Was ihm dabey nothwendiger gewesen wäre, als seine Gelehrsamkeit, nemlich Beurtheilung und Geschmack, davon trifft man in dieser Auslegung beinahe keine Spur an. Bloß seine Einbildungskraft ist beschäftigt, recht viel Verborgenes, und sehr tief zu sehen. Daher erblickt er unter andern in den Worten des ältern Sohns: Du hast mir nie einen Bock ge-

J. n. gegeben, daß ich mit meinen Freunden ein
C.G. Gastmahl halten könnte, ganz deutlich diesen ge-
363 heimen Verstand: „Es ist schon das Blut von so
bis viel tausend Israeliten vergoßen worden; gleichwohl
430. hat keiner darunter einen Retter zu unserm Heil ab-
gegeben. Siehe! noch sind wir dem römischen Reiche unterworfen; kein Prophet, oder Priester, oder irgend ein Gerechter, ist für uns geopfert worden. Und für den schwelgerischen Sohn, das heißt, für die Heyden, für die Sünder, ist das ruhmwürdige Blut der ganzen Creatur vergoßen worden.“ Zulezt lenkt zwar Hieronymus wieder ein; er zeigt, daß diese Gleichnißrede auch überhaupt nur von einem Frommen und einem Sünder erklärt werden könne. Allein wenn dieses wahr ist, (und schon der gerade Menschenverstand erkennt es für die einzige richtige Auslegung:) so ist gewiß alles was die grübelnde Phantasie auf so vielen vorhergehenden Seiten ausgeschüttet hat, ein unnützer Wust.

Gleichwohl müßen diese Aufsätze des Hieronymus sehr zum Wohlgefallen seines Freundes, des Bischofs, ausgefallen seyn, weil dieser nicht aufhörte, ihm Fragen aus der biblischen Erklärung vorzulegen. Er verlangte von ihm (Epist. XXXV. inter Epistt. Hieron. p. 156, sq. ed. Vall.) eine kurze Beantwortung folgender fünf Bedenklichkeiten. **Erstlich**, was will die Stelle sagen: **Wer den Cain umbringt, an dem soll siebenmal Rache vollzogen werden?** **Zweytens**, wenn Gott alles sehr gut gemacht hat, warum hat er denn dem **Noah** über die reinen und unreinen Thiere Gesetze ertheilt, da doch das Unreine nicht gut seyn kann? warum wurde dem **Petrus** im Gesichte etwas Unreines gezeigt? **Drittens**, warum sagt Gott zum **Abraham**, die Israeliten würden im vierten Geschlechte aus Aegypten zurück kehren, und **Moses** nennt es das fünfte?

Vier-

Viertens, warum ist dem Abraham die Beschneidung zum Zeichen seines Glaubens gegeben worden? Fünftens, warum hat Isaak, ein gerechter und bey Gott beliebter Mann, nicht denjenigen den er wollte, sondern den er nicht wollte, durch Irrthum betrogen, gesegnet? Hieronymus antwortete darauf dem Damasus, (Epist. XXXVI. p. 158. l. c.) jede dieser Fragen erfordere ein besonderes Buch, und zwo derselben, nemlich die zweyte und vierte, werde er weglaßen, weil Tertullianus und Novatianus sie bereits lateinisch bearbeitet hätten; wie denn auch Origenes im vierten Theil seiner Auslegung des Briefs an die Römer, von der Beschneidung trefflich gehandelt, und über das dritte Buch Mosis, von den reinen und unreinen Thieren viel geschrieben habe. Bey der ersten Frage also setzt er den hebräischen Text, welchen sie betrifft, nebst den griechischen Uebersetzungen deßelben hin; nimmt an, daß Cain beständig am Leibe zitternd und unruhig gelebt habe, und giebt den göttlichen Worten zu ihm diesen Verstand: Du sollst nicht sterben, wie du denkst; sondern bis zum siebenten Geschlechte leben, und durch das Feuer des Gewißens gemartert werden; so daß jeder der dich umbringt, nach einem zweyfachen Verstande, dich entweder im siebenten Geschlechte, oder von der siebenten Marter befreye. Nicht als wenn derjenige, der den Cain umbrächte, eine siebenfache Rache leiden sollte; sondern weil er sieben Rachen, die so lange Zeit hindurch im Cain fortgelauffen sind, auflöset. Es war eben derselbe Fall, als wenn ein Knecht seinem Herrn gestünde, sein Haus angezündet zu haben, und ihn bäte, ihn umzubringen; dieser aber ihn vielmehr lange unter vielen Gewißensbißen leben ließe, damit ihm endlich derjenige, der ihn umbrächte, eine Wohlthat dadurch erwiese. Dieses, sagt Hieronymus, liegt in der Stelle, nach der Uebersetzung der siebzig Dollmetscher. Nach dem

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430. gegeben, daß ich mit meinen Freunden ein Gastmahl halten könnte, ganz deutlich diesen geheimen Verstand: „Es ist schon das Blut von so viel tausend Israeliten vergoßen worden; gleichwohl hat keiner darunter einen Retter zu unserm Heil abgegeben. Siehe! noch sind wir dem römischen Reiche unterworfen; kein Prophet, oder Priester, oder irgend ein Gerechter, ist für uns geopfert worden. Und für den schwelgerischen Sohn, das heißt, für die Heyden, für die Sünder, ist das ruhmwürdige Blut der ganzen Creatur vergoßen worden.“ Zuletzt lenkt zwar Hieronymus wieder ein; er zeigt, daß diese Gleichnißrede auch überhaupt nur von einem Frommen und einem Sünder erklärt werden könne. Allein wenn dieses wahr ist, (und schon der gerade Menschenverstand erkennt es für die einzige richtige Auslegung:) so ist gewiß alles was die grübelnde Phantasie auf so vielen vorhergehenden Seiten ausgeschüttet hat, ein unnützer Wust.

Gleichwohl müßen diese Aufsätze des Hieronymus sehr zum Wohlgefallen seines Freundes, des Bischofs, ausgefallen seyn, weil dieser nicht aufhörte, ihm Fragen aus der biblischen Erklärung vorzulegen. Er verlangte von ihm (Epist. XXXV. inter Epistt. Hieron. p. 156. sq. ed. Vall.) eine kurze Beantwortung folgender fünf Bedenklichkeiten. **Erstlich**, was will die Stelle sagen: **Wer den Cain umbringt, an dem soll siebenmal Rache vollzogen werden?** **Zweytens**, wenn Gott alles sehr gut gemacht hat, warum hat er denn dem Noah über die reinen und unreinen Thiere Gesetze ertheilt, da doch das Unreine nicht gut seyn kann? warum wurde dem Petrus im Gesichte etwas Unreines gezeigt? **Drittens**, warum sagt Gott zum Abraham, die Israeliten würden im vierten Geschlechte aus Aegypten zurück kehren, und Moses nennt es das fünfte? Vier-

mene Wißenschaft und ganz gewiße Wahrheit gehabt. J. n.
Er bringt daher auch mehrere Beispiele vor, daß die C. G.
heiligen Männer nur so viel gewußt hätten, als ih- 363
nen Gott geoffenbaret habe; und zeigt, daß Isaak bis
zu seinem größten Nutzen, in Absicht auf seinen äl- 430.
tern Sohn in der Unwißenheit gewesen sey. Um aber auch den figürlichen Verstand von dieser Begebenheit deßelben aufzuklären, führt der Verfaßer noch eine lange Stelle aus einem Buche des Märtyrers Hippolytus an, von deren Inhalte man sich aus folgender Deutung einen Begriff machen kann. Isaak ist ein Bild von Gott dem Vater; Rebecca von dem heiligen Geiste; Esau von dem erstern Volke und von dem Teufel; Jacob von der Kirche oder von Christo. Daß Isaak alt geworden sey, zeigt das Ende der Welt an; seine dunkeln Augen bedeuten die Verfinsterung des Glaubens auf der Welt. Der ältere Sohn deutet die Empfangung des israelitischen Gesetzes an; — und nun wird man von selbst erachten, wie sich die ganze übrige Geschichte in diese bildliche Gestalt zwingen laßen müße. Hieronymus hat also auch in diesen Beantwortungen, weniges treffende abgerechnet, mehr seine Belesenheit und Sprachwißenschaft glänzen laßen wollen, als daß er nach der bescheidnern und gründlichern Ehre, eine wohlüberlegte bündige Auslegung mitzutheilen, getrachtet hätte. Sein Eifer um die Bekanntmachung der griechischen Theologen in der lateinischen Kirche, die freylich in der Schriftauslegung und in der theologischen Gelehrsamkeit überhaupt, weit mehr geleistet hatten, als die Lehrer der leztern, trug viel zu dieser Methode bey. So arbeitete er damals an der Uebersetzung der Schrift des Didymus, vom heiligen Geiste, deren in dieser Geschichte (Th. VII. S. 73.) bereits gedacht, und von der auch daselbst bemerkt worden ist, (S. 77.) daß Hieronymus allem Ansehen nach einige Veränderungen in der Ur-

J. n. C.G. 363 bis 430.

Aquila und Symmachus, erklären sie unsere Vorfahren so, daß Cain im siebenten Geschlechte vom Lamech getödtet worden sey. Hier will ich aber eine Frage berühren, welche Du nicht aufgeworfen hast. Warum soll Lamech sieben und siebzigmal gerochen werden? Weil von Adam bis auf Christum so viele Geschlechter sind, und Lamechs Sünde, das heißt, der ganzen Welt ihre, durch Christi Ankunft gehoben werden sollte. Ein gewißer Hebräer erzählte mir, daß nach den apokryphischen Büchern, sieben und siebzig Seelen von den Nachkommen des Lamech durch die Sündfluth vertilgt worden wären; und dieses soll die an ihm vollzogene Rache seyn. Andere ziehen die siebenfache Rache am Cain, auf die sieben von ihm begangenen Sünden, zu deren Büßung er so lange gelebt habe. Einige verstehen unter der Zahl sieben, der biblischen Gewohnheit zu Folge, eine vollkommene Zahl, und kommen damit auf meine schon angeführte Erklärung. Andere denken hier an die Frage Petri, ob man seinem Bruder siebenmal vergeben müße? und noch andere an das siebente oder Sabbathjahr. — Bey der dritten Frage sammelt Hieronymus zuerst Beispiele von Widersprüchen in der heiligen Schrift; versichert aber, derjenige, der den Schlüssel Davids besitze, habe ihm die Thüre geöffnet, und nachdem man insonderheit in dem gedachten Geschlechtsregister zähle, könne man entweder das vierte oder das fünfte Geschlecht annehmen. Noch kürzer könne man behaupten, es sey im hebräischen Texte gar nichts Widersprechendes, indem Aquila an statt fünfte vielmehr gewaffnet übersetzt habe, welches sich auch beydes vertheidigen laße; wie überhaupt auch manches hebräische Wort auf mehr als eine Art gelesen, und also auch übersetzt werden könne. — Auf die fünfte Frage endlich giebt er diese Antwort; kein Mensch außer demjenigen, der zu unserm Heil ein Mensch wurde, habe eine voll-

kom-

mene Wißenschaft und ganz gewiße Wahrheit gehabt. J. n.
Er bringt daher auch mehrere Beispiele vor, daß die C. G.
heiligen Männer nur so viel gewußt hätten, als ih- 363
nen Gott geoffenbaret habe; und zeigt, daß Isaak bis
zu seinem grösten Nutzen, in Absicht auf seinen äl- 430.
tern Sohn in der Unwißenheit gewesen sey. Um aber auch den figürlichen Verstand von dieser Begebenheit deßelben aufzuklären, führt der Verfaßer noch eine lange Stelle aus einem Buche des Märtyrers Hippolytus an, von deren Inhalte man sich aus folgender Deutung einen Begriff machen kann. Isaak ist ein Bild von Gott dem Vater; Rebecca von dem heiligen Geiste; Esau von dem erstern Volke und von dem Teufel; Jacob von der Kirche oder von Christo. Daß Isaak alt geworden sey, zeigt das Ende der Welt an; seine dunkeln Augen bedeuten die Verfinsterung des Glaubens auf der Welt. Der ältere Sohn deutet die Empfangung des israelitischen Gesetzes an; — und nun wird man von selbst erachten, wie sich die ganze übrige Geschichte in diese bildliche Gestalt zwingen laßen müße. Hieronymus hat also auch in diesen Beantwortungen, weniges treffende abgerechnet, mehr seine Belesenheit und Sprachwißenschaft glänzen laßen wollen, als daß er nach der bescheidnern und gründlichern Ehre, eine wohlüberlegte bündige Auslegung mitzutheilen, getrachtet hätte. Sein Eifer um die Bekanntmachung der griechischen Theologen in der lateinischen Kirche, die freylich in der Schriftauslegung und in der theologischen Gelehrsamkeit überhaupt, weit mehr geleistet hatten, als die Lehrer der leztern, trug viel zu dieser Methode bey. So arbeitete er damals an der Uebersetzung der Schrift des Didymus, vom heiligen Geiste, deren in dieser Geschichte (Th. VII. S. 73.) bereits gedacht, und von der auch daselbst bemerkt worden ist, (S. 77.) daß Hieronymus allem Ansehen nach einige Veränderungen in der Urschrift

J. n. schrift vorgenommen habe. Auch übersetzte er um
C. G. gleiche Zeit zwo Homilieen des Origenes über das
363 Hohelied; und man hat es ebenfals schon ander-
b
430. wärts (Th. IV. S. 53.) gelesen, welchen hohen Lob-
spruch er dieser Arbeit in seiner Zuschrift an den Damasus beigelegt habe.

Allein das Nüzlichste, was Hieronymus auf Begehren dieses Bischofs unternahm, war seine **Verbesserung der alten lateinischen Bibelübersezzung**, die in der römischen Gemeine gebräuchlich war. Man erinnert sich der Nachricht, welche hierüber bey der Geschichte des Gebrauchs der heiligen Schrift in diesem Zeitalter, ertheilt worden ist. (Th. IX. S. 121. fgl.) Es fand sich vielleicht damals kein anderer Lehrer der abendländlichen Kirche, bey dem so viele zu einer solchen Arbeit dienliche Eigenschaften vereinigt gewesen wären: Bekanntschaft mit der griechischen und römischen Sprachkunde, mit der alexandrinischen Uebersetzung, nach welcher er das lateinische alte Testament berichtigte, mit Handschriften derselben und der griechischen Urschrift im neuen, mit den Lehrern und gelehrten Schätzen der morgenländischen Gemeinen. Sein Schreiben an den Damasus, welches er den verbesserten vier Evangelien vorgesetzt hat, und welches sehr oft, besonders in den Ausgaben der Vulgata, gedruckt worden ist, giebt auch einen Beweis ab, daß er dabey bedachtsam, und nach richtigen Grundsätzen, wenn gleich beym alten Testament etwas eilfertig, gehandelt habe. Herr D. Semler hat dieses Schreiben in der Vorrede zu Rich. Simons kritischen Historie der Uebersetzungen des neuen Testaments, zweyte Abtheilung, S. VIII-LVIII. Halle, 1780. (einer Uebersetzung, die so sehr verdiente, auf die angefangene Art vollständig zu werden,) mit vielen scharfsichtigen und gelehrten Erläuterungen bereichert. Er macht es ziemlich wahr-

wahrscheinlich, daß die nähere Veranlaßung der vom J. n. C. G. 363 bis 430.
Damasus dem Hieronymus aufgetragenen Durchsicht der Evangelien darinne zu suchen sey, weil man auf Kirchenversammlungen und sonst mit den so stark von einander abweichenden lateinischen Handschriften derselben, gegen die Arianer nicht mehr auskommen konnte, und deswegen von ihnen beschimpft zu werden besorgen mußte. Hieronymus selbst gesteht, zu seiner Verbeßerung griechische Handschriften gewählt zu haben, welche älter als Lucianus und Hesichius waren, die um den Anfang des vierten Jahrhunderts den griechischen Text bearbeiteten; deren Aenderungen aber nicht lange Beifall fanden. Wenn gleich Hieronymus in diesem Schreiben versichert, nur solche Stellen berichtigt zu haben, wo der Verstand es nothwendig machte; so ist er doch auch bisweilen etwas weiter gegangen, wo ein solches Bedürfniß gar nicht vorhanden war, und die Annäherung zur griechischen Urschrift vielmehr Dunkelheit verursachte. So hat er den panem quotidianum der lateinischen Uebersetzung in panem supersubstantialem ἄρτον ἐπιούσιον verwandelt. Er vollendete diese gesammte Arbeit erst nach einiger Zeit in den Morgenländern. Das Buch Hiob, die Psalmen, und das neue Testament, welche in dieser verbesserten Uebersetzung noch übrig sind, hat Martianay (Tom. I. Opp. Hier. p. 1185. sq.) mit den dazu gehörigen kritischen Zeichen abdrucken laßen.

Mittlerweile da Hieronymus in den Jahren 383. und 384. zu Rom, vom Damasus aufgemuntert, so vielen Fleiß auf die Erklärung und Uebersezzung der heiligen Schrift wandte, stieg sein Ansehen auch durch andere Beschäftigungen und Umstände immer höher. Er widerlegte eben daselbst das Buch des Helvidius, worinne die Meinung, daß Maria beständig Jungfrau geblieben sey, und überhaupt die

Vor-

J. n. C. G. 363 bis 430. Vorzüge, welche man der Jungfrauschaft vor der Ehe beizulegen gewohnt war, bestritten wurden, in einer besondern Schrift, von der bereits an einem andern Orte (Th. IX. S. 202. fg.) ein Begriff gegeben worden ist. Es war nicht genug, daß er gewissermaaßen den Lehrer des römischen Bischofs selbst abgab; verschiedene der vornehmsten Wittwen und Jungfrauen zu Rom, überließen sich auch völlig seinem Unterrichte und Rathe; er wurde daselbst der Hauptanführer der ascetischen Lebensart. Zwar hatte man das eigentliche Mönchsleben in dieser Stadt seit ohngefähr vierzig Jahren, durch den anwesenden Athanasius kennen und schätzen gelernt. Allein es scheint nicht, daß daßelbe dort sehr ausnehmenden Fortgang gewonnen habe, wo üppige Sitten, selbst bis zur Geistlichkeit, und sogar zuweilen bis zu den Bischöfen, so herrschend waren, wie man anderwärts gesehen hat; (Th. VIII. S. 106. fg.) nicht zu gedenken, daß der Mönchsstand, seiner Stiftung noch getreu, in einer Stadt gar keinen zweckmäßigen Sitz nehmen konnte. Doch Hieronymus, der aus den ächten Wohnplätzen der Einsiedler und Mönche kam; ihre Strenge selbst geübt hatte, und noch nicht ganz verließ; der zur Empfelung dieser bewunderten Frömmigkeit schon mit Feuer geschrieben hatte, sie noch mit so vieler schriftlichen und mündlichen Beredsamkeit zu vertheidigen wußte; er, der Freund des Damasus, der über alle andere zu Rom hervorragende Schriftausleger, der alte Kenner dieser Hauptstadt, war mehr als irgend ein anderer Lehrer oder Mönch dazu geschickt, die andächtige Einsamkeit auch solchen Personen beliebt zu machen, auf welche gleichsam jeder Genuß in der Welt wartete.

Wie unermüdet Hieronymus in dieser Absicht zu Rom, und auch nach seiner Abreise aus dieser Hauptstadt, gehandelt, geredet und geschrieben, wie

viel

viel er bey den angesehensten Römerinnen, zum Theil J. n.
auch Römern und Christen anderer Gegenden ausge- C. G.
richtet habe, das ist bereits in der allgemeinen Ge- 363
schichte des Fortgangs und der Veränderungen des bis
Mönchslebens in diesem Zeitalter, ausführlich er- 430.
zählt worden. (Th. VIII. S. 349-376.) Außer der Geschichte der Marcella, die in einem frühern Theil dieses Werks ihre Stelle finden mußte, (Th. VI. S. 56. fg.) der ersten Nonne zu Rom, und zuletzt in der Nachbarschaft der Stadt, mit ihrer Freundinn Principia, findet man daselbst Nachrichten von andern seiner berühmten Freundinnen und Schülerinnen, von der ältern Paula, ihren Töchtern Blesilla und Eustochium, ihrem Schwiegersohne Pammachius, ihrer Enkelinn Paula, von der Fabiola, den beiden Melania, der Furia und Salvina; ingleichen Auszüge seiner merkwürdigsten und hitzigsten Schriften zur Ausbreitung des Mönchslebens. Von allem diesem braucht hier nur so viel berührt zu werden, als in dem Zusammenhange seiner Lebensgeschichte gar nicht vermißt werden kann: und obgleich jene Stelle noch vieler Ergänzungen fähig ist; so dürfen doch nur diejenigen nachgeholt werden, ohne welche sich die Gesinnungen und Schicksale des Hieronymus nicht wohl beurtheilen laßen.

Marcella, diese reiche Wittwe, welche schon früher als er in Rom ankam, ein gottselig eingezogenes und rauhes Leben zu führen angefangen hatte, war die erste, welche ihn, ob er es gleich vermied, die Augen des vornehmen Frauenzimmers auf sich zu ziehen, durch ihr dringendes Bitten bewog, sie in der Erklärung der heiligen Schrift zu unterweisen. Ihre Mutter Albina, die Töchter derselben, und andere Freundinnen oder Bekannte von beiden, worunter die frommen Jungfrauen Asella, Marcellina

und

n. C. G. 363 bis 430.

und Filicitas waren, empfanden bald eine gleiche Begierde. Von diesen Frauenzimmern umgeben, las und legte ihnen Hieronymus die heilige Schrift aus. (Hieron. Epist. CXXVII. seu Marcellae Epitaphium, p. 949. ed. Vallars. Epist. XLV. ad Asellam, p. 193. seq.) Man hat es nach Tillemonts Muthmaßung, (Vie de St. Jerôme, p. 59. l. c.) zuversichtlich angenommen, daß er sogar bey der Marcella gewohnt habe: und er konnte solches, sagt dieser Schriftsteller, desto leichter ohne Beleidigung des Wohlstandes thun, da man aus dem Photius weiß, daß die Paläste der römischen Großen damals am Umfange Städten ähnlich waren. Allein es wird dadurch weniger wahrscheinlich, weil er nicht allein mehrere Briefe zu Rom an die gedachte Wittwe geschrieben hat; sondern auch in einem derselben (Epist. XLII. p. 190. ed. Vall.) die kleine Herberge, wo er sich aufhalte, ingleichen in einem andern (Ep. XXXII. p. 150.) den Boten nennt, welchen sie an ihn geschickt habe.

Ueberhaupt betrug sich Hieronymus bey dem vertraulichen Umgange, der aus diesen Zusammenkünften entstand, mit einer Behutsamkeit, auf die er sich nachmals kühn berufen konnte. Marcella war ohnedieß gewohnt, keinen Geistlichen oder Mönch anders, als in Gegenwart eines dritten, zu sprechen. Er selbst lebte mit ascetischer Mäßigung, und wollte auch nur gleichgesinnte Schülerinnen haben. „Meine Feinde mögen sagen, so fordert er sie in einem der vorher angeführten Briefe heraus, (Ep. XLV. p. 194.) was sie jemals an mir bemerkt haben, das sich für einen Christen nicht geschickt hätte. Habe ich von irgend einer Geld, große oder kleine Geschenke angenommen? War meine Rede zweydeutig, oder mein Auge muthwillig? Bin ich in das Haus von irgend einem üppigen Frauenzimmer gegangen?

gen? Haben mich seidene Kleider, schimmernde Edelgesteine, ein geschminktes Gesicht, oder die Begierde nach Golde hingerissen?" Man hat nicht die geringste Ursache, zu zweifeln, ob diese Versicherungen wahr sind. Freylich gehörte eben keine überwiegende Neigung zur Spötterey, oder eine vorsezliche Verzerrung der gedachten Auftritte dazu, um es lächerlich oder doch seltsam zu finden, daß ein bejahrter Presbyter und Mönch sich unter alte und junge Wittwen und Jungfrauen setzt, ihnen die heilige Schrift erklärt, ihre Fragen daraus beantwortet, einen Briefwechsel über hebräische Worte und Ketzereyen mit ihnen unterhält, und sie zum Theil in den Stand setzt, exegetische Streitigkeiten zu entscheiden. Allein die fromme Gesellschaft behandelte nicht nur dieses Geschäfte mit dem ernsthaftesten Religionseifer; sondern sie suchte auch in dem Außerordentlichen ihren Ruhm, und setzte sich über das Hohngelächter mit frohem Muthe weg. Hieronymus gestand nachmals, wie bereits oben (S. 10.) erzählt worden ist, daß er in jüngern Jahren seine Keuschheit nicht unverletzt erhalten habe; aber daß er damals, nach der großen Veränderung, die in seinen Gesinnungen und Sitten vorgegangen war, noch in einem übeln Ruf von dieser Art gestanden hätte, davon läßt sich keine Spur angeben.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Da die biblische und theologische Wißbegierde der Marcella beinahe unersättlich war: so wurde Hieronymus dadurch veranlaßt, ihr, während seines Aufenthalts zu Rom, mehrere Briefe, und darunter manche kleine Abhandlungen, zu schreiben, von denen noch sechszehn übrig sind. In einem dieser Briefe, (es ist der 25ste in der Vallarsischen Ausgabe, (p. 128. sq.) zeigt er ihr, auf ihr Verlangen, die zehn Nahmen Gottes bey den Hebräern an, und bestätigt dieselben mit biblischen Stellen.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Weder diese Anzahl, noch die Erklärung der Nahmen selbst, die sogar bey einem und dem andern fehlt, sind richtig genug. Unter andern bemerkt er, daß einige aus Unwißenheit den Nahmen Jehovah (יהוה) wenn sie ihn in griechischen Schriften fanden, wegen Aehnlichkeit der Buchstaben, ΠΙΠΙ gelesen haben; die Juden aber hätten geglaubt, daß dieser Nahme von vier Buchstaben (τετράγραμμον) nicht ausgesprochen werden könne. In dem folgenden Briefe (Epist. XXVI. p. 130.) belehrt **Hieronymus** seine Freundinn, daß die hebräischen Worte der Bibel, **Halleluja, Amen, Maran Atha, Ephod**, und andere mehr, deswegen in den griechischen Uebersezzungen, und auch von den Aposteln beibehalten worden wären, damit, weil doch die erste Kirche aus Juden gesammelt ward, keine Neuerung zum Anstoß derselben vorgenommen würde; nachher aber, da das Evangelium auch zu den Heyden gekommen war, habe man hierinne keine Aenderung treffen können. Er erklärt zugleich die drey ersten der gedachten Wörter. — Das vierte, oder **Ephod**, ingleichen die **Theraphim**, erläutert er in einem andern Briefe. (Epist. XXIX. p. 137. sq.) Das erstere ist, wie er etwas weitschweifig darthut, das leinene Kleid der Priester, bey dem Hohenpriester hingegen von einer weit prächtigern Zusammensetzung; das andere aber bedeutet den übrigen künstlichgearbeiteten priesterlichen Schmuck. — Ein andermal schrieb er ihr einen Brief über das **Sela** oder **Diapsalma** in den Psalmen. (Epist. XXVIII. p. 133. sq.) Er tritt dem **Aquila** bey, welcher jenes Wort Allezeit übersetzt; glaubt, daß es das Vorhergehende mit dem Nachfolgenden verbinde; oder doch lehre, das Gesagte daure beständig fort; und bemerkt, daß die Hebräer am Ende ihrer Bücher eines von diesen Wörtern, **Amen, Sela**, oder **Schalom** (Friede, glückliche Vollendung,) wie die Römer ihr Explicit oder Feliciter

setzten.

setzten. Dieses, fährt er fort, habe er aus der innersten Quelle der Hebräer geschöpft, nicht aus Bächen von Meinungen; und weil Marcella den neuesten Most verachte, wolle er ihr alten Wein an einem übersetzten Briefe des Origenes vorsetzen. Diesen Brief, in welchem nur die verschiedenen griechischen Uebersetzungen des Worts Sela vorkommen, hat Montfaucon (in Hexaplis Origenis Tom. I. in Praeliminarib. p. 80. sq.) zuerst in der Urschrift bekannt gemacht, und von ihm Vallarsi genommen. — Ueber zwo Stellen des 127sten Psalms breitet sich ein anderer Brief des Hieronymus aus. (Epist. XXXIV. p. 152. sq.) Seine Freundinn hatte ihn gefragt, was darinne das Brodt des Schmerzens bedeute. Er bringt wieder die griechischen Uebersezzungen darüber bey, und schließt damit, es werde darunter entweder die Lehre der Ketzer, oder die Mühseeligkeit dieses Lebens verstanden. So beantwortet er auch die Frage, was eben daselbst filii excussorum sind, und findet, daß starke, mannbare Jünglinge dadurch angezeigt werden. — Zu einer andern Zeit beschreibt er ihr die Auslegungsschrift des Rheticius, eines gallischen Bischofs unter der Regierung des ältern Constantinus, über das Hohelied, als ein schlechtes Buch, worinne sogar die jüdische Stadt Tharschisch mit der Vaterstadt des Paulus, Tarsus, vermischt, und aus dem Golde Ophaz, wegen der Aehnlichkeit mit Kephas, Petrus gemacht worden wäre. Er will also seiner Freundinn die Schriften dieses Mannes, welche sie begehrt hatte, nicht schicken; daß er sie aber andern gegeben habe, komme daher, weil nicht alle einerley Speisen essen dürften; so wie Jesus in der Wüste viele mit Gerstenbrodt, nur wenige mit Weizenbrodt gespeiset habe. — Ueber die irrgläubigen Partheien ertheilt er ihr gleichfals Unterricht. Ein Montanist hatte ihr die biblischen Stellen vorgehalten, in

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. denen der Erlöser den Tröster oder himmlischen
C. G. Beistand zu senden verspricht, und dieses auf die Zei-
363 bis 430. ten des Montanus gedeutet. Hieronymus wi-
derlegt nicht nur diese Erklärung; (Epist. XLI. p. 185. sq.) sondern zeigt auch, warum die Montanisten verworfen werden müßten. Erstlich, weil sie in der Glaubensregel von den Katholischen abwichen, indem sie mit dem Sabellius nur eine Person der Gottheit annähmen; (ein Vorwurf, der schwerlich bewiesen werden konnte,) zweytens, weil sie auch viele anstößige kirchliche Einrichtungen hätten. Wir, sagt er, sehnen uns zwar nicht nach der zweyten Ehe; erlauben sie aber doch, weil der Apostel den jungen Wittwen zu heyrathen befiehlt; sie hingegen nennen dieselbe einen Ehebruch. Wir begehen eine große Fastenzeit, nach der Vorschrift der Apostel, mit der ganzen Welt; sie feyern derselben drey, als wenn drey Erlöser gelitten hätten. Freylich ist es im ganzen Jahre, Pfingsten ausgenommen, erlaubt, zu fasten; aber es ist etwas anders, aus Nothwendigkeit, oder aus freyem Willen, ein Geschenk darbringen. Bey uns nehmen die Bischöfe die Stelle der Apostel ein: bey ihnen sind die Patriarchen die ersten; sodann folgen die Cenones, endlich die Bischöfe. Wir verstatten den Sündern die kirchliche Büßung; sie schließen fast vor jedem Vergehen die Thüren der Kirche zu. Der Unterschied zwischen ihnen und uns besteht nur darinne: sie schämen sich, als wenn sie Gerechte wären, ihre Sünden zu bekennen; wir aber erlangen desto leichter Vergebung, weil wir Buße thun. Die geheimen Schandthaten, welche den Montanisten beigemeßen wurden, wollte Hieronymus lieber nicht glauben; es sey schon offenbare Lästerung genug von ihnen, daß sie die vollkommene Erlösung der Menschen erst durch die vom heiligen Geiste erfüllten Anführer ihrer Parthey vollziehen ließen. — Eben so

be-

bestritt er in einem besondern Briefe an seine Freundinn, (Ep. XLII. p. 188. sq.) die Meinung der Novatianer von der Sünde wider den heiligen Geist, worüber sie ihn befragt hatte. Sie behaupteten, nur ein Christ, der seine Religion verleugne, könne wider den heiligen Geist sündigen; nicht aber Juden, welche den Erlöser damals lästerten. Dagegen erinnert er aber, daß die heilige Schrift nur denen eine unverzeihliche Sünde zuschreibe, welche göttliche Wunderwerke den Teufeln beilegten, und fordert die Novatianer auf, zu beweisen, daß Christen, welche durch die Heyden zum Opfern genöthigt worden sind, eine solche Lästerung vorgebracht hätten; indem die Verleugnung Christi nur unter dem Reden wider des Menschen Sohn begriffen sey.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Auch Paula veranlaßte ihn zu solchen biblischen und theologischen Schreiben. Als er einmal in ihrer Gegenwart den 119ten Psalm erklärte, sagte er, die ganze Sittenlehre sey darinne enthalten; gleichwie die Philosophen ihre Abhandlungen in physische, ethische und logische abtheilten, so handelte auch die heilige Schrift bald von der Natur der Dinge, wie das erste Buch Mosis und der Prediger Salomons; bald von den Sitten, wie ebendeßelben Sprüchwörter, und so viele Stellen in allen Büchern; bald von der Vernunftlehre, (Logica) statt welcher andere das Werk Theorice (die Wißenschaft des Anschauens) gebrauchten, wie in dem Hohenliede, in den Evangelien und apostolischen Schriften. Paula wollte nun wißen, was die hebräischen Buchstaben sagen wollten, nach deren Ordnung in dem gedachten Psalm, immer acht Verse nach einander, ihren Anfang nehmen. Hieronymus rechnet also zuerst (Epist. XXX. p. 144. sq.) andere alphabetische Psalmen oder Stellen im alten Testament, nach ihrem Unterschiede von einander, her; giebt sodann die Bedeu-

J. n. deutung eines jeden hebräischen Buchstaben an, zum
C. G. Beispiel, daß Aleph so viel als Lehre, Beth ein
363 Haus heiße, und so weiter; zuletzt aber sucht er den
bis
430. geheimen Sinn auf, der in der Verbindung dieser Bedeutungen mit einander liege. Zwey, drey oder vier Buchstaben des Alphabets nimmt er immer zusammen, und bringt solchergestalt bey den vier ersten heraus, daß, weil sie Lehre, Haus, Fülle und Tafeln anzeigen, dadurch zu erkennen gegeben werde, die Lehre der Kirche, welche das Haus Gottes ist, sey in der Fülle der göttlichen Bücher enthalten. Nachdem er diese spielende Deutungen, die selbst eines andächtig gelehrten Frauenzimmers unwürdig waren, zu Ende gebracht hat, frägt er sie gleichwohl, ob es wohl ein heiligeres Geheimniß, ein angenehmeres Vergnügen, eine süßere Speise gebe, als dergestalt in die verborgene Weisheit Gottes einzudringen? Man kann überdieß hinzusetzen, daß sich Hieronymus nicht allein darinne, daß er in den alphabetischen Psalmen gewiße Versarten der Alten, den Trimeter und Tetrameter Jambicus sucht, sondern auch einigemal in den angegebenen Bedeutungen der hebräischen Buchstaben, die er großentheils aus dem Eusebius (Praep. Evang. L. X. c. 5.) nahm, geirret habe. — Es ist auch noch ein anderer, aber verstümmelter Brief von ihm an die Paula vorhanden, (Ep. XXXIII. p. 151. sq.) worinne er mit ungemeinen Lobsprüchen des Origenes, die anderwärts (Th. X. S. 134.) schon angeführt worden sind, ein Verzeichniß der Schriften deßelben und des Varro mittheilt, um zu zeigen, daß jener alle Griechen und Römer an der Menge solcher Arbeiten übertroffen habe.

In seinen übrigen Briefen an diese zwo Freundinnen, beschäftigt sich Hieronymus bald mit seinen Angelegenheiten, bald mit der Anpreisung anderer from=

men Christinnen. So findet man zween Briefe, J. n. C. G.
worinne er sich theils gegen den Vorwurf vertheidigt, 363
(Ep. XXVII. p. 131. sq.) daß er wider die allgemeine bis
Denkungsart, die Evangelien verbeßere; theils sei- 430.
ner Vergleichung der hebräischen Bibel mit der Uebersetzung des Aquila gedenkt. (Epist. XXXII. pag. 150.) Auf der andern Seite stiftete er den gottseeligen Frauenspersonen, Lea, Asella und Blesilla, (oder Blåsilla) in diesen Briefen Denkmåler, (Ep. XXIII. de exitu Leae, p. 124. sq. Epist. XXIV. de laudibus Asellae, p. 126. sq. Ep. XXXVIII. de aegrotat. Blesillae, p. 171. sq. Epist. XXXIX. super obitu Blesillae, p. 174. sq.) aus welchen bereits an einem andern Orte (Th. VIII. S. 371. fg.) der merkwürdigere Inhalt beygebracht worden ist. Besonders ist der leztere dieser Briefe, der sich mit den Worten des Propheten anfängt: Wer wird meinem Haupte Waßer, und meinen Augen eine Quelle von Thrånen geben, um weinen zu können: sehr lang, und so rührend als möglich abgefaßt, um die Mutter der Blesilla zu bewegen, daß sie derselben in dem Vorsatze, eine Nonne zu werden, nachfolgen möchte.

Denn eben dieses war das vornehmste Bestreben des Hieronymus bey dem römischen Frauenzimmer: er wollte junge und alte, Jungfrauen und Wittwen, vornehme und geringe, aber jene, denen es den stärksten Kampf kostete, am meisten, bereden, die Welt mit dem Kloster zu vertauschen. Daher kommen schon in den angeführten Briefen, außer den dringenden Ermahnungen dieses Inhalts, auch manche Warnungen vor, die günstigen Anlagen zu einer solchen Lebensart, die sich bey seinen Freundinnen fanden, nicht unterdrücken zu laßen. „Ich fürchte, so schreibt er einmal an die Paula, (Epist. XXX. p. 148. ed. Vall.) für deine Hauskirche, auch bey der größ-

J. n. ten Sicherheit, alles. Während daß der Hausvater
C. G. schläft, kann der Feind Unkraut ausstreuen; wenn
363 man sich gleich zu sagen erkühnte: Ich bin eine feste
bis
430. Stadt, die nicht belagert wird." Nichts aber ist unter diesen Ausbrüchen seines Eifers berühmter, als das Schreiben, oder vielmehr die lange Rede, welche er an die junge Eustochium, Tochter der Paula, gerichtet hat, um sie in dem Entschluße, ehelos in einer frommen Einsamkeit zu leben, nicht nur zu befestigen, sondern auch dabey zu leiten. (Epist. XXII. ad Eust. de custodia virginitatis, p. 87. sq. ed. Vall.) Man hat davon bereits in der Geschichte des Mönchslebens dieser Zeiten, (Th. VIII. S. 359. fgl.) einen Auszug gelesen, der hier nachgesehen werden muß: unterdeßen ist doch aus demselben noch eine Nachlese, die am füglichsten in dem Leben des Hieronymus steht, übrig geblieben. Die Vorschriften, welche er seiner Freundinn ertheilt, sind allerdings zu seinen Absichten sehr hinlänglich, und aus einer geübten Kenntniß menschlicher, insonderheit weiblicher Neigungen und Leidenschaften gezogen; wie unter andern die von ihm angepriesene Eingezogenheit, häuffiges Fasten, Wachen, Gebet und Lesen, Entfernung von dem Umgange mit Frauen oder verdächtigen und heuchlerischen Jungfrauen und Wittwen, der Unterricht eines Lehrers vom reifern Alter, und vornemlich die Verwandlung der fleischlichen Liebe in eine geistliche. Allein er sezt auch dabey den Ehestand desto tiefer herab; mißbraucht Lehren und Ausdrücke der heiligen Schrift; reizt die Einbildungskraft durch die sonderbarsten Vorstellungen, und entwirft von den Sitten vieler Geistlichen, Wittwen und Jungfrauen zu Rom ein nicht bloß verächtliches, sondern auch lächerliches Bild. Dieses leztere schien zwar zur Warnung der Eustochium nothwendig zu seyn; ob es aber, mit so lebhaften Farben und so sorgfältig ausgemalt, auch mit der Klugheit auf allen Seiten über-

übereinstimmend gewesen sey, daran könnte man noch J. n.
zweifeln; wiewohl der unbesonnenen Stellen in die- C.G.
sem Schreiben ohnedieß eine große Anzahl ist. „Flieh, 363
schreibt er, (p. 98.) nicht bloß diejenigen, welche bis
sich wegen der Ehrenämter ihrer Männer aufblasen, 430.
welche von Heerden Verschnittener umgeben werden, und deren Kleider mit Goldfäden durchwürkt sind; sondern auch diejenigen, welche der Todt ihrer Männer, nicht ihr Wille, zu Wittwen gemacht hat: nicht, als wenn sie jenen Todt hätten wünschen sollen; sondern, weil sie die zur Keuschheit ertheilte Gelegenheit nicht gern angenommen haben. Jezt aber wird bey ihrem bloß veränderten Kleide der alte Stolz nicht verändert. Vor ihren Tragseßeln geht eine Anzahl Verschnittener her, ihr Mund ist so roth, ihre Haut wird durch einen vollgestopften Körper so ausgespannt, daß man denken sollte, sie hätten nicht Männer verloren, sondern suchten dieselben. Ihr Haus ist voll Schmeichler, voll Gastmähler. Die Geistliche selbst, welche Muster der Lehre und auch der Schüchternheit seyn sollten, küßen die Köpfe der Matronen, und nehmen mit ausgestreckter Hand, (so daß man, wenn man es nicht wüßte, glauben sollte, sie wollten seegnen,) die Preise des Grüßens. Jene aber, welche sehen, daß die Priester ihres Schutzes bedürfen, werden desto hochmüthiger, und ziehen, weil sie erfahren haben, wie herrschsüchtig Ehemänner sind, die Freyheit des Wittwenstandes vor, heißen daher keusch und Nonnen, und träumen nach einer zweydeutigen Mahlzeit, von Aposteln.“ Er bedient sich in andern Stellen des Briefs einer noch viel schwärzern Farbe, indem er die Wollust und Unzucht mancher römischen Wittwen und Jungfrauen abschildert. Aber was er von den dortigen Geistlichen und Mönchen sagt, gehört noch mehr an diesen Ort. „Damit es nicht scheine, als wenn ich bloß von den Weibern spräche: so fleuch auch diejenigen

J. n. nigen Männer, die du mit Ketten beladen siehst,
C. G. die nach weiblicher Art, wider des Apostels Vor-
363 schrift, ihr Haar tragen, die einen Bocksbart, einen
bis schwarzen Mantel, und bloße gegen die Kälte abge-
430. härtete Füße haben. Alles dieses sind Merkmale des Teufels. Solche Leute beseufzete ehemals Rom am Antimus, und neulich am Sophronius. Wenn diese in die Häuser des Adels Eingang gefunden, und die mit Sünden beschwerten Weibchen betrogen haben, indem sie stets lernen, und niemals zur Kenntniß der Wahrheit gelangen: so stellen sie sich zwar traurig; wißen aber ihr vermeintes langes Fasten durch verstohlnes nächtliches Eßen auszudähnen. Es giebt andere, (ich rede von Leuten meines Standes,) welche darum Aeltesten und Kirchendiener zu werden suchen, um die Weiber freyer sehen zu können. Ihre ganze Sorgfalt geht auf ihre Kleider; auch daß sie gut riechen, und die Füße unter einer weiten Haut nicht aufschwellen. Die Haare werden rund gekräuselt; die Finger schimmern von Ringen, und damit ihre Fußsohlen kein feuchter Weg benetze, rühren sie ihn kaum mit der Spitze an. Wenn Du solche siehst, so solltest Du sie eher für Bräutigame, als für Geistliche halten. Einige bemühen sich ihr ganzes Leben hindurch nur darum, die Nahmen, Häuser und Sitten der Matronen kennen zu lernen. Einen von ihnen, den vornehmsten in dieser Kunst, will ich kurz beschreiben, damit Du desto leichter am Lehrer die Schüler erkennest. Er steht eilfertig mit der Sonne auf; entwirft die Ordnung seiner Besuche, sieht sich nach einem kürzern Wege um, und der überlästige Alte geht beinahe bis in die Kammern der Schlafenden. Wenn er ein zierliches Küßen oder Tuch, oder sonst etwas von Hausrath sieht: so lobt, bewundert und berührt er es; indem er klagt, daß es ihm fehle, preßt er es mehr aus, als daß er es erlangte, weil sich eine jede Frau fürchtet, den Stadtfuhrmann zu

beleidigen. Ihm sind Keuschheit und Fasten zuwider; eine Mahlzeit billigt er nach ihrem feinen Geruche, und einem gemästeten jungen Kraniche. Er hat ein barbarisches und freches Maul, das immer zu Schmähworten gewaffnet ist. Du magst Dich hinwenden wohin Du willst, so fällt er Dir zuerst in die Augen. Alle neue Gerüchte sind von ihm entweder aufgebracht oder vergrößert worden. In jeder Stunde wechselt er die Pferde; sie sind so nett, so muthig, daß man ihn für einen Bruder des Diomedes halten sollte.“ Man wird vielleicht bey diesen und ähnlichen Stellen des Briefs urtheilen, daß ein so frommer, so gelehrter und arbeitsamer Mann sich um dergleichen Armseeligkeiten und um die Stadtklatschereyen überhaupt etwas zu viel bekümmert, auch seine gottseelige junge Schülerinn, die manches davon gar nicht zu wißen brauchte, nur zu beredt damit unterhalten habe.

J. n. C.G. 363 bis 430.

Genug, Hieronymus erreichte seine Absicht vollkommen, und vermuthlich durch dieses Mittel nicht am unkräftigsten. Er flößte seinen Freundinnen die äußerste Verachtung gegen die Sitten der vornehmen Welt, eines großen Theils von ihrem Geschlechte, von Lehrern und Mönchen, ein. Allem Ansehen nach, war dieses auch bisweilen die Materie seiner mündlichen Unterredungen mit ihnen; es bestärkte sie in dem Entschluße, ihn allein zu ihrem geistlichen Führer zu wählen. Der heilige Stolz, den er in dem Schreiben an die Eustochium empfal, bemächtigte sich aller dieser Frauenzimmer. Es schien nur eine edle Werthschätzung von sich selbst zu seyn, die es nicht erlaubte, sich zu den herrschenden Ausschweifungen zu erniedrigen, und vielmehr darinne ihren schwer zu erringenden Vorzug setzte, hohen Stand, Reichthum, Ehre, Pracht, Vergnügungen, alles mit Füßen zu treten, um sich desto mehr der seltenern

und

J. n. C. G. 363 bis 430. und eigenthümlichen Gaben des Geistes und Herzens zu freuen. Weiß man außerdem, was es zu bedeuten habe, wenn vornehme oder junge Frauenzimmer gelehrt, und sogar in der Theologie geübt sind; so wird man sich keinen Augenblick darüber wundern, daß es ihnen sehr leicht wird, den beliebten Beschäftigungen und Ergötzlichkeiten ihres Geschlechts gänzlich zu entsagen. Es fuhr also in diese fromme Römerinnen ein unwiderstehlicher Trieb, die menschliche Gesellschaft zu verlaßen, um für ihre Religionskenntniß und ihr Heil ungehindert sorgen zu können. Dieses äußerte sich besonders in der Familie der Paula. Ihre Tochter Blesilla, eine junge Wittwe, lebte nach den Vorschriften des Hieronymus, unter strengen Büßungen, und starb noch während seiner Anwesenheit zu Rom. Eustochium, ihre zweyte Tochter, stürzte sich mit allem Eifer in eben diese Lebensart: und Paulla selbst faßte den Vorsatz, sich von Rom weg in die einsamen Gegenden der Morgenländer zu wenden.

Jezt aber merkte Hieronymus, daß ihn gerade dasjenige, worauf er sich am meisten einbilden mochte, bey sehr vielen Einwohnern Roms verhaßt gemacht habe. Die Anverwandten der Frauenzimmer von Stande, die er aus allen ihren weltlichen und bürgerlichen Verbindungen zu reißen suchte, sahen ihn als einen Verführer an. (Epist. XXXIX. de obitu Blesſ. pag. 182. ed. Vallars.) Man hätte gern die Blesilla zu einer neuen Heyrath beredet; an statt deßen strengte sie ihren von einer kaum überstandenen Krankheit noch schwachen Körper durch Kasteiungen und Andachtsübungen aller Art, so heftig an, daß sie wahrscheinlicher Weise ihren nach einigen Monathen im Jahr 383. erfolgten Todt beschleunigt hat. Es ist anderwärts aus dem Schreiben ihres Lehrers an ihre Mutter angeführt worden, (Th. VIII. S. 357.) daß bey

ihrem Leichenbegängniße das Volk selbst dieses geglaubt habe, und in laute Verwünschungen der Mönche ausgebrochen sey; daß es die Paula als eine von ihnen schändlich Betrogene, bedauert habe. Hieronymus befand sich, wie man eben daselbst gelesen hat, auf beiden Seiten in Verlegenheit; er sah sich genöthigt, der Paula ziemlich bittere Vorwürfe, in einem fast schwärmerischen Anfalle zu machen, daß sie durch ihr übermäßiges Wehklagen über den Verlust ihrer Tochter, sich und ihm den ungerechtesten Argwohn zugezogen hätte; ob er gleich auch seiner Beredsamkeit freyen Lauf zum Lob der Tochter und Troste der Mutter läßt. Allein durch die heßlichen Abbildungen, welche er in seinem Briefe an die Eustochium von so vielen Personen beiderley Geschlechts zu Rom entwarf, hatte er sich auch nicht wenige und mächtige Feinde gemacht. „Ich mußte, so schrieb er in seinen spätern Jahren, zum Unterrichte der Jungfrau, die Nachstellungen des Teufels offenbaren. Diese Schrift aber beleidigte viele, weil ein jeder das Gesagte von sich verstand, und mich nicht als einen Erinnerer gerne hörte; sondern als einen Verleumder seines Lebens verabscheuete.“ (Epist. CXXX. ad Demetriad. p. 989. sq. ed. Vall.) Die sanfte Stimme einer freundschaftlichen Erinnerung läßt sich wohl in jenem Schreiben nicht hören; sondern mehr die Spötterey und das Hohngelächter eines unbarmherzigen Tadlers. Ohne Zweifel meint er auch in einer andern Stelle, die schon in der Geschichte des Didymus (Th. VII. S. 71.) beigebracht worden ist, unter dem Rathe der Pharisäer und der unwißenden Parthey, die sich wider ihn damals verschworen habe, die römische Geistlichkeit; obgleich Stilting (p. 478. sq.) sich viele Mühe giebt, wider den Baronius zu beweisen, Hieronymus habe unter diesen Ausdrücken die Vornehmen zu Rom überhaupt verstanden. Das mehrmals gedachte Schreiben mag auch

J. n. C. G. 363 bis 430

J. n. C. G. 363 bis 430.

auch andern, die sich dadurch nicht getroffen fanden, wegen der dreisten und ärgerlichen Bilder, die es von den ehrwürdigsten Gattungen der Einwohner Roms enthielt, anstößig gewesen seyn. Wenigstens warf Rufinus dem Verfaßer nachmals in der Hitze ihrer Streitigkeit vor, (Invectiv. in Hieron. L. II. p. 412. sq. T. IV. Opp. Hier. P. II. ed. Mart.) daß es Heyden, Abtrünnige, und alle Feinde der Kirche um die Wette abgeschrieben hätten, weil sie darinne, zu ihrem Vergnügen, alle Stände der Christen mit den schändlichsten Anklagen beschwert fanden. Dazu kam der Tod seines Freundes und Beschützers, des Bischofs Damasus, der im Jahr 384. erfolgt war. Sie hatten sich einander wechselsweise unterstützt: Hieronymus bat sich von dem Bischof in kirchlichen Zwistigkeiten eine Entscheidung aus, die ihn allein beruhigen könnte; und dieser erkannte ihn hinwiederum für seinen Lehrer in der Auslegung der heiligen Schrift. Man sah sogar den Hieronymus eine Zeitlang, wie er selbst erzählt, (Epist. ad Asellam, p. 194. ed. Vall.) beinahe allgemein für den würdigsten Nachfolger des Damasus im Bißthum an. Aber nunmehr sank sein Ruf und seine Hochschätzung auf einmal darnieder. Man fand es sehr verwegen, daß er sich zum Sittenrichter der Vornehmen und Geistlichen aufgeworfen hatte; unter andern wurde es für unerträglich gehalten, daß er den Jungfrauen den Umgang mit Männern, und den Genuß des Weins hatte untersagen wollen. (Epist. XXV. ad Marcellam, p. 62. ed. Mart. Comment. in Epist. ad Galat. L. III. p. 302. T. IV. P. II. ed. Mart.) Alles fiel nun über ihn her; er hieß ein listiger Schleicher, ein Lügner und Betrüger, der seine Kunst dem Satan abgelernet habe; man spottete über seinen Gang, sein Lachen, sein Gesicht, und suchte das Schlimmste unter seinem einfachen Betragen. (Epist. ad Asell. p. 193. ed. Vall.) Es stand sogar ein Mensch auf, der

ihn

ihn und die Paula einer unzüchtigen Vertraulichkeit beschuldigte; der jedoch auf der Folter gestand, daß er ein Verleumder sey, ohne daß ihm solches diejenigen glauben wollten, welche seinen schändlichen Vorwurf gar nicht bezweifelt hatten. (ibid. p. 194.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Mit demjenigen Muthe, welchen das Bewußtseyn der Unschuld und der besten Absichten giebt, betrug sich auch Hieronymus bey diesem fast allgemeinen Geschrey wider ihn. Er verachtete seine Feinde, und begnügte sich daran, daß ihn seine Freundinnen beßer kannten, daß sich die Ursachen so leicht erklären ließen, warum sich die günstige Meinung von ihm in die nachtheiligste verwandelt hätte. In dem schon oft angeführten Schreiben an die Asella, worinne er sich nicht sowohl vertheidigte, als auf durchgehends anerkannte Thatsachen kühn berief, schreibt er unter andern: „Also gab es keine andere Matrone zu Rom, die mein Gemüth hätte bezwingen können, als diejenige, welche immer trauerte und fastete, vom Schmutz strotzte, durch Weinen beinahe blind geworden war? welche die Sonne oft angetroffen hat, nachdem sie ganze Nächte hindurch die Erbarmung des Herrn angerufen hatte? deren Lied die Psalmen, deren Gespräch das Evangelium, deren Ergötzlichkeiten Enthaltsamkeit, deren Leben Fasten war? Hat mich keine andere vergnügen können, als diejenige, die ich niemals eßen gesehen habe? Aber freylich, nachdem ich angefangen habe, sie so zu verehren und hochzuschäzzen, als es ihre Keuschheit verdiente, haben mich sogleich alle Tugenden verlaßen!“ (l. c. p. 194.)

Seine Sprache wird hier, wie man sieht, und auch in andern Stellen des Briefs, ziemlich spöttisch. Allein das sind Kleinigkeiten gegen das bittere Hohngelächter, womit er einen gewißen Onasus, oder, wie andere den Nahmen gelesen wißen wollen, Bonasus

J. n. C. G. 363 bis 430.

betrift: so dachte Hieronymus nicht einmal daran, wie viel mehr noch gegen die ihm gemachten Vorwürfe durchzufechten sey; unter andern dieses, daß er ein Recht und christliche Verbindlichkeit habe, vornehme Römerinnen in einen für die menschliche Gesellschaft unnützen, und sich oft selbst lästigen Zustand zu locken; daß man bey einer gewißenhaften Beobachtung seiner Bestimmungen und Pflichten, doch, ohne die Welt zu räumen, nicht auf eine gottgefällige Art tugendhaft seyn könne; und ähnliche Widersinnigkeiten mehr, die aus der uneingeschränkten und schwärmerischen Empfelung des Klosterlebens fließen. Doch **Marcella** selbst war mit der unbändigen Zunge und Feder des Hieronymus nach und nach unzufrieden geworden. „Ich weiß, schreibt er einmal an sie, (Epist. XXVII. p. 132. ed. Vallars.) daß Du, wenn Du dieses liesest, die Stirne runzeln, und befürchten wirst, meine Freyheit möchte wieder ein Pflanzgarten von Zänkereyen werden; Du wirst mir, wo möglich, den Mund mit dem Finger zudrücken, damit ich mich nicht unterstehe, dasjenige zu sagen, was andere sich nicht schämen zu thun.“ Diese Erinnerungen seiner Freundinn hätten allerdings eine Ueberlegung mit sich selbst veranlaßen sollen, ob die scharfen Mittel, welche er wählte, die Sittenlosigkeit einer großen Stadt zu beßern, oder seine Schülerinnen davor zu warnen, nicht mehr Erbitterung hervorbringen möchten. An statt deßen antwortete er ihr, daß er nur noch wenig, und lange nicht das Aergste gesagt habe; er nennt seine Gegner, welche seine Verbeßerung der lateinischen Bibelübersetzung getadelt hatten, zweyfüßigte Esel, und wendet zu ihrer Erniedrigung, biblische Stellen auf sie und sich an.

Bey solchen Gesinnungen und Umständen, war der Entschluß, welchen Hieronymus faßte, Rom zu verlaßen, für ihn der rathsamste. **Paula** war

dazu

schwatzenden Krähe Einhalt thun; es mag also die J. n.
große Krähe erkennen, wie stinkend ihr Plaudern C. G.
sey! Giebt es denn in Rom nur einen einzigen Men- 363
schen, dem die Nase durch eine schändliche bis
Wunde verstümmelt ist? (Ein Vers aus der 430.
Aeneis.) Wägt denn der einzige Onasiro von Segesta hohle, gleich Blasen angeschwollene Worte, mit aufgeblasenen Backen ab? Ich sage, daß einige durch Schandthaten, Meineid und Falschheit zu gewißen Würden gelangt sind; was geht das Dich an, der Du Deine Unschuld kennest? Ich lache über einen Sachwalter, der noch eines rechtlichen Beistandes bedarf; ich rümpfe die Nase über eine elende Beredsamkeit; was geht das Dich an, der Du beredt bist?" Und so geht es noch weiter in diesem Schreiben fort, bis der Verfaßer in gleichem Tone schließt: „Ich will Dir einen Rath geben, was Du verbergen müßest, um schöner zu werden. Laß die Nase im Gesichte nicht sehen! Laß Deine Stimme gar nicht hören! so kannst Du das Ansehen eines wohlgebildeten und beredten Menschen bekommen."

Alles dieses war nun zwar lustig genug zu lesen; obgleich der Witz etwas einförmig ist, und die Wortspiele zu oft wiederkommen; aber im Grunde wurde dadurch nichts weiter bewiesen, als daß ein schlechter Mensch zu Rom nicht alles auf sich allein deuten dürfe, was Hieronymus von den Ausschweifungen dieser Hauptstadt geschrieben hatte. Seine übrigen Gegner konnte er dadurch unmöglich zum Stillschweigen bringen: er hatte in dem Schreiben an die Eustochium, mitten unter seinem beißenden Tadel anderer, nicht wenig Blößen gegeben, zum Theil sogar höchst ungereimte Einfälle, wie den von einer Schwiegermutter Gottes, ausgekramt. Was aber seine an sich vollgültige Rechtfertigung des vertrauten Umgangs mit den römischen Frauenzimmern

J. n. C.G. 363 bis 430.

betrift: so dachte Hieronymus nicht einmal daran, wie viel mehr noch gegen die ihm gemachten Vorwürfe durchzufechten sey; unter andern dieses, daß er ein Recht und christliche Verbindlichkeit habe, vornehme Römerinnen in einen für die menschliche Gesellschaft unnützen, und sich oft selbst lästigen Zustand zu locken; daß man bey einer gewißenhaften Beobachtung seiner Bestimmungen und Pflichten, doch, ohne die Welt zu räumen, nicht auf eine gottgefällige Art tugendhaft seyn könne; und ähnliche Widersinnigkeiten mehr, die aus der uneingeschränkten und schwärmerischen Empfelung des Klosterlebens fließen. Doch **Marcella** selbst war, mit der unbändigen Zunge und Feder des Hieronymus nach und nach unzufrieden geworden. „Ich weiß, schreibt er einmal an sie, (Epist. XXVII. p. 132. ed. Vallars.) daß Du, wenn Du dieses liesest, die Stirne runzeln, und befürchten wirst, meine Freyheit möchte wieder ein Pflanzgarten von Zänkereyen werden; Du wirst mir, wo möglich, den Mund mit dem Finger zudrücken, damit ich mich nicht unterstehe, dasjenige zu sagen, was andere sich nicht schämen zu thun." Diese Erinnerungen seiner Freundinn hätten allerdings eine Ueberlegung mit sich selbst veranlaßen sollen, ob die scharfen Mittel, welche er wählte, die Sittenlosigkeit einer großen Stadt zu beßern, oder seine Schülerinnen davor zu warnen, nicht mehr Erbitterung hervorbringen möchten. An statt deßen antwortete er ihr, daß er nur noch wenig, und lange nicht das Aergste gesagt habe; er nennt seine Gegner, welche seine Verbeßerung der lateinischen Bibelübersetzung getadelt hatten, zweyfüßigte Esel, und wendet zu ihrer Erniedrigung, biblische Stellen auf sie und sich an.

Bey solchen Gesinnungen und Umständen, war der Entschluß, welchen Hieronymus faßte, Rom zu verlaßen, für ihn der rathsamste. **Paula** war

dazu

dazu schon bereit. Einen gleichen Vorsatz suchte er auch der Marcella einzuflößen; daher beschrieb er ihr die mannichfaltigen Zerstreuungen und sündlichen Reizungen, die sich in der Hauptstadt fänden, und dagegen die Vortheile des einsamen ländlichen Lebens für fromme Christen so lebhaft. (Epist. XLIII. p. 190. sq. ed. Vallars.) Als er bereits ins Schiff steigen wollte, im August des Jahrs 385, schickte er noch der Asella das oftmals genannte Schreiben zu, (Ep. XLV. p. 193. sq.) wo er unter andern Gott dankt, daß er würdig sey, von der Welt gehaßt zu werden. Bete, sagt er, daß ich von Babylon nach Jerusalem zurückkehre, damit nicht Nebukadnezar, sondern Jesus, der Sohn Josedeks, über mich herrsche; damit Esras, das heißt, der Helfer, komme, und mich in mein Vaterland zurück führe. War ich nicht ein Thor, daß ich das Lied des Herrn in fremdem Lande singen wollte? daß ich mich vom Berge Sinai entfernte, und aus Aegypten Hülfe verlangte?" Er eilte mit eben so vieler Freude als Verachtung gegen Rom, weg, und ließ seinen übrigen Freundinnen, durch die Asella melden: „Vor dem Richterstuhl Christi werden wir gemeinschaftlich stehen; da wird es sich zeigen, in welcher Gemüthsfaßung ein jeder gelebt habe."

J. n. C. G. 363 bis 430.

Er reiste also mit seinem Bruder Paulinianus und einigen Mönchen, in die Morgenländer zurück. Zu Antiochien, wo er sich eine Zeitlang aufhielt, traf auch Paula mit ihrer Tochter Eustochium ein: und mitten in dem folgenden Winter begab sich diese Gesellschaft auf den Weg nach Palästina. Andächtige Empfindungen durch den Anblick so vieler Oerter und Gegenden dieses Landes, welche der Schauplatz von den Thaten der größten und berühmtesten Männer israelitischer und christlicher Religion gewesen waren; auch wohl gar noch, wenigstens nach der

[illegible] im Widerspruch stehe. In dem gedachten Schreiben (Epist. XLIV. p. 545. ed. Mart.) wird nicht allein alles zusammengerafft, was nur eine entfernte Aehnlichkeit mit Wallfahrten ins gelobte Land hat, wie der göttliche Ruf an den Abraham, Chaldäa zu verlaßen; ingleichen was die Vorzüge des christlichen Palästina vor dem ehemaligen jüdischen, zeigen soll; sondern es wird auch eine überaus reizende Beschreibung von dem Zusammenfluße so vieler Menschen aus fast allen Nationen, zu Jerusalem, und noch mehr zu Bethlehem, gemacht. „Da ist, sagt der Verfaßer, gar kein Stolz, sondern nur Bestreben, es einander an Demuth zuvorzuthun. Es giebt da weder Unterschied noch Bewunderung der Kleider. Man schätzt einen nicht höher, weil er viel fastet; man verdammt aber auch denjenigen nicht, welcher sich satt ißt. Keiner verurtheilt den andern, damit er nicht von dem Herrn verurtheilt werde; und die Lästerungssucht, die in andern Ländern so gewöhnlich ist, findet hier gar keinen Platz; eben so wenig Ueppigkeit und Wollust.“ Man erachtet leicht, daß diese absichtlichen Lobpreisungen nicht so gar buchstäblich genommen werden dürfen.

Eine kleine Celle in der Nähe von Bethlehem, war seit dem Jahr 386, die Wohnung des Hieronymus, bis er, allem Ansehen nach, zwey oder drey Jahre darauf, als Paula Mönchs- und Nonnenwohnungen daselbst bauen ließ, auch darinne einen geräumigern Aufenthalt bekam. Eben diese seine Freundinn versorgte ihn mit grober Kleidung und schlechter Kost. Brodt, Waßer und Hülsenfrüchte waren die einzigen Nahrungsmittel, die er für seine Lebensart schicklich hielt. Er blieb in diesem einsamen Sitze bis an seinen Todt, und gab zugleich einen Vorsteher anderer mit ihm verbundenen Mönche ab. (Hieron, Epist, CVIII, Epitap[illegible] p. 7[illegible]

LXXIX. ad Salvinam, pag. 497. Epist. CXXX. ad Demetriad. p. 977. ed. Vall. advers. Iovin. L. II. p. 203. sq. ed. Mart. Pallad. Hist. Lausiac. c. 78.) J. n. C. G. 363 bis 430.

Da indeßen Hieronymus kein gemeiner Mönch war, deßen Geist durch Andachtsübungen und Kasteiungen ganz hätte befriedigt werden können: so fieng er sogleich an, auch daselbst sowohl seiner Lern- als Lehrbegierde freyen Lauf zu laßen. Lesen und Schreiben machten, wie Sulpicius Severus erzählt, (Dial. I. c. 9. p. 250. ed. Berol. 1668. 12.) fast seine unaufhörliche Beschäftigung bey Tage und bey Nachte aus. Um insonderheit seine schon angefangene Bekanntschaft mit dem Hebräischen noch mehr zu erweitern, ließ er sich, ohngeachtet seiner Abneigung gegen die Juden, durch einen Gelehrten dieser Nation, Baranina, in der gedachten Sprache unterrichten. Dieser kam deswegen, aus Furcht vor den Juden, des Nachts zu ihm. (Ep. LXXXIV. p. 520. ed. Vall.) Rufinus, der damals sein vertrauter Freund war, machte ihm zwar in der Folge, da sie heftige Feinde geworden waren, den spöttisch bittern Vorwurf, daß er an statt Christi den Barrabas gewählt, von demselben manche geheime Lehren, und außerdem die Hoffnung einer Auferstehung des Fleisches, nicht in der Kraft, sondern in der Zerbrechlichkeit, nach dem tödtenden Buchstaben, nicht nach dem lebendigmachenden Geiste, angenommen habe. (Rufini Invectiv. in Hieron. L. II. p. 424. ed. Mart.) Allein Hieronymus begegnete diesem Fechterstreiche, dergleichen er sich auch genug zu erlauben pflegte, gerade wie er es verdiente. (Apolog. advers. Rufin. L. I. p. 363. ed. Mart.) Glaubwürdiger ist eben dieser Rufinus, indem er meldet, (Invectivar. in Hieron. L. II. p. 420. ed. Martian.) daß Hieronymus auch noch in seinem Kloster zu Bethlehem, nicht allein sich mit dem Plato, Cicero, und andern

J. n. andern großen Heyden beschäftigt; sondern auch klei-
C. G. nen Knaben, die man ihm zur frommen Erziehung
363 anvertrauete, solche alte Schriftsteller erklärt habe.
bis
430.

Freylich aber blieb das Forschen in der heiligen Schrift, und die Auslegung derselben, die liebste und anhaltendeste aller seiner Arbeiten. **Paula** und **Eustochium**, deren Wißbegierde sich auch völlig auf diese Seite gelenkt hatte, munterten ihn dazu desto mehr auf. Die erstere verlangte, wie er in ihrer Gedächtnißschrift sagt, (Epist. CVIII. Epitaphium Paulae, p. 713. sq. edit. Vallars.) daß er ihr und ihrer Tochter die ganze Bibel erklären möchte. Er weigerte sich deßen aus Bescheidenheit; mußte aber endlich ihren dringenden Bitten nachgeben, und sie lehren, was er von berühmten Kirchenlehrern gelernt hatte. Wenn er irgendwo zweifelhaft war, und seine Unwißenheit gestand: so beruhigte sie sich dabey nicht; sondern nöthigte ihn, aus den verschiedenen Meinungen ihr diejenige anzuzeigen, welche er für die wahrscheinlichste hielt.

Aus diesen Bemühungen des **Hieronymus** erwuchsen gar bald besondere **biblische Erklärungsschriften**, die er auch zum Theil für seine entfernte Freundinn **Marcella** aufsetzte, um ihren Schmerz über den Todt ihrer Mutter **Albina** zu lindern. Zuerst also widmete er der **Paula** und ihrer Tochter seine Auslegung des **Briefs Pauli an den Philemon**. In der Einleitung zu derselben, (Exposit. in Epist. ad Philem. p. 441. sq. Tom. IV. Opp. P. I. ed. Mart.) widerlegt er diejenigen, welche diesen Brief nicht unter die Briefe **Pauli** rechneten, weil er nicht alles als Apostel und im Nahmen **Christi** geredet habe. Die menschliche Schwachheit, sagten sie, konnte nicht die ununterbrochene Würksamkeit des heiligen Geistes ertragen; auch kommen in diesem und

in andern Briefen des Apostels so unbedeutende Klei- J. n.
nigkeiten vor, daß, wenn er ja von ihm herrühren C. G.
sollte, er ein bloßes Empfelungsschreiben, und kein 363
erbaulicher Aufsatz heißen kann; wie er denn auch bis
von den meisten Alten verworfen worden ist. Dar- 430.
auf antwortet der Verfaßer, diejenigen, welche die-
sen Brief für ächt hielten, behaupteten, er würde niemals in der ganzen Welt angenommen worden seyn, wenn man ihn nicht für eine Arbeit des Apostels angesehen hätte; die Stellen von geringfügigem Inhalte müßten auch andere seiner Briefe verdächtig machen; natürliche unschuldige Handlungen des Körpers hinderten den Einfluß des Geistes Gottes nicht; sogar **Marcion** habe, ob er gleich alle andere Briefe **Pauli** antastete, dennoch diesen stehen gelaßen; und weder die edle Einfalt, noch die Kürze deßelben könne ihm zum Vorwurfe gereichen. Die Auslegung selbst von diesem Briefe ist nicht allein weitläufig; sondern auch, (ohngefähr wie gottseelige Frauenspersonen, die keine bestimmten Geschäfte hatten, sie brauchten,) durch allerhand beiläufige Fragen und Betrachtungen ausgedähnt worden. Hieronymus untersucht zuerst, wenn und warum der Nahme **Saulus** in **Paulus** verändert worden sey? bestimmt die Zeit, wenn dieser und andere Briefe **Pauli** geschrieben worden sind; zeigt, wer **Onesimus** und **Archippus** gewesen sind; findet Gelegenheit, die Frage zu beantworten, warum Gott den Menschen nicht unveränderlich gut geschaffen habe? erklärt, wie zuweilen das Böse eine Veranlaßung des Guten werde? und bringt andere, bisweilen zu spitzfindige oder gezwungene allegorische Erläuterungen bey.

Gleich nach dieser Arbeit, setzte er seinen **Commentarius** über den Brief **Pauli** an die Christen in **Galatien**, in drey Büchern auf. (Commentar. in Ep. ad Galatas, p. 221 - 318. l. c.) Er sagt in

 der

J. n. C. G. 363 bis 430.

der Vorrede über das erste Buch, zu seinen beiden Freundinnen in Bethlehem, er unternehme ein bisher im Lateinischen nicht versuchtes Werk, und das selbst unter den Griechen, nur einige wenige nach Würden ausgeführt hätten. Zwar habe Cajus Marius Victorinus, ein Lehrer der Beredsamkeit zu Rom, über die Briefe des Apostels geschrieben; allein es habe ihm an Bekanntschaft mit der heiligen Schrift gefehlt. Er, Hieronymus, wäre hierbey desto vorsichtiger und schüchterner geworden; er sey daher, im Bewußtseyn seiner Schwäche, den Erklärungen des Origenes über diesen Brief gefolgt. Auch habe er die Auslegungen des Didymus, des Apollinaris, des alten Ketzers Alexander, des Eusebius von Emesa, und des Theodorus von Heraclea über eben denselben Brief gelesen, alles dieses im Gedächtniß gesammelt, und dem Geschwindschreiber sowohl vieles davon, als von seinen eigenen Gedanken, in die Feder gesagt; ohne sich an Ordnung, Worte und Verstand selbst genau zu erinnern. Noch bemerkt Hieronymus in der Vorrede, daß dieser Brief mit dem an die römischen Christen abgelaßenen einerley Inhalts sey; der Unterschied zwischen beyden aber darinne bestehe, daß Paulus gegen die Christen zu Rom tiefere Gründe und einen lehrenden Vortrag gebrauche; die Galater hingegen, in einem auch für Thoren faßlichen Ausdrucke, mehr schelte, als belehre. Zwar habe der Apostel in allen seinen Briefen darauf gedrungen, daß Mosis Gesetz dem Evangelium weichen müße. Allein in den beiden gedachten Briefen sey es vorzüglich geschehen; der an die Galater gerichtete habe es besonders mit bekehrten Heyden zu thun, welche sich durch das Ansehen falscher Lehrer zu der Meinung hätten verführen laßen, daß Petrus und Jacobus, und alle Gemeinen in Judäa, das Evangelium mit dem alten Gesetze vermischt hätten; daß Paulus selbst

anders in Judäa, und anders vor den Heyden, dar- J. n.
über lehre, und daß sie also vergeblich an den Gekreu- C. G.
zigten glaubten, wenn sie dasjenige vernachläßigten, 363
was die vornehmsten Apostel beobachteten. Daher bis
gehe Paulus hierinne eine solche Mittelstraße; er 430.
zeige, daß Petrus die ihm anvertraueten Juden vor Aergerniß an dem Kreuze habe verwahren, und ihrer gewohnten Lebensart schonen müßen; er dagegen bey den ihm angewiesenen Heyden, dasjenige billig als Wahrheit vertheidigt habe, worüber sich jener mit klugem Nachgeben verstellt erklärte. (pro dispensatione simularet.) Porphyrius habe dieses nicht verstanden, und daher beiden Aposteln Fehler, ja wegen ihrer Uneinigkeit eine erdichtete Lehre vorgeworfen.

Diese Beantwortung des Widerspruchs zwischen den zwey Aposteln, hat Hieronymus, wie bereits an einem andern Orte ausführlich erzählt worden ist, (Th. IX. S. 348. fgl.) nicht allein in der Erklärung des Briefs an die Galater angebracht; sondern sich auch dadurch einen Angriff des Augustinus zugezogen, der ihn nach und nach bewog, seine Meinung zu verlaßen. Es ist auch in der angeführten Stelle (S. 350. vergl. mit S. 264.) gezeigt worden, wie geläufig dem Hieronymus diese Methode, sich von Einwürfen und Schwierigkeiten loßzuwickeln, (das heißt, eine vermeinte kluge Verstellung anzunehmen,) gewesen sey; wie oft sie auch andere der angesehensten Lehrer seiner Zeit auf biblische Auslegungen oder theologische Streitigkeiten angewandt haben. Ueberhaupt aber lernt man aus dieser Vorrede des Hieronymus die Entstehungsart seiner Erklärungsschriften über die Bibel sehr genau kennen. Er trug in dieselben alles zusammen, was er bey den vornehmsten griechischen Exegeten, vom Origenes an, sollte auch der Ruf ihrer Rechtgläubigkeit noch schlechter gewesen

seyn,

J. n. C.G. 363 bis 430.

seyn, als dieses seiner, über die Bücher der heiligen Schrift gelesen hatte; streuete darunter seine eigenen Erklärungen ein; nahm sich nicht einmal die Mühe, beyderley Meinungen von einander unterscheidend abzusondern, und sah sich auch genöthigt, diesen gemengten Vorrath ziemlich eilfertig zu Papier bringen zu laßen. Man muß sich wundern, daß er geglaubt hat, eine solche Mischung könne eine recht nützliche Erklärung der Bibel, zumal für Frauenzimmer, heißen; und noch mehr, daß er, wie auch schon anderwärts mit seinen eigenen Worten bemerkt worden ist, (Th. IX. S. 349.) den Gelehrten hat zumuthen können, sie möchten, wenn sie ihm etwas Verwerfliches in seinen exegetischen Arbeiten zur Last legen wollten, erst nachforschen, ob es auch wirklich ihm, oder den griechischen Auslegern zugehöre. Auf gleiche Art schreibt er gegen den Rufinus, (Apolog. I. advers. Rufin. p. 373. T. IV. Opp. P. II. ed. Mart.) er wolle alles Fehlerhafte in seiner Auslegung des Briefs an die Epheser für das Seinige erkennen, wenn er nicht angeben könne, aus welchem Griechen er es übersetzt habe. In eben demselben Buche bestimmt er es noch ausdrücklicher, wie Erklärungsschriften der Bibel eingerichtet seyn müßen. „Ich „bin, sagt er, (l. c. pag. 365. sq.) in der Erklärung „des Briefs an die Epheser, dem Origenes und „Didymus und Apollinarius, welche gewiß entge„gengesetzte Glaubenslehren haben, dergestalt gefolgt, „daß ich die Wahrheit meines Glaubens nicht ein„büßte. Was ist die Beschäftigung von Aus„legungsschriften? Sie zeigen an, was ein an„derer gesagt hat: dunkle Stellen klären sie „durch deutliche Worte auf; sie sammeln viele „Meinungen, und sagen: Diese Stellen haben „einige so, und andere so erklärt; jene suchen „den von ihnen festgesetzten Verstand durch „folgende Zeugniße und Gründe zu bestärken;

„damit

„damit der kluge Leser, wenn er die verschiedenen Er= J. n.
„klärungen gelesen, und die beyfallswürdigen oder C. G.
„tadelhaften Meinungen von vielen kennen gelernt 363
„hat, urtheilen möge, was wahr sey, und gleich ei= bis
„nem guten Wechsler, die falsche Münze verwerfe.“ 430.
Hier wird nicht allein vorausgesetzt, was so selten eintrift, daß jeder Leser einer biblischen Auslegungsschrift im Stande sey, die unter einander geworfenen Meinungen von sehr verschiedenem Werthe zu prüfen, und darunter zu wählen; sondern Hieronymus behält sich auch das seltsame Recht vor, seine wahren Gedanken unter dieser Vermischung zu verstecken; nur für die wenigen nicht, welche die griechischen Ausleger selbst damit vergleichen könnten. Freylich merkt man wohl, daß er bey seinen Auszügen aus den eben genannten Schriftstellern, die es so sehr verdienten, den Abendländern bekannter zu werden, zugleich dafür habe sorgen wollen, den Ruf des reinen Glaubens nicht zu verlieren. Allein, daß er dadurch nicht einmal diese Absicht erreicht, noch weniger einen gemeinnützlichen Commentarius hervorgebracht habe, ist ihm zum Theil schon vom Rufinus vorgerückt worden. (Rufin. Invectivar. in Hieron. L. I. p. 386. ed. Martian.)

An sich ist zwar die Erklärungsschrift des Hieronymus über den Brief an die Galater, zu der nächsten Bestimmung, welche er ihr für seine Freundinnen gab, nicht ganz unbrauchbar. Er hat darinne den Wortverstand fleißig, und oft glücklich erörtert; er bringt auch allerhand Erläuterungen und Betrachtungen bey, die, ohne immer nothwendig zu seyn, doch ihren Nutzen haben. Wenn man aber die übertriebene Weitschweifigkeit gewahr wird, in welche er eben dadurch, auch durch Widerlegung der Ketzer, durch mystische Deutungen, durch Anführung solcher Erklärungen, die keiner Meldung werth waren, und

J. n. C. G. 363 bis 430. schiedene gelegentliche Ausschweifungen gerathen ist; wenn man den Mann, der auch hier seine hebräische Sprachwißenschaft zuweilen blicken läßt, in der Beleuchtung der Hebraismen nicht sonderlich geübt findet, und überhaupt weniger einen das Ganze überschauenden und aufklärenden Ausleger, als einen Führer sieht, der nur hin und wieder einen Gang aufhellt: so erkennt der Leser, daß ihn schon die Vorrede des Verfaßers zu keinen hohen Erwartungen über diesen dunklern Brief berechtigt habe. Gleichwohl konnte es nicht fehlen, daß ein Schriftsteller von solchen Gaben, auch bey einem nicht festen, noch mit aller Ueberlegung ausgeführten Entwurfe, doch einiges anbrachte, wobey sich auch die gelehrte Nachwelt verweilen kann. Für die **Kritik** ist seine Anzeige merkwürdig, daß Galat. C. III. v. 1. die in unserer Uebersetzung ausgedrückten Worte: **daß ihr der Wahrheit nicht gehorchet**, in den Handschriften des **Origenes** gefehlt haben; ingleichen bey C. V. v. 9. daß die alte lateinische Uebersetzung: **ein wenig Sauerteig verdirbt den ganzen Teig**, mehr den Sinn, als die Worte des Apostels ausdrücke, indem sie eigentlich so lauten sollte: Modicum fermentum totam conspersionem fermentat; auch sind es seine Zweifel über eine vom **Paulus** (C. III. v. 10.) angeführte Stelle aus dem fünften Buche **Mosis**. Was die **Erklärungen** des **Hieronymus** in diesem Brief anbetrifft: so ist die berühmte Stelle, worinne er eine Verstellung des Apostels annimmt, bereits genannt worden. In einer andern (bey C. I. v. 17.) giebt er sich zwar eine nicht übelgerathene Mühe, die Erzählung **Pauli** von seiner Reise nach Arabien, mit den Nachrichten der Apostelgeschichte in Uebereinstimmung zu bringen; fällt aber zuletzt auf diese Entwickelung, man könne hier, wie es auch in einem weiter unten vorkommenden **Bilde** geschehen sey, unter **Arabien** das **Gesetz Mosis**, und unter

Da=

mascus das Leiden Christi verstehen. Er bemerkt J. n.
bey C. III. v. 15. daß weder daselbst, noch sonst, wo C.G.
in der lateinischen Uebersetzung eines Testaments 363
gedacht wird, davon die Rede seyn könne; sondern bis
daß man nach dem ursprünglichen hebräischen Worte, 430.
und der alexandrinischen Uebersetzung, einen **Bund oder Vertrag** dafür setzen müße. C. III. v. 19. giebt der Verfaßer von den Worten: **das Gesetz ist gestellet von den Engeln durch die Hand des Mittlers**, den Verstand an: es ist von dem durch die Engel redenden mächtigen Mittler der Menschen gegeben worden. Aus C. IV. v. 6. beweiset er die Lehre von der göttlichen Dreyeinigkeit, und führt zur Bestätigung derselben auch den 50sten Psalm an, wo drey besondere göttliche Geister gleich nach einander genannt seyn sollen. Ueber C. IV. v. 20. erinnert er, daß man die Worte des Apostels entweder so erklären könne: Ich wünschte jezt mit euch mündlich zu reden, weil ich Mangel an euch leide, (das heißt,) weil meine Lehren keine Frucht bey euch tragen;) oder man könne auch sagen, **Paulus**, der sich nach Beschaffenheit derer, welche er zur Seeligkeit führen wollte, richtete, und seine Stimme und Gestalt, gleich Schauspielern, mehrmals veränderte, habe eingesehen, daß die **Galater** auf dem bisher betretenen Wege nicht seelig werden könnten, er ängstige sich darüber, und wolle, wie ein Arzt, zu einem schärfern Heilungsmittel übergehen; oder er zeige nur so viel an, daß er an statt der sanften Zuschrift an die **Galater**, strenger mit ihnen reden möchte. Wenn **Paulus** (C. IV. v. 24.) von einer **Allegorie in Abrahams Geschichte** spricht: so merkt **Hieronymus** dabey an, daß der Apostel mit der weltlichen Gelehrsamkeit etwas, aber nicht vollkommen, bekannt gewesen sey. Was er über den Gebrauch der Stellen des alten Testaments im neuen, und über andere Materien sagt, verdient auch einige Aufmerk-

J. n. C. G. 363 bis 430.

samkeit. Man darf übrigens aus den angeführten Worten des Verfaßers nicht schließen, daß er seine Auszüge aus den griechischen Auslegern in dieses Werk durchgehends, ohne sie zu nennen, eingerückt habe. Er gedenkt darunter des Origenes mehr als einmal ausdrücklich; setzt auch eine lange Stelle desselben über den geringen Nutzen der buchstäblichen Erklärung der Bibel, und über die Nothwendigkeit der geistlichen Deutungen mit offenbarer Billigung, hin. (p. 293. sq.) In den Vorreden zu den zwey letzten Büchern dieser Auslegungsschrift, ertheilt er Nachrichten von den Galatern überhaupt, und entschuldigt seine wenig zierliche Schreibart unter andern damit, daß die größten heydnischen Schriftsteller den biblischen, die ihnen an Kunst und Wißenschaft nicht gleich kämen, hätten weichen müßen.

Nach diesem allgemeinen Begriffe von den Erklärungeschriften des Hieronymus über die Bibel, besonders über die apostolischen Briefe, läßt sich leicht urtheilen, was man sich von den übrigen zu versprechen habe, die er bald nach den eben beschriebenen, zu Stande brachte. In seinem Commentarius also über den Brief an die Epheser, der auch zwischen den Jahren 387. und 389. zum Vorschein kam, (p. 319-408. edit. Martian. loc. citat.) ist er ebenfalls vorzüglich dem Origenes, und zum Theil andern Griechen, die sich um die Aufklärung dieses Briefs verdient gemacht hatten, doch mit manchen eigenen Zusätzen, gefolgt. Aus der Vorrede zu dem ersten Buche dieses Werks, sieht man, daß diese seine Arbeiten schon damals Tadler gefunden haben. Er vertheidigt sich gegen die Vorwürfe, daß er nicht beredt genug schreibe, auch das Griechische nicht nach Würden übersetze. Daher bittet er auch seine Freundinnen, diese seine Schriften nicht leicht schmähsüchtigen und neidischen Leuten in die Hände zu geben; das Heiligthum

thum nicht den Hunden, und die Perlen nicht J. n.
Schweinen zu überlaßen. Die Schwierigkeiten sol- C. G.
cher biblischen Commentarien zeigt er nicht übel; in- 363
sonderheit aber bemerkt er, daß der Brief an die bis
Epheser, Einwohnern einer Stadt zugeschrieben 430.
worden sey, wo Götzendienst und damit verbundene Zauberkünste vorzüglich sehr im Schwange giengen; daher habe der Apostel in demselben manche geheime, der Welt unbekannte Lehren, (ignota seculis sacramenta,) wie von den heiligen und ihnen entgegengesetzten Mächten, von der ehemaligen Gewalt der Dämonen, und von ihrer Zerstörung durch Christum, vorgetragen. Hieronymus stellt bey dieser Gelegenheit, über C. I. v. 11. eine Untersuchung an, warum der Apostel von **Fürstenthümern, Mächten, Kräften** und **Herrschaften** in dieser Stelle rede; da doch dergleichen Ausdrücke in diesem Verstande sonst in der heiligen Schrift nicht gefunden würden. Nach seiner Meinung hat Paulus dieses entweder aus den verborgenen Nachrichten der Juden geschöpft; oder er hat dasjenige, was in der israelitischen Geschichte von Fürsten, Heerführern, und dergleichen mehr, erzählt wird, im geistlichen Verstande von den verschiedenen Dienern Gottes im Himmel genommen. Der Verfaßer kömmt auf diese Beobachtung noch einmal von einer andern Seite, bey C. VI. v. 12. zurück. Selbst dasjenige, sagt er, was wir vom Fleische und Blute herleiten, rührt nicht davon her; sondern wird uns von gewissen boshaften geistlichen Mächten an die Hand gegeben. Denn es giebt böse Geister, welche Liebesverständnißen und verliebten Liedern ergeben sind, deren auch der Prophet (Hos. C. IV. v. 12. gedenkt; sie haben barbarische Nahmen, wie die Zauberer öfters gestanden haben, denen sie Hülfe leisteten. Andere von ihnen stiften Zorn, Haß, Feindschaft und Kriege. Auf einen solchen geistlichen Kampf, wie in dieser

J. n. C. G. 363 bis 430.

Stelle, zielt auch das Ringen des Jacob; sonst wäre diese ganze Erzählung lächerlich. Ich muthmaaße aber, daß der Apostel dieses Bild von dem Kampfe Davids mit dem Goliath, und von den Kriegen der Israeliten mit so vielen heydnischen Nationen, (die alle einen vorbildlichen Sinn hatten,) entlehnt habe. Auch ist es die Meinung aller Lehrer, daß die Luft zwischen Himmel und Erde voll von Dämonen sey, welche mancherley schlimme Beschäftigungen treiben, und wenn sie einen Menschen gestürzt haben, ihn alsbald unter ihre Botmäßigkeit ziehen." — Gleich im Anfange des dritten Hauptstücks, zeigt Hieronymus einen merklichen Sprachfehler an, den Paulus daselbst in der Folge der Rede begangen habe; setzt aber hinzu, wenn er dem Apostel solche Vorwürfe mache, so geschehe es mehr zu seiner Vertheidigung, als um ihn anzuklagen. Denn er würde als ein gebohrner Hebräer, der in der feinern Beredtsamkeit ungeübt war, die Welt nicht zum christlichen Glauben haben bringen können, wenn er denselben mehr nach menschlicher Weisheit, als in der Kraft Gottes geprediget hätte. — Hieronymus mußte nachmals diesen Commentarius ebenfals gegen den Tadel vertheidigen, daß er darinne so vielerley Meinungen der Ausleger, ohne eine beurtheilende Wahl, zusammengeworfen habe. (Lib. I. advers. Rufin. p. 365. T. IV. Opp. P. I. Prolog. Explanat. in Ieremiam, p. 527. Opp. T. III. ed. Mart.) Er that es auch auf die schon gedachte Art, und mit Schimpfwörtern. Man muß zugeben, daß er hierbey etwas mehr Recht auf seiner Seite gehabt hat, als bey andern ähnlichen Fällen; wenigstens in Ansehung der vom Rufinus gemißbilligten Stelle dieses Commentarius über Ephes. C. I. v. 4. Zwar erklärt er daselbst weitläuftig die Meinung des Origenes, den er nicht nennt, daß Gott unter den bereits vor der Schöpfung vorhandenen Seelen der Menschen,

schen, die heiligen auserwählt, und sie zur Beleh- J. n.
rung der sündigen in die Welt herabgeschickt habe; C. G.
er unterläßt aber doch nicht, einiges dagegen zu erin- 363
nern. Sie und ähnliche Einfälle, welche viele Leser, bis
für die er schrieb, nur verwirren konnten, ganz weg- 430.
zulaßen, wäre freylich noch dienlicher gewesen.

Seine Erklärungsschrift über den **Brief an den Titus** folgte gleich darauf; enthält auch eben solche Proben von gelehrter Belesenheit und Neigung zu Ausschweifungen, wie die vorhergehenden. (Comment. in Epist. ad Titum, p. 407. sq. Opp. T. IV. P. I. ed. Mart.) Berühmt ist darinne die Stelle, wo er bey C. I. v. 5. behauptet, ein **Presbyter und ein Bischof** wären einerley; ehe noch in Religionssachen, auf Anstiften des Teufels, Nacheiferung und Partheyen entstanden, wären die Gemeinen durch gemeinschaftlichen Rath der Aeltesten regiert worden. Nachdem aber, fährt er fort, ein jeder angefangen hätte, die von ihm getauften für seine, nicht für Christi Anhänger, zu halten, sey in der ganzen Welt beschloßen worden, daß einer von den Aeltesten zum Vorsteher der übrigen gewählt werden sollte, damit er die allgemeine Besorgung der Gemeinen übernehmen, und dadurch aller Saamen der Trennungen aufgehoben werden möchte. Zur Bestätigung des ersten dieser Sätze, führt er Philip. C. I. v. 1. 2. und Apost. Gesch. C. XX. v. 28. an; versichert auch, daß, wenn man den unter Pauli Nahmen an die Hebräer geschriebenen Brief annehmen wolle, man darinne gleichfals (C. XIII. v. 17.) eine noch bloß durch Aeltesten verwaltete Kirchenregierung antreffen könne; wie denn überdieß Petrus (1. Br. C. V. v. 1. 2.) eben dieses anzeige. Das wichtige Werk, welches **David Blondel**, zur Vertheidigung des erstgenannten Satzes, der auch in einer andern Stelle des Hieronymus (Epist. LXXXII. ad Oceanum;

J. n. C. G. 363 bis 430.

num, p. 648. ed. Mart.) mit gleichen Worten behauptet wird, geschrieben hat, (Apologia pro sententia Hieronymi de Episcopis et Presbyteris, Amstel. 1646. 4.) hat freylich die partheiische Absicht, der presbyterianisch-reformirten Kirche, deren Mitglied er war, aus der ältesten christlichen Kirchenverfaßung eine Stütze zu verschaffen; so wie es damals die Römischkatholischen und die Lehrer der bischöflichen Kirche in England, auf gleiche Art versuchten. Allein es bleibt doch immer eine sehr gelehrte und lesenswürdige Erläuterung der ältern kirchlichen Regierung unter den Christen. Ueber die Stelle des Hieronymus selbst, ist es noch der Mühe werth anzumerken, daß er zu erkennen giebt, man möchte wohl glauben, die von ihm vorgetragene Meinung gehöre ihm, nicht aber der heiligen Schrift, zu: und er giebt daher Beweise aus dieser. Es kam allerdings viel darauf an, wer diese, für die Gewalthabenden Bischöfe seiner Zeit sehr unangenehme Meinung behauptete. Dem Aërius war sie einige Zeit vorher, wie man anderwärts gelesen hat, (Th. VI. S. 227.) als eine grobe Ketzerey angerechnet worden. — Als ein Beispiel der Erklärungsart dieses Briefs, kann besonders dasjenige dienen, was Hieronymus über C. II. v. 13. 14. schreibt. Er behauptet, daß daselbst Christus der große Gott genannt werde, und untersucht die Bedeutung des Worts περιέσιος genauer. Die Weisen dieser Welt, sagt er, welche er oft darum befragt habe, hätten ihm dieselbe nicht angeben können. Er habe daher seine Zuflucht zum alten Testament genommen, aus welchem der Apostel dieses Wort doch wohl entlehnt hätte; und da habe er gefunden, daß es in den Stellen, 5. B. Mos. C. VII. v. 6. und Psalm CXXXV. v. 3. 4. nach den griechischen Uebersetzungen bald etwas Vorzügliches, bald etwas Eigenthümliches anzeige; in welchem letztern Verstande es sich

auch zu der Stelle Pauli am besten schicke. Hier- J. n.
nach sey auch das davon nicht sehr verschiedene C. G.
ἐπιούσιος in der vierten Bitte zu erklären: das vor- 363
zügliche, treffliche, eigenthümliche Brodt, bis
derjenige nemlich, der von sich sagte: Ich bin das 430.
Brodt, das vom Himmel gekommen ist; denn ein Christ, dem verboten sey, für den morgenden Tag zu sorgen, könne unmöglich angewiesen werden, um das bald zu verdauende Brodt zu bitten. Einige legten das Wort ἐπιούσιος auch so aus, daß es ein Brodt über alle Substanzen (οὐσίας) sey; und dieses komme mit der angenommenen Bedeutung ziemlich überein.

So wenig Hieronymus in diesen Erklärungsschriften über die apostolischen Briefe, als ein vortrefflicher Ausleger erscheint; so übertraf er doch gewiß darinne die bereits vorhandenen und noch lebenden Exegeten der abendländischen Kirche; er hatte auch Anlage genug, um die griechischen, welche er so fleißig nützte, nach und nach hinter sich zurücklaßen zu können. Da er sich insonderheit in der damals unter christlichen Lehrern seltnen Kenntniß der hebräischen Sprache fühlte: so wandte er nun auch seinen Fleiß auf die Erklärung der Schriften des alten Bundes. Einige Jahre vorher hatte er der Blesilla zu Rom den Prediger Salomons in der Absicht ausgelegt, um sie dadurch zur Verachtung der Welt zu leiten. Sie verlangte, daß er darüber einen Commentarius aufsetzen möchte; starb aber eher, als er denselben im Jahr 339. vollendete. Daher widmete er ihn seinen Freundinnen zu Bethlehem; wobey er zugleich bemerkt, (Praef. in Ecclesiasten, p. 714. Tom. II. Opp. ed. Mart.) daß er in demselben keinem angesehenen Ausleger gefolgt sey, sondern gerade aus dem Hebräischen übersetzt, und nur da sich nach den Alexandrinern gerichtet habe,

J. n. C. G. 363 bis 430. sie sich nicht weit von der Urschrift entfernen; zuweilen habe er auch an die übrigen griechischen Uebersetzer gedacht, damit er weder die Lernbegierde der Leser durch zu viel neues abschröcken, noch gegen sein Gewißen, mit Vernachläßigung der Quelle der Wahrheit, nach den kleinen Bächen von Meinungen trachten möchte. Daran darf man freylich auch hier nicht denken, daß **Hieronymus** die Erklärung dieses vortrefflichen philosophischen Gedichts, wie es so nöthig gewesen wäre, mit einer Entwickelung seines Entwurfs und Ganges angefangen hätte. An statt deßen sagt er etwas von den drey Nahmen, welche **Salomo** gehabt haben soll, ingleichen von deßen Schriften. In den **Sprüchwörtern** unterrichtet derselbe, nach seiner Meinung, die **Kleinen** durch Sprüche über ihre Pflichten. Im **Prediger** belehrt er einen **Mann von reifem Alter**, daß er ja nichts in der Welt für beständig, sondern alles für hinfällig halten möge. Endlich vereinigt er den **vollkommenen und durch die mit Füßen getretene Welt vorbereiteten Mann**, im **Hohenliede** mit den Umarmungen des Bräutigams. Eben so, setzt der Verfaßer hinzu, lehrten auch die Philosophen zuerst **Sittenlehre**, sodann **Naturkunde**, und zuletzt **Vernunftlehre**; (wenn anders nicht die Leseart mancher Handschriften, Theologia, für Logica, richtiger ist.) Darauf erinnert er noch, daß **Salomo** auch hier ein Vorbild von **Christo** abgegeben habe, und geht sogleich zur Auslegung der einzelen Verse des Buchs über. Hin und wieder ist er darinne glücklich; aber schon dieses hindert ihn, es noch öfter zu seyn, daß er jeden Vers besonders, nicht eine Reihe derselben, als ein zusammenhängendes Ganzes erörtert. Außerdem begeht er auch andere seiner gewöhnlichen Fehler; und dieser ziemlich weitläufige Commentarius ist mit vielen überflüßigen oder wenig überdachten Anmerkungen beladen. So wirft er bey

den ersten Worten des Buchs die Frage auf: wie denn alles Eitelkeit seyn könne, wenn alles was Gott geschaffen hat, sehr gut ist? und antwortet darauf, an sich wäre es zwar gut; aber mit Gott verglichen, sey es für nichts zu achten. Noch unreifere Gedanken bringt er über die Behauptung seines Schriftstellers bey, daß nichts neues in der Welt geschehe. Man glaube ja nicht, schreibt er unter andern (p. 720.) daß die Zeichen und Wunder, und vieles andere neue, was durch Gottes Willen in der Welt vorgeht, schon in den ältern Jahrhunderten da gewesen sey: wie etwa Epikurus einerley Dinge in unzähligen wiederkehrenden Zeiträumen durch eben dieselben, und an eben denselben Orten geschehen läßt. Denn sonst hätte Judas öfters verrathen, und Christus hätte mehrmals für uns gelitten. Man müße vielmehr sagen, daß das Zukünftige durch das Vorherwißen und Vorherbestimmen Gottes, schon geschehen sey. Denn die in Christo vor der Schöpfung der Welt gewählten wären schon in den frühern Jahrhunderten da gewesen. Beym fünften Hauptstücke giebt Hieronymus einem jeden Menschen einen eigenen Engel zur Begleitung; nimmt auch an, daß Gott über die Könige und Richter Engel bestellt habe; gleichwohl aber bis zum Ende der Welt die Vollziehung seiner Urtheile zurückhalte. Wie er überhaupt nur zu oft auf geistliche Deutungen von Stellen, die nicht die geringste Veranlaßung dazu geben, verfällt: so sucht er dieselben insonderheit im zwölften Hauptstücke, wo ihn ohnedieß die Menge und Verschiedenheit der Erklärungen in einige Verlegenheit setzt, aber sehr gezwungen, anzubringen. Unterdeßen sind eben diese Auszüge aus den alten Auslegern und Uebersetzern, nebst manchen moralischen oder ähnlichen Betrachtungen, nicht unangenehm zu lesen; da hingegen seine unmittelbar aus dem Hebräischen gemachte Uebersetzung zu wörtlich

J. n. C. G. 363 bis 439.

J. n. C. G. 363 bis 436.

und undeutlich ist. Man trifft auch hier Meinungen des Origenes, wie von dem Vorherdaseyn der Seelen, ingleichen von der Wiederherstellung aller Gottlosen durch die Buße, den einzigen Teufel ausgenommen, (p. 722.) zwar nur unter andern genannt, aber doch ohne Mißbilligung, an. Für ein Buch, wie der Prediger ist, das vorzüglich einen scharfsichtigen, in der feinern Welt- und Menschenkenntniß geübten Ausleger erfordert, scheinen die Sprachwißenschaft und Belesenheit des Hieronymus, auch selbst seine Fertigkeit in erbaulichen Anwendungen, gar nicht hinlänglich gewesen zu seyn.

Er gieng jedoch auf diesem Wege fleißig fort, den ihm seine hebräische Sprachkenntniß gleichsam anwies; und seine Erklärung der hebräischen eigenthümlichen Nahmen in der Bibel, (Liber de Interpretatione Nominum Hebraicorum, Opp. Tom. II. p. 1, sq. ed. Mart.) war vermuthlich die nächste Schrift dieser Art, welche er zu Stande brachte. Denn er beschäftigte sich damals, gegen das Jahr 390. hin, mit mehrern solchen Arbeiten über das alte Testament, von welchen er versichert, (Praefat. l. c.) daß derjenige, der sich ihrer bedienen werde, den bittern Spott der Juden (allem Ansehen nach über die im Hebräischen unwißenden allermeisten christlichen Lehrer,) verachten könne. Er zeigt überdieß an, daß er das Buch des Philo gleiches Inhalts, das vom Origenes vermehrt worden, aber durch die Abschreiber in große Verwirrung gerathen war, hier zum Grunde gelegt, und nach dem Beispiel des leztern, mit der Erklärung der im neuen Testamente vorkommenden Nahmen bereichert habe. Nach einer solchen Ankündigung sollte man etwas ziemlich Vollkommenes in dieser Art erwarten; allein man sieht sich merklich getäuscht. Hieronymus sezt zuerst die hebräischen Nahmen des alten Bundes,

nach dem Alphabet, aber auch wiederum aus jedem J. n.
Buche besonders, mit lateinischen Buchstaben hin, C. G.
und fügt ihre Bedeutungen bey. Schon hierinne 363
wäre manches zu verbeßern gewesen, wenn dieses bis
Verzeichniß so nützlich werden sollte, als der Verfaßer 430.
hoffte. Eine nicht kleine Anzahl von Bedeutungen ist unrichtig angegeben; oder durch sehr gekünstelte Zusammensetzungen herausgepreßt worden. Von allen eigenthümlichen Nahmen aus der Geschichte und Erdbeschreibung eines oder gar mehrerer Völker und Länder, die in einer Sammlung von mancherley Schriften gefunden werden, die Bedeutungen erforschen zu wollen, ist überhaupt eine gewagte, an vielen Stellen, wo es an sichern Quellen fehlt, leicht verunglückende, und, wenn sie auch ganz gelingen sollte, doch großentheils unfruchtbare Mühe. Denn es trifft sich selten, daß diese Bedeutungen auf die Sachen selbst, unter welchen die Nahmen stehen, einen merklichen Einfluß hätten. Die Abstammung mancher Nahmen ist ganz unbekannt, und alle morgenländische aus einer Mundart, aus der hebräischen, herzuführen, würde eine starke Uebereilung seyn. Es hätte sich also in der That der Fleiß des Hieronymus nur auf solche hebräische Nahmen einschränken sollen, deren Bedeutung sich gewiß oder höchst wahrscheinlich bestimmen läßt; und es hätte zugleich von denselben die Anwendung in der biblischen Auslegung gezeigt werden sollen. Daß er bey dunkeln, oder zweifelhaften Bedeutungen gar keinen Sprachbeweis hinzugesetzt hat, vermindert die Brauchbarkeit seiner Arbeit noch mehr. Wenn er aber den bekannten, andere unerweisliche, auf Veränderungen der hebräischen Buchstaben und Punkte gegründete, an die Seite stellt, wie Rachel nicht allein ein Schaaf, sondern auch einen der Gott sieht, das Sehen einer Schandthat, und noch mehr bedeuten soll: so macht er seine Sprachwißenschaft verdächtig, und

J. n. verwirrt manche Leser; giebt auch, wie es wohl seine
C. G. Absicht gewesen seyn mag, zu leeren Deutungen Ge-
363 legenheit. Noch sonderbarer, um nichts härteres
bis
430. zu sagen, verfährt Hieronymus mit den eigenthümlichen Nahmen im neuen Testamente, wozu er auch den Brief des Barnabas rechnet. Außer der unnützen Wiederholung mancher beym alten bereits angeführten, bringt er auch genug falsche oder nach seichten Spuren ersonnene Bedeutungen bey, und sammelt sogar eine Anzahl griechischer und lateinischer Nahmen, wie Diabolus, Felix, Justus, und dergleichen mehr, deren Bedeutung er aus dem Hebräischen ableitet. Es ist nicht genug, daß er das Gezwungene darinne hin und wieder gesteht; ein gelehrter Mann hätte alle solche ungereimte Spielwerke wegwerfen sollen. Martianay entschuldigt ihn also auch vergebens damit, daß nicht alle von ihm hergezählte Etimologien ihn zum Urheber hätten, welches ohnedem niemand glauben wird; er hätte ihnen nur nicht durch sein Ansehen Vorschub thun sollen. Eben dieser Herausgeber hat in manchen Stellen den Text des Buchs durch Anmerkungen erläutert und berichtigt; er hat die Ueberbleibsale ähnlicher Arbeiten des Philo, Josephus, Origenes und anderer, mit beygefügten lateinischen Uebersetzungen, von sich, und vom Hieronymus, mitgetheilt; endlich hat er noch einen besondern Commentarius hinzugefügt, um die Gelehrsamkeit und gute Beurtheilung seines Schriftstellers ins Licht zu setzen; insonderheit auch, um darzuthun, daß die von demselben gehäufften Bedeutungen unter einem Nahmen, durch Hülfe seiner übrigen Schriften sehr wohl genützt werden können. Allein diese ganze mühsame und äußerst weitschweifige Arbeit, (l. c. p. 87-378.) erfüllt die Absicht ihres Verfaßers sehr wenig. Wenn man eine gar mäßige Anzahl merkwürdiger Stellen in diesem Buche des Hieronymus ausnimmt; so ist

es

es übrigens für unsere Zeiten ganz entbehrlich; es J. n.
kann mit dem Onomastico Vet. Testament. von Jo- C. G.
hann Simonis nicht einmal verglichen werden. 363
bis
430.

Eine andere seiner Schriften hingegen, die er um gleiche Zeit vollendete, **von der Lage und den Nahmen der in der heiligen Schrift vorkommenden Oerter**, (de Situ et Nominibus Locorum Hebraicorum, Opp. T. II. p. 382-494. ed. Mart.) wird mit mehrerm Rechte geschätzt. Eigentlich rührt die Urschrift dieses Werks vom Eusebius, Bischof zu Cäsarea, her; und es ist von derselben bey seinen übrigen Schriften Nachricht gegeben worden. (Th. V. S. 215. fg.) Hieronymus übersetzte nur einen Theil dieser vollständigen Erdbeschreibung von Palästina, nemlich das alphabetische Verzeichniß der Städte, Flüße, Berge, und anderer Gegenden des erstgenannten Landes; aber auch dabey verfuhr er, wie er in der Vorrede erzählt, mit ziemlicher Freyheit. Manches unbeträchtliche ließ er weg, und vieles änderte er durch seine Verbeßerungen oder Zusätze. Da er mit Palästina so gut bekannt war, und noch darinne wohnte: so besaß er die nöthige Geschicklichkeit dazu. Man hat zwar in den neuern Zeiten, nachdem der griechische Text des Eusebius wieder zum Vorschein gekommen ist, gefunden, daß Hieronymus neben vielen Berichtigungen, die er anbrachte, noch verschiedenes, das derselben auch bedürfte, stehen gelaßen, und überhaupt nicht alle erwünschte Genauigkeit beobachtet habe. Doch hat er daran immer ein gutes Hülfsmittel für die biblische Erdbeschreibung hinterlaßen, zu welcher auch sonst in seinen Schriften brauchbare Beiträge zerstreuet liegen. Daher ist dieses Buch noch mehrmals außerhalb der Sammlung seiner Werke herausgegeben worden, wie man an dem angezeigten Orte gelesen hat. Die Ausgabe des Bonfrere, welche vor dessen

J. n. sen Commentariis in Iosuam, Iudices et Ruth steht,
C. G. und die Aufschrift führt: Onomasticon orbium et
363 locorum S. Script. hat schon viel Vorzügliches. An
bis statt daß jeder Buchstabe in diesem alphabetischen
430. Verzeichniße wieder nach der Ordnung der biblischen Bücher vereinzelt ist, hat er die natürliche Ordnung eingeführt, den griechischen und lateinischen Text verbeßert, eine neue Uebersetzung des erstern, gelehrte Anmerkungen, und eine Landkarte beigefügt. Martianay hielt sich zwar mit Grunde berechtigt, die ursprüngliche Ordnung in dem Buche wiederherzustellen; berichtigte auch beiderley Text von neuem, setzte einige erläuternde Anmerkungen, und eine eigene Landkarte hinzu. Allein er nützte die Anmerkungen des Bonfrere nicht, und ließ auch sonst noch genug übrig, was zur Brauchbarkeit des Werks für seine Zeiten erfordert wurde. Dadurch wurde Clericus bewogen, seine neue Ausgabe zu veranstalten, bey welcher die bonfrerische ganz zum Grunde liegt, wohl getroffene Anmerkungen und des Dominikaners Brokard Beschreibung des heiligen Landes hinzugefügt worden sind. In dieser Gestalt hat Blasius Ugolini das Werk in seine große Sammlung (Thesaurus Antiquitt. Sacrar. Vol. V. p. 1. sq. Venet. 1746. fol.) eingerückt.

Die dritte Schrift, in welcher Hieronymus um eben diese Zeit, und ohngefähr in einer gleichen Absicht, arbeitete, waren seine hebräischen Fragen über das erste Buch Mosis, (Hebraicae quaestiones in Genesin, pag. 505. sq. T. II. Opp. ed. Martian.) Es ist eine Vergleichung der alten lateinischen Uebersetzung dieses Buchs mit der hebräischen Urschrift, und mit der alexandrinischen Uebersetzung, wie er sie über die ganze heilige Schrift anzustellen gesonnen war. In der Vorrede beklagt er sich darüber, (vermuthlich noch von seinen zu

Rom ausgestandenen Verdrießlichkeiten her,) daß J. n. er genöthigt sey, sich, wie ehemals Terentius in sei- C.G. nen Prologen, gegen die Lästerungen anderer zu 363 vertheidigen. Es sey freylich nicht zu verwundern, bis fährt er fort, daß gegen einen so unansehnlichen 430. Mann, wie er wäre, unreine Schweine grunzten; da die gelehrtesten und berühmtesten Männer dem Neide nicht hätten entgehen können; doch hätte er, der abgesondert im Dunkeln lebte, davon befreyet seyn sollen. Er verspreche hier keine Beredsamkeit, und sey ohnedieß nicht reich; aber es könne auch niemand die Bekanntschaft mit der Schrift, oder den Reichthum Christi, mit dem Reichthum dieser Welt vereinigen. Seine Absicht sey, die irrigen Begriffe von dem hebräischen Texte zu verbeßern, und die Uebersetzungen nach demselben zu beurtheilen, auch die Abstammung der Wörter zu entwickeln. Er wolle keineswegs, wie man ihn beschuldige, den Alexandrinern Irrthümer vorwerfen; seine Erörterungen wären kein Tadel, indem sie dem Ptolemäus das mystische in der heiligen Schrift, und besonders die Weißagungen von Christi Zukunft, nicht hätten eröfnen wollen, damit es nicht schiene, als wenn die Juden, welche dieser Anhänger des Plato darum hochschäzte, weil sie nur einen Gott verehrten, noch einen zweyten Gott hätten. Auch Christus und die Apostel hätten vieles aus dem alten Testamente angeführt, das sich in den gewöhnlichen Handschriften dieser Uebersetzung nicht finde; daraus sey es deutlich, daß diejenigen Abschriften derselben, die richtigsten wären, welche mit dem neuen Testament übereinstimmten. Ueberdieß versichere Josephus, daß die Alexandriner nur die fünf Bücher Mosis übersetzt hätten; die auch würklich dem hebräischen Texte näher kämen, als die übrigen Bücher. Die folgenden griechischen Uebersetzer wichen ebenfals von der jetzt üblichen Lesart weit ab. Zulezt beruft sich

Hiero-

J. n. C. G. 363 bis 430.

Hieronymus unter ungemeinen Lobsprüchen, auf den Origenes, der zwar in seinen Homilien an das Volk der gemeinen Uebersetzung folge; aber in den biblischen Erklärungsschriften, mitten unter seinen griechischen Uebersetzern, zur Urschrift bisweilen seine Zuflucht nehmen müße. — Man muß gestehen, daß der Verfaßer den Nutzen dieser Arbeit, die er anderwärts (Praef. ad Libr. de Interpr. Nom. Hebr. p. 1.) ein neues, Griechen und Lateinern bisher unerhörtes Werk nennt, nicht eben zu hoch angeschlagen habe. Er hat nicht allein den Unterschied zwischen den gedachten Uebersetzungen, besonders der alexandrinischen, und dem hebräischen Texte, oft genau angegeben; sondern auch überhaupt den Vorzug des leztern vor jenen darzustellen gesucht. Aber um diese Nutzbarkeit völlig zu erreichen, hat er nicht alle nöthige Gaben beseßen oder auch angewandt. Die von ihm angestellte Vergleichung ist nicht immer recht zuverläßig; er sucht manchmal im Hebräischen mehr, als ein Sprachkundiger darinne antreffen kann; er läßt den Alexandrinern nicht alle Gerechtigkeit wiederfahren; spürt nach allegorischen, anagogischen und mehr solchen vermeinten Geheimnißen; anderer ähnlicher Versehen nicht zu gedenken. Dadurch verliert öfters auch das würklich Brauchbare bey ihm nicht wenig; wie wenn er zwar die Uebersezzung der ersten Worte Mosis: In dem Sohne machte Gott Himmel und Erden, verwirft; aber doch gleich darauf behauptet, dem Verstande nach, könne diese Stelle gar wohl von Christo gelten. Dem ohngeachtet war diese Schrift für seine Zeiten noch nützlicher, als für die unsrigen. Daß er sie nicht fortgesetzt hat, daran hinderten ihn andere Arbeiten, die man von ihm verlangte.

Unter diesen war die Uebersetzung von dem Buche des Didymus vom heiligen Geiste, zu welcher

ihn Damasus bereits aufgemuntert hatte, und deren auch schon an einem andern Orte gedacht worden ist, (Th. VII. S. 73.) eine der allernächsten. (Didymus de Spiritu S. in Hieronymi Opp. T. IV. P. I. p. 493. sq. ed. Mart.) Auch übersetzte er neun und dreyßig Homilieen des Origenes über die evangelische Geschichte des Lucas, die nicht allein unter den Werken dieses Schriftstellers, sondern auch im siebenten Bande der vallarsischen Ausgabe von den Schriften des Hieronymus stehen. In der Vorrede zu dieser Uebersetzung, welche Rufinus großentheils aufbehalten hat, (Rufini Invectiv. in Hieron. L. II. p. 432. T. IV. Opp. P. II. ed. Mart.) sagt Hieronymus, daß seine Freundinnen zu Bethlehem einen gewißen Commentarius über den Lucas sehr schlecht befunden, und ihn daher ersucht hätten, die Arbeit des Origenes ins Lateinische zu bringen. Rufinus wirft es ihm, als eine allgemein bekannte Sache, vor, daß er unter jenem Commentarius das Werk des Ambrosius, Bischofs zu Mediolanum, gemeint habe; zum Ueberfluß beruft er sich noch auf ein Schreiben des Hieronymus an ihn, worinne dieser solches zugiebt. Er bringt auch die Vorrede des Hieronymus zu dem übersetzten Buche des Didymus bey, worinne das Buch des Ambrosius gleichen Inhalts ebenfals sehr gemißhandelt und des Diebstahls beschuldigt werde. Vallarsi und besonders Stilting (vita Hieronymi, pag. 495-500.) haben viele vergebliche Mühe angewandt, zu zeigen, daß dieses lauter Verleumdungen des Rufinus wären, und daß Hieronymus unmöglich einen so angesehenen, von ihm selbst gelobten Lehrer spöttisch habe bezeichnen können; gleichsam als wenn veränderliche, einander widersprechende Urtheile über einerley Person, etwas Seltenes beym Hieronymus genannt werden könnten.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Darauf

J. n. C. G. 363 bis 430. Darauf folgten wieder eigene Schriften des Hieronymus. Eine solche machten vermuthlich die sieben Abhandlungen über den zehnten Psalm bis zum sechszehnten, aus, deren er unter seinen Arbeiten gedenkt, (de vir. illustr. c. 135.) und von denen man glaubt, daß einiges davon in das ihm fälschlich beigelegte Breviarium in Psalmos eingemischt worden sey; wenn es nicht ebenfals Uebersezzungen aus dem Origenes sind. Mann findet auch sonst Spuren in seinen Büchern, daß er noch mehr über die Psalmen geschrieben habe. Seine Lebensbeschreibungen des Hilarion und Malchus, die unter seinen Briefen stehen, (p. 74. sq. p. 93. sq. ed. Martian.) sind von ihm zwar vor dem Jahre 392. aufgesetzt worden; aber in welches Jahr sie eigentlich gehören, bleibt ungewiß. Die erstere derselben ist bereits unter den Nachrichten vom Hilarion, diesem Stifter des Mönchslebens in Syrien und Palästina, vorgekommen. (Th. V. S. 158.) In der zweyten wird auch das Leben eines der ersten Mönche in Syrien beschrieben, der selbst dem noch jungen Hieronymus seine geistlichen Abentheuer, besonders wie er seine Keuschheit unter großen Gefahren bewahrt habe, und dafür von Gott wunderbar gerettet worden sey, erzählt hatte.

Wichtigere Arbeiten, mit welchen sich Hieronymus um das Jahr 390, und zum Theil noch lange nachher, beschäftigte, waren die Verbeßerung der lateinischen Bibelübersezung des alten Testaments nach den Alexandrinern, und eine neue Uebersezung von eben diesem Theil der heiligen Schrift, die er aus dem Hebräischen selbst verfertigte. Beide sind schon in einer andern Stelle dieser Geschichte (Th. IX. S. 119-130.) ausführlich beschrieben worden. Dort hat man auch die anfänglich widrigen Schicksale seiner neuen Uebersezzung

gelesen; so wie in den Nachrichten von seinem frü- J. n.
hern Leben, (oben S. 60.) die von ihm bereits zu C. G.
Rom verbeßerte Uebersetzung der vier Evangelien 363
angezeigt worden ist. Unstreitig gehören diese ge- bis
sammten Bemühungen zu seinen eigentlichen und vor- 430.
züglichen Verdiensten um die theologische Gelehrsamkeit, und um die Kirche selbst. Daß er vor allen andern Lehrern seiner Zeit viele dazu nöthige Fähigkeiten gehabt habe, ist am gedachten Orte (Th. IX. S. 125.) ebenfals gezeigt worden. Zur Berichtigung insonderheit der Uebersetzung des alten Testaments nach den Alexandrinern, hatte sich Hieronymus aus der Büchersammlung der Kirche zu Cäsarea in Palästina, mit einer Abschrift von dem daselbst aufbehaltenen wichtigen hexaplarischen Werke des Origenes versehen. Er erstreckte aber diese Verbeßerung, nach welcher noch die Psalmen und das Buch Hiob vorhanden sind, nur, wie er in der Vorrede zu Salomons drey Büchern sagt, (Tom. I. Opp. p. 1419. ed. Mart.) auf die kanonischen Schriften des alten Testaments, und ließ also die Bücher der Weisheit und Sirachs weg. Bey seiner neuen Uebersetzung aus dem Hebräischen war er etwas nachgebender. Denn ob er gleich in der Vorrede zu den Büchern Samuels, die er als eine allgemeine vertheidigende Einleitung zu dieser ganzen Uebersetzung angesehen wißen wollte, und die nachmals so vielen Ausgaben der Vulgata, auf eine schlecht anpaßende Art, unter gleichem Nahmen (Prologus galeatus) vorgesetzt worden ist, den jüdischen Canon des alten Testaments sehr genau und nahmentlich von den apokryphischen Büchern unterscheidet; (Tom. I. Opp. pag. 318. sq. ed. Mart.) wie auch bereits bey einer andern Gelegenheit (Th. IX. S. 15.) angeführt worden ist; so übersetzte er doch auch die Bücher Tobiä und Judith. In der Vorrede zu dem erstern, (l. c. p. 1158.) die an

J. n. zween Bischöfe gerichtet ist, welche diese Uebersetzung
C. G. verlangt hatten, gesteht er, daß er lieber den Pharisäern, (so nennt er die Juden, welche dieses Buch
363 bis 430. nicht annahmen,) mißfallen, als Bischöfen nicht gefällig seyn wolle. Er habe daher, weil das Buch chaldäisch geschrieben sey, einen dieser und der hebräischen Sprache sehr kundigen Mann kommen lassen, der es ihm in die letztere übersetzt habe; so daß er es daraus lateinisch in die Feder sagen konnte. Auch in der Vorrede zu dem Buche **Judith** (p. 1170. l. c.) merkt er an, daß dieses Buch zwar kein kanonisches Ansehen habe; weil es aber die nicänische Synode zu den heiligen Schriften gerechnet habe, — im Grunde geschah auf derselben nichts weiter, als daß einige Bischöfe sich Stellen aus dem gedachten Buche bedienten, — so habe er es gleichfals aus dem Chaldäischen übersetzt. **Hieronymus** bleibt übrigens dabey, daß kein in dem **jüdischen Canon** fehlendes Buch gleichen Werth mit demselben behaupten könne; nennt auch das **dritte und vierte Buch Esdra** ausdrücklich Träume, die es nicht verdient hätten, übersetzt zu werden. (Praef. in Esram et Nehem. p. 1106. sq. l. c.) Ueberhaupt finden sich in den Vorreden, mit welchen er die meisten biblischen Bücher begleitet hat, manche Stellen, die einen frey untersuchenden oder doch gelehrten und belesenen Kopf verrathen; wenn gleich nicht alle seine Beobachtungen gut gerathen sind, auch nicht einmal immer mit andern Stellen seiner Schriften übereinstimmen. Bey dem ersten Buche **Mosis** zum Beispiele, verwirft er den alten Wahn, dem so viele christliche Lehrer, auch noch damals, zugethan waren, als wenn die **alexandrinischen** Uebersetzer aus göttlicher Eingebung geschrieben hätten. „Es ist etwas anders, schreibt er, einen Propheten, und etwas anders, einen Uebersetzer abzugeben. Dort sagt der Geist das Zukünftige vorher; hier über-

übersetzt Gelehrsamkeit und Reichthum an Worten, J. n.
was sie verstehen." Gleichwohl sagt er in der Vor- C.G.
rede zu der von ihm verbeßerten lateinischen Uebersez- 363
zung der Bücher der Chronik, (l. c. p. 1418.) von bis
jenen Uebersetzern, sie wären des heiligen Geistes voll 430.
gewesen. In der Vorrede zum ersten Buche Mosis, nennt er überdieß, so wie in der Vorrede zu seiner Uebersetzung der Bücher der Chronik, (l. c. p. 1023.) mehrere Stellen des alten Testaments, die im Neuen angeführt worden wären; sich aber in der alexandrinischen Uebersetzung nicht befänden. Es ist jedoch längst gezeigt worden, daß Hieronymus hier den Alexandrinern, (die einzige Stelle Hoseä C. XI. v. 1. ausgenommen, welche Matthäus C. II. v. 15. mit andern Worten beybringt, als sie bey ihnen steht,) Unrecht gethan habe. Er war einmal zu dieser Zeit entschloßen, die Nothwendigkeit und die Vorzüge einer Uebersetzung aus der hebräischen Urschrift vor der bloß aus der alexandrinischen Uebersetzung geschöpften, auf allen Seiten darzustellen. Daher konnte es ihm desto leichter begegnen, daß er von den Alexandrinern mehr forderte, als er berechtigt war; oder daß er ihnen Weglaßungen zuschrieb, wo sie nur einer andern Leseart gefolgt waren. Doch mildert er, wie man weiter unten sehen wird, an einem andern Orte diesen Vorwurf. Er will weiter in dem Buche Hiob die Entdeckung gemacht haben, (Praefat. in Iob. p. 795. l. c.) daß darinne von den Worten an: Verflucht sey der Tag, an dem ich gebohren bin! bis zu der Stelle gegen das Ende des Buchs hin: Darum tadle ich mich selbst, und thue Buße, u. s. w. alles in Hexametern abgefaßt sey; wobey er sich zum Beweise, daß es im Hebräischen der Bibel ein poetisches Sylbenmaaß gebe, auf das Zeugniß des Philo, Josephus, Origenes und Eusebius von Cäsarea beruft. Richtiger merkt er an, daß auch

J. n. C.G. 363 bis 430. arabische Sprachkenntniß zur Uebersetzung dieses Buchs nöthig sey; er versichert aber zugleich, daß er einen sehr geschickten Juden reichlich dafür bezahlt habe, um ihm daßelbe zu erklären. Er widerlegt im Eingange seiner Psalmenübersetzung (l. c. p. 836.) die jüdische Eintheilung dieser Sammlung in fünf Bücher. Auch ist die Vorrede zum Daniel (l. c. p. 988. sq.) merkwürdig. Nachdem Hieronymus gemeldet hat, daß die christlichen Gemeinen dieses Buch nicht nach der Uebersetzung der Alexandriner, sondern nach der vom Theodotion verfertigten vorlesen ließen, ohne daß ihm die Ursache davon bekannt sey; wiewohl er gleich hinzusetzt, daß jene Uebersezzung gar zu weit von der Wahrheit, (das heißt, von der Urschrift,) abweiche: so führt er verschiedene ziemlich bittere Spöttereien eines Juden über die Geschichte der Susanna, und die übrigen bekannten Anhänge zu Daniels Buche an, ohne ihnen etwas entgegen zu stellen. Mit solchen Gründen, sagt er, erwies jener, daß in dem Buche der Kirche apokryphische Fabeln wären. Noch sieht man aus seiner Vorrede zu dem Buche Esther, (l. c. p. 1135.) daß die lateinische Uebersetzung deßelben damals mit vielen willkührlichen Zusätzen beladen war, wie man sie aus dem Stegreife in den Schulübungen über die aufgegebene Materie von zugefügtem oder erlittenem Unrechte anzubringen pflegte.

Warum aber gleichwohl Hieronymus bey so vielen Kenntnißen und Hülfsmitteln, und bey einer nicht geringen Anstrengung keineswegs eine vortreffliche Uebersetzung des alten Testaments zu Stande gebracht habe, davon sind die Hauptursachen schon an dem genannten Orte (Th. IX. S. 126.) angegeben worden. Daß herrschende Vorurtheile in der Erklärungsart der Bibel, auch auf die Uebersezzung derselben würken mußten, ist desto begreiflicher,

weil

nach einer wichtigen, obgleich zu wenig erkannten Erfahrungsregel, nur ein sehr guter Ausleger auch ein vorzüglich guter Uebersetzer werden kann. Es fällt auch in die Augen, daß Hieronymus diejenige ausnehmende Kenntniß der hebräischen Sprache und der damit verwandten morgenländischen Mundarten, die zu seiner Arbeit unentbehrlich war, nicht besessen habe; wiewohl es dennoch verzeihlich genug ist, daß er sich in seiner Meynung hierüber geirrt hat, da ihm wenigstens zu dieser Zeit in der morgenländischen Litteratur unter den Christen niemand gleich kam; der höhere Begriff von ihrer Bearbeitung noch unbekannt war, und die jüdischen Gelehrten, welche er fleißig zu Rathe zog, weder jenen höhern Begriff verstanden, noch bey der hebräischen Sprache, die schon längst unter die todten gehörte, vor den Christen etwas anders voraus hatten, als hergebrachte Nationalerklärungen und Hypothesen. Hierzu kommt noch die Eilfertigkeit, mit welcher er mehrere Theile seiner Uebersetzung ausfertigte. Es ist ihm überhaupt eigen, daß er von Schriften gerne sagt, sie hätten ihm nur einen, oder nur wenige Tage gekostet: und man kann ihn hierinne schwerlich von aller Eitelkeit loßsprechen. Daran ist freylich so gar viel nicht gelegen, ob er, wie er versichert, auf die Uebersetzung des Buchs Tobiä nur einen Tag, und auf das Buch Judith nur eine Nacht verwandt habe. Aber wenn er selbst die drey Bücher Salomons, durch eine lange Krankheit entkräftet, innerhalb drey Tagen übersetzt haben will, (Praefat. in Libros Salom. p. 938. l. c.) so hätte er sich etwas Anständigern rühmen mögen. Diese so schweren Schriften konnten nicht einmal nach einer langen Uebung in ihrer Erklärung, so schnell in eine glückliche Uebersetzung gebracht werden. Sie strotzen aber auch in seinem Ausdrucke von Hebraismen, und überhaupt von Stellen, die ohne einen Commentarius unverständlich sind.

J. n. C. G. 363 bis 430.

 Er

J. n. C. G. 363 bis 430.

Er verliert dabey sogar nach seinen eigenen Grundsätzen von der besten Art zu übersetzen, die er in seinem berühmten Schreiben an den Pammachius hinterlaßen hat. (Epist. XXXIII. de optimo genere interpretandi, pag. 248-256. ed. Martian.) Zwar bestimmte er daßelbe im Jahr 396. eigentlich dazu, wie man schon anderwärts gesehen hat, (Th. X. S. 146.) um sich gegen die Beschuldigung zu rechtfertigen, als wenn er den Brief des Epiphanius an den Bischof von Jerusalem, Johannes, mehr verfälscht, als übersetzt habe. Allein er geht zugleich in die allgemeine Theorie der Uebersetzungskunst hinein; vertheidigt auch merklich genug seine Bibelübersetzung, an welcher er damals fortarbeitete, und berief sich daher in der Folge nicht selten zu gleicher Absicht auf dieses Schreiben. „Ich pflege, sagt er in demselben, bey der Uebersetzung griechischer Schriften, die heilige Schrift ausgenommen, wo selbst die Ordnung der Worte ein Geheimniß ist, nicht Wort von Wort, sondern Verstand von Verstand auszudrücken. So hat Cicero Schriften der Griechen übersetzt; eine solche Vorschrift hat Horatius in seiner Dichtkunst ertheilt; nach derselben habe ich das Chronicon des Eusebius übersetzt, und schon damals in der Vorrede gezeigt, daß es, wegen des Eigenthümlichen einer jeden Sprache, gar nicht anders möglich sey, ein Werk aus der einen in die andere zu bringen.“ Zur Bestätigung dessen bemerkt er, wie lächerlich es ausfallen würde, den Homerus wörtlich ins Lateinische zu übersetzen. Unter den Mustern jener beßern Uebersetzungsart, nennt er auch den Hilarius, der nicht bey dem schlafenden Buchstaben geseßen, sondern den gefangenen Verstand mit dem Rechte eines Ueberwinders in seine Sprache übergetragen habe. Selbst die alexandrinischen Uebersetzer, fährt er fort, die Evangelisten und die Apostel hätten dieses bey der Bibel gethan.

than. So habe Marcus, indem er die Worte des Erlösers: Mägdchen! stehe auf! übersetzte, noch folgende: ich sage dir, eingerückt. Bey den angeführten Stellen des alten Testaments, hätten sich die Verfaßer des neuen viele Freyheiten erlaubt, und sich daran begnügt, den Hauptverstand derselben zu treffen. Auch die Alexandriner verdienten, als Menschen, Verzeihung, wenn sie, bey diesem freyern Gange zuweilen Fehler begangen hätten. Ihre Uebersetzung sey, wiewohl sie so vieles in der Urschrift weggelaßen oder verändert hätten, gleichwohl in der Kirche eingeführt worden; entweder, weil sie die erste, schon vor Christi Geburt verfertigte war; oder, weil sie von den Aposteln, doch in Uebereinstimmung mit dem hebräischen Texte, gebraucht worden war. Hingegen habe man die Uebersetzung des Aquila, der nicht allein die Worte, sondern auch ihre Abstammung überzutragen versucht hat, mit Recht verworfen. — Es ist in allem diesem so viel Wahres, und dieses auch meistentheils so gut gesagt, mit solchen geschickten Beispielen erläutert, daß man es jedem Uebersetzer, vorzüglich dem biblischen, empfehlen kann. Desto mehr befremdet es, daß der Verfasser sich gerade den wichtigsten Nutzen einer so richtigen Theorie, gleich anfänglich durch die Ausnahme abgeschnitten hat, die er in Ansehung der heiligen Schrift macht. Ist die Ordnung der Worte in derselben würklich ein unveränderliches Geheimniß: so kann sie eigentlich gar nicht übersetzt werden; so ist jeder Versuch, es zu thun, völlig unnütz. Denn es bleibt alsdann weiter nichts übrig, als daß jedes Wort buchstäblich in seiner Stellung auf das genaueste in eine andere Sprache übergetragen werde; welches aber, wie Hieronymus bewiesen hat, nicht übersetzen heißt; und es ist auch ganz unmöglich, auf diesem Wege den Verstand der Bibel nur einigermaaßen deutlich auszudrücken. Er widerspricht und wie-

J. n. C. G. 363 bis 430

J. n. derlegt sich also hier selbst; man erkennt den Mann,
C.G. der viel Sprachwißenschaft, aber wenig Logik besitzt.
363 bis 430. Unterdeßen floß sein Fehler noch mehr aus dem unglücklichen Vorurtheil, von welchem sich die christlichen Lehrer kaum in den neuesten Zeiten haben loßreißen können, und welches eben durch Männer, wie **Hieronymus** und seines gleichen waren, am meisten unterstüzt wurde, aus diesem, daß die heilige Schrift nicht nach den allgemein anerkannten Grundregeln der Uebersetzung und Auslegung, nach welchen man bey andern guten Schriften verfährt, behandelt werden dürfe. Ganz offenbar ist dieses Vorurtheil aus einer übel verstandenen Ehrerbietung gegen die heilige Schrift, deren außerordentliche Vorzüge man auf alle Art zu häuffen suchte; aus der von den Juden gleichsam geerbten allegorischen Deutungsart derselben; aus einer unbedachtsamen mit Religionshaß verschwisterten Verachtung der heydnischen Schriften, auch aus der Selbstgefälligkeit, mit welcher man in der Bibel immer neue Geheimniße zu entdecken glaubte, entstanden.

Mitten unter diesem Uebersetzungsfleiße aber, den **Hieronymus** auf das alte Testament wandte, setzte er auch, von seinen Freunden gebeten, **Erklärungsschriften** deßelben auf. Im Jahr 392. widmete er der **Paula** und ihrer Tochter seinen **Commentarius** über die Propheten **Micha, Nahum, Zephanja** und **Haggai**, (Opp. Tom. III. pag. 1495 - 1590. 1642 - 1704.) und ohngefähr um gleiche Zeit, die Auslegung des **Habakuk**, (loc. citat. pag. 1591 - 1642.) dem **Chromatius**, Bischof zu **Aquileja**. Fast in allen diesen Werken vertheidigt er sich gegen gewiße Vorwürfe, wie zum Beispiel, daß er die Schriften des **Origenes** so stark nütze, daß er nicht beredt genug schreibe; ingleichen, daß er seine Bücher an Frauenspersonen richte. Was er überhaupt in

einer

einer Stelle zu seinen Freundinnen sagt, (Comment. in Michaeam, p. 1505.) daß er, nach ihrem Verlangen, die heilige Schrift so erklären müße, wie sie in der Gemeine vorgelesen werde, (das heißt, nach der alexandrinischen Uebersetzung,) ohne doch die hebräische Urschrift auf die Seite zu setzen; das hat er auch beobachtet. Den Wortverstand schöpft er aus beyden Quellen, die er sorgfältig mit einander vergleicht; setzt öfters auch die Abweichungen der andern griechischen Uebersetzer hinzu; vergißt aber eben so wenig, die verschiedenen Erklärungen beyzubringen, und neben dem sichern historischen Grunde, auch den so seichten allegorischen, mit einer Menge moralischer Lehren, anzubringen. Wie wenig er hier einen festen Tritt zu thun im Stande gewesen sey, gesteht er selbst in folgenden Worten: (Comment. in Nahum, C. II. v. 1. p. 1568.) „Die Nothwendigkeit treibt mich an, eben so wie man es bey bevorstehendem Schiffbruche zwischen Steinen und Felsen macht, so auch den Lauf meiner Rede zwischen der Geschichte und Allegorie zu wenden, und mich zu hüten, daß sie nicht plötzlich anstoße. Auf der rechten Seite hat Scylla, auf der linken die unersättliche Charybdis den Platz eingenommen. (Der bekannte Vers eines römischen Dichters.) Wenn wir die Steine fliehen, sinken wir in die Tiefe, und wenn wir die verflochtenen Wirbel vermeiden wollen, so gerathen wir an die Steine. Der Herr ist mein Zeuge, daß ich in allem, was ich nach dem Hebräischen erkläre, nicht nach meiner Empfindung rede, welches man an den falschen Propheten tadelt; sondern der Auslegung der Hebräer folge, von welchen ich ziemlich lang unterrichtet worden bin, und also auch das Gelernte den Meinigen schlechtweg anzeigen muß. Es wird wenigstens auf den Leser ankommen, wenn er beides durchgegangen hat, zu urtheilen, welches er vorziehen müße.“ Das ist

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430. eben keine rühmliche Erklärung für den Hieronymus, noch eine tröstliche für seine Leser, am wenigsten für seine Freundinnen. Er setzt ohne allen Beweis voraus, daß man den damaligen jüdischen Gelehrten bey der Auslegung ihrer heiligen Schriften eine solche Folgsamkeit schuldig sey. Sie, welche hinter den spätern Schriftauslegern und Sprachkennern ihrer Nation noch weit zurück waren, hätten ihm nur den ersten Weg zu ihrer Grammatik und Exegetik bahnen sollen; es stand bey ihm, sie gar bald hierinne zu übertreffen. An statt deßen hat er sich von ihnen nicht selten irre führen laßen. Daher kommt auch jenes Herumwanken zwischen historischen Erklärungen und mystischen Deutungen. So erläutert er zwar die Weißagung Nahums im angeführten Hauptstücke wider Ninive, aus dem Anzuge des babylonischen Heers wider diese Stadt; überläßt es aber gleich darauf (p. 1571.) der Beurtheilung des Lesers, ob man nicht unter den tapfern Männern, deren hier gedacht werde, die Teufel verstehen könne, welche durch die erste Zukunft des Herrn umgestürzt worden wären. Doch, fährt er fort, weil wir einmal die Weißagung wider Ninive vom Ende der Welt genommen haben: so ist es beßer zu sagen, daß die Waffen der Macht des Teufels alsdann von den Menschen entfernt werden sollen. Und dieses wird nun wortreich genug mit Bildern des alten und neuen Testaments ausgeführt. Durch solche und ähnliche Ausschweifungen mehr hat Hieronymus diese Auslegungsschriften sehr ins Unangenehme gedähnt. Dieser Mann, dem wahre Grundsätze immer vor den Augen schweben, der sie sich aber so oft entfliehen läßt, hätte nur über seine eigene Bemerkung (Comment. in Habacuc, C. I. p. 1598.) daß die Geschichte kein Herumschweifen verstatte; die figürliche Auslegung aber (tropologia) ganz frey sey, und bloß durch die Vorschriften einer verständigen

Frömmigkeit, des Zusammenhangs, und der Verbindung von nicht sehr widrigen Dingen, etwas eingeschränkt werde; er hätte nur darüber unbefangen nachdenken sollen. Er würde bald eingesehen haben, daß sich nicht bloß seine Freundinnen, sondern viele weit ungelehrtere Leser dergleichen andächtige, aber auch grundlose Deutereyen, in Menge aus einer lateinischen Uebersetzung herausspinnen können, ohne eines Commentarius dabey zu bedürfen. Die Erforschung des Wortverstandes selbst, worinne er oft glücklich ist, erschwert er sich zugleich durch seine knechtischwörtliche Uebersetzung. In den Vorreden zu jedem dieser Propheten, welche Einleitungen zu denselben vorstellen könnten, trifft man nur einige wenige Umstände oder Wörter aus ihren Schriften, aber nicht das Charakteristische eines jeden an. Unter die merkwürdigen Stellen, daran es in diesen Commentarien nicht fehlt, gehört auch diejenige, wo der Verfaßer über Mich. C. V. v. 1. (p. 1531.) die Meinung vorbringt, Matthäus habe deswegen die Worte des Propheten auf eine weder dem Hebräischen noch der alexandrinischen Uebersetzung ganz gemäße Art angeführt, um den Schriftgelehrten und Priestern, welche sie eben so angeführt hatten, dadurch ihre Nachläßigkeit im Lesen der heiligen Schrift vorzuwerfen. Es giebt auch einige, setzt er hinzu, welche behaupten, daß sich bey allen aus dem alten Testamente im neuen angezogenen Stellen ein solcher Irrthum befinde, der bald in einer Veränderung der Ordnung oder der Worte bestehe; bald einen ganz andern Verstand in sich faße, weil die Apostel und Evangelisten diese Zeugniße nicht aus den Büchern geholt, sondern sich auf ihr Gedächtniß, das doch manchmal betrogen werde, verlaßen hätten. Aber eine der seltsamsten Stellen liest man in der Erklärungsschrift über den Zephanja, C. III. v. 18. (p. 1679.) Er bildet sich ein, daß daselbst das

J. n. C. G. 363 bis 430.

Wort

... gerade das Lateinische nugas sey; behält ... bey der Uebersetzung bey; schließt daraus, ... hebräische Sprache die Mutter aller übrigen sey, ... darunter solche, die durch Sünden sich ... wahren Kirche entfernt hatten.

Von einer ganz andern Gattung war die Schrift, ... Hieronymus ebenfals um das Jahr 392. ... der abwechselnden Aufschrift: **Von den berühmten christlichen Schriftstellern**, oder: **von den christlichen Kirchenschriftstellern**, (de Viris illustribus, oder de Scriptoribus ecclesiasticis,) ...fertigte. Der Oberste der Leibwache, Dexter, ... ihn, wie er in der Zuschrift an denselben meldet, aufgemuntert, nach dem Beispiele des Suetonius, der eine Nachricht von berühmten heydnischen Gelehrten hinterließ, eine ähnliche für ihn von christlichen, seit dem Tode des Erlösers, bis zum vierzehnten Jahre der Regierung des Theodosius, (welches eben in das Jahr 392. fällt,) zu schreiben. Allein, sagt er, er befinde sich hierbey in einer weit nachtheiligern Stellung, als seine griechischen und römischen Vorgänger in solchen Arbeiten. Denn diese hätten aus dem Reichthum so vieler Geschichtbücher ... ein Verzeichniß von dieser Art ziehen können; ... aber habe, außer der Kirchengeschichte des Eusebius, die ihm sehr nützlich gewesen sey, den schlimmsten Lehrer, wie man zu sagen pflegte, nur an sich ... gehabt. Er bitte daher den Herrn Jesus, daß Er ihm dieses Verzeichniß der Schriftsteller seiner Kirche würdig gelingen laßen möge. Sollten einige derselben, die noch lebten, ihre Nahmen darinne nicht antreffen: so müßten sie es sich selbst zuschreiben, weil sie ihre Schriften verheimlichen. „Und nun, so schließt er diese Zuschrift, mögen Celsus, Porphyrius und Julianus, die wütenden Hunde wider Christum, und auch ihre Anhänger, welche glauben,

glauben, daß die Kirche keine Philosophen und beredte Männer, keine Lehrer gehabt habe, diese mögen lernen, wie viele und wie treffliche Männer sie gegründet, erbauet und ausgeschmückt haben! Sie mögen aufhören, unsern Glauben einer bäurischen Einfalt zu beschuldigen, und vielmehr ihre Unwißenheit erkennen!“ Man kann allerdings zweifeln, ob diese Aufforderung an heydnische Leser des Buchs, ihre Würkung gethan habe. Nicht allein, weil sie zu ungestüm und zu beleidigend ist; sondern weil auch die Gegner des Christenthums wider den Beweis des Verfaßers eine Ausflucht übrig behielten. Sie konnten sagen, daß es unter den Bekennern dieser Religion zwar Schriftsteller genug gegeben habe, welche sie geschickt erklärt und vertheidigt, sich durch ihren Eifer für dieselbe ausgezeichnet hätten; aber desto weniger solche, deren Geistesfrüchte für die aufgeklärte Welt überhaupt, unabhängig von einem gewißen Glauben, wichtige Geschenke geworden wären: Männer von hohen, ins Große würkenden Gaben, Philosophen, Erfinder, Gesetzgeber, Geschichtschreiber, Naturkundiger, Aerzte, und dergleichen mehr. Daß diese Einschränkung des Umfangs der Gelehrsamkeit bey den Christen nicht ganz geleugnet werden könne, weil sie selbst in ihrem blühendesten Zustande, fast nur eine theologische Wendung und Beziehung genommen hat, ist schon an einem andern Orte ausführlicher gezeigt worden. (Th. VII. S. 31.) Gleichwohl hatten auch die Christen gegen jenen Vorwurf genug zu ihrer Vertheidigung anzubringen. Sie waren erst drittehalbhundert Jahre nach dem Ursprunge ihrer Religion, von den Feßeln eines oft sehr drückenden bürgerlichen Zwangs befreyet worden: und man weiß wohl, wie stark derselbe meistentheils die aufwärts strebenden Kräfte niederschlägt. Nichts ist weniger zu verwundern, als daß die Christen während der Zeit, da sie wegen ihrer Religion

J. n. C. G. 363 bis 430.

so

J. n. C. G. 363 bis 430. so heftig angegriffen würden, alle ihre Gaben und Kenntniße eben zur Unterstützung und Empfelung derselben angewandt haben. Auf dieser gewohnten Bahn giengen sie freylich auch alsdann fort, da ihre Religion schon die Oberhand im römischen Reiche erhalten hatte. Es war ihnen aber dieses so natürlich geworden, und sie bekamen so manche neue Reizungen dazu, daß in dem ersten Jahrhunderte nach der gedachten großen Veränderung, nicht wohl andere als kirchliche Schriftsteller unter ihnen erwartet werden konnten; zumal da ihr nunmehr über alles hervorragender Lehrstand den Wißenschaften und Künsten so leicht gleichsam den Anstrich seiner Farbe mittheilte. Die Christen waren noch überdieß berechtigt, für sich anzuführen, daß es ihnen weder an philosophischen Köpfen, noch an Männern von mannichfaltiger Gelehrsamkeit und Beredsamkeit, die selbst von den Heyden zu ihnen übergiengen, gefehlt habe. Hätten Möncherey, Aberglauben und theologische Streitsucht nicht so schnell unter ihnen überhand genommen: so ist es glaublich, daß sie mehr Schriftsteller erlangt haben würden, die sie den Heyden entgegen setzen konnten.

Für die Christen hat dieses Buch des Hieronymus gewiß viel Annehmlichkeit und Nutzen. Er war darinne der erste, der ein beinahe vollständiges und auch ziemlich lehrreiches Verzeichniß ihrer um Religion, Kirche und theologische Gelehrsamkeit verdienten Schriftsteller zusammentrug. In dieser Betrachtung ist man ihm ohngefähr so vielen Dank schuldig, als dem Eusebius für die erste Sammlung von Hauptbegebenheiten der christlichen Kirchengeschichte. Es sind hundert und fünf und dreyßig Abschnitte, in welchen er von eben so viel Schriftstellern Nachricht giebt. Petrus und andere Apostel, nebst einigen ihrer Schüler, machen den Anfang;

fang; er selbst aber steht zulezt. Außer den Mit- J. n.
gliedern der katholischen Kirche, sind auch einige C.G.
Ketzer, wie Tatianus, Bardesanes, Novatia- 363
nus, Priscillianus, angezeigt worden. Selbst bis
die drey Juden, Philo, Josephus und Justus 420.
von Tiberias, sogar der heydnische Philosoph Seneca, haben hier Platz gefunden: Philo, wegen der Beschreibung, die er von den Christen in Aegypten gebe; Josephus, wegen einiger günstigen Stellen von Christo und seinen Freunden; endlich Seneca wegen seines Briefwechsels mit dem Apostel Paulus. Schon diese Gründe, und andere Stellen des Buchs mehr, beweisen es, daß Hieronymus in der historischen Kritik nicht sonderlich geübt gewesen sey. Man bemerkt insonderheit, daß er einem sonst guten Führer, dem Eusebius, zu sehr ohne alle Prüfung gefolgt ist. Auch bey ihm sucht man diejenigen Schriftsteller, welche dieser Geschichtschreiber nicht gekannt oder vorbeygelaßen hat, den Athenagoras, Hermias, und einige andere, vergebens. Doch hat er auch Zusätze eingerückt, die Eusebius nicht hat; oder, die sich mit der übrigen Erzählung deßelben nicht wohl vereinigen laßen, wie die berühmte Nachricht, (c. 1.) von dem fünf und zwanzigjährigen Bißthum Petri zu Rom. Seine Verehrer in den neuern Zeiten haben es ihm zwar als eine Verbeßerung angerechnet, daß er die hier (c. 75.) dem Märtyrer Pamphilus beigelegte Schuzschrift für den Origenes, demselben in der Folge abgesprochen hat, als wenn er hierinne vom Rufinus hintergangen worden wäre. Es ist aber schon in der Geschichte seiner Streitigkeiten mit diesem Gelehrten (Th. X. S. 165. begreiflich geworden, warum er seine Meinung lieber aus sehr schwachen Gründen zurücknehmen, als demselben einigen Vortheil in Absicht auf den Origenes, über sich zugestehen wollte. Andere Stellen des Buchs werden durch die übrigen

J. n. C. G. 392 bis 430. Schriften des Hieronymus brauchbarer aufgeklärt. So nennt er zwar (c. 10.) den Hirten des Hermas, diese Arbeit eines ungewißen Verfaßers, die in einigen griechischen Gemeinen öffentlich vorgelesen werde, in den lateinischen aber beynahe unbekannt sey, ein würklich nützliches Buch. Da er jedoch um gleiche Zeit in einer seiner biblischen Auslegungsschriften (Comment. in Habacuc, Lib. I. c. 1. p. 1601. ed. Martian.) sagt, daß dasjenige apokryphische Buch, in welchem geschrieben stehe, ein Engel, Nahmens Tyrus, (vermuthlich ist diese Leseart aus Hegin entstanden,) sey den Gewürmen vorgesetzt, und auf gleiche Art wären auch den Fischen und Bäumen, und allen Thieren, eigene Engel zur Bewachung angewiesen, als ein thörichtes Buch verdammt werden müße: so sieht man wohl, daß er sich in der spätern Stelle darum über daßelbe schonend ausgedrückt habe, weil es bey den morgenländischen Christen in einiger Achtung stand. Ohnedieß kann auch in einer Schrift, welche viele sichtbare Spuren eines schwärmerischen und einfältigen Kopfs enthält, (wie solches hier der Fall ist,) hinwiederum doch manches Nützliche oder Gutgemeinte stehen; wenn es gleich dadurch weder zum Unterrichte des großen Hauffens recht dienlich wird; noch weniger die Ehre verdient, als eine Probe des eigentlichen theologischen Vortrags aufgestellt zu werden.

Augustinus vermißte in diesem Buche des Hieronymus, wie er ihm selbst um das J. 397. meldete, (Epist. XL. p. 65. 66. Tom. II. Opp. ed. Antverp.) bey den ketzerischen Schriftstellern, welche darinne vorkommen, eine Anzeige deßen, was bey ihnen schädlich sey; er wunderte sich auch, daß der Verfaßer einige derselben weggelaßen habe. Dieser antwortete ihm zwar auf eine andere das Buch betreffende Frage; aber nicht auf diese: (Epist. LXXIV. p. 618.

618. ed. Martian.) entweder, weil er sich seiner Eil- J. n.
fertigkeit auch in dieser Ausarbeitung bewußt war; C. G.
oder, weil er nicht glaubte, daß alles Verlangte in 363
seinen Entwurf gehöre. Jetzt möchte man dieser bis
Schrift eine noch nöthigere Eigenschaft wünschen: 430.
überall treffende Urtheile von der Gelehrsamkeit, den Verdiensten und Schriften der aufgestellten Gelehrten; an statt daß man deren gar keine, oder nur allgemeine Lobsprüche antrifft. Man hat indeßen Ursache, mit demjenigen zufrieden zu seyn, was ein so beschäftigter Mann für die Nachwelt gesammelt hat. Unter andern erkennt man auch aus diesem Verzeichniße, wie ungemein viele Schriften des christlichen Alterthums sich verloren haben, weit mehrere, als ihrer erhalten worden sind. Da es eine beynahe unentbehrliche Grundlage zur Kenntniß der Kirchenschriftsteller geworden war: so wurde es gar bald, und in der Folge immer häuffiger fortgesetzt. Der erste der dieses nicht ungeschickt, bisweilen sogar mit einiger Freyheit im Urtheilen, geleistet hat, war gegen das Ende des fünften Jahrhunderts **Gennadius**, ein Aeltester zu **Maßilia**, (jetzt **Marseille.**) Seine Arbeit ist auch deswegen schätzbar, weil er zugleich die Nachrichten des **Hieronymus** durch mehrere von demselben übergangene Schriftsteller ergänzt. Mit allen diesen Fortsetzungen, die bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts reichen, und mit den Anmerkungen verschiedener Gelehrten vom **Erasmus** an, über das Buch des **Hieronymus**, hat **Joh. Albr. Fabricius** daßelbe unter der Aufschrift: Bibliotheca Ecclesiastica, zu Hamburg im Jahr 1718. in Folio am besten abdrucken laßen. Er hat viele gute Erläuterungen beygefügt, auch die griechische Uebersetzung des Buchs gegenüber gestellt, die man sonst dem **Sophronius**, einem Freunde des **Hieronymus**, und Uebersetzer einiger seiner Schriften in die gedachte Sprache, (von dem er dieses

J. n. selbst, de viris illustr. c. 134. meldet,) zuzuschreiben
C. G. pflegte. Isaac Voßius und andere Gelehrte hat-
363 ten an der Wahrheit dieses Vorgebens schon mit
bis
430. Recht gezweifelt; Vallarsi aber hat es in seiner Ausgabe dieses Buchs, (Tom. II. Opp. Hieron.) vollständig widerlegt. Uebrigens ist zwar die eben genannte Ausgabe nach Handschriften stark verbessert, auch mit allerhand Zusätzen und Anmerkungen begleitet; macht jedoch die vorhergehende keineswegs entbehrlich.

Diese historischen Nachforschungen des Hieronymus wechselten schon seit dem Jahr 392. mit einer heftigen Streitigkeit ab, in die er sich verwickelte. Jovinianus hatte vor kurzem es gewagt, den ehelosen und den ehelichen Stand, das Fasten und den gemäßigten Genuß von Speisen, öffentlich einander völlig gleich zu schätzen, auch andere Lehrsätze zu behaupten, die ihm den Ketzernahmen, Widerlegungen und Verfolgung zugezogen. Keiner von seinen Gegnern fiel hitziger über ihn her, als Hieronymus, (adversus Iovinianum, Libri duo, p. 144. sq. T. IV. Opp. T. II. ed. Martian.) Aber sein Buch machte zu Rom ein schlechtes Glück: nicht allein, weil er über der Empfelung des ehelosen Lebens, von dem Ehestande mit unbesonnener Geringschätzung geschrieben hatte; sondern vermuthlich auch darum, weil er schon von ältern Jahren her, aus einer ähnlichen Ursache, in jener Hauptstadt nicht beliebt war. Kaum erfuhr er dieses, so setzte er im Jahr 394. oder 395. eine Schutzschrift für jenes Werk auf. (Apologeticus ad Pammachium pro libris adversus Iovinianum, l. c. p. 229. sq.) Ob er dadurch alles Mißvergnügen gestillt habe, läßt sich aus seiner Versicherung, daß diese Vertheidigung zu Rom mit Freuden aufgenommen worden sey, (Prolog. Comment. in Ieremiam, p. 527. T. III. Opp. ed. Martian.) nicht

voll-

vollkommen erweisen. Alles dieses aber ist schon anderswo in einem bequemern Zusammenhange vollständig erzählt, und auch der Antheil, welchen Ambrosius und Augustinus an diesem Streite nahmen, daselbst beschrieben worden. (Chr. KGesch. Th. IX. S. 233. fgl.) J. n. C.G. 363 bis 430.

In diese Zeit, allem Ansehen nach in das Jahr 394, fällt der Anfang der freundschaftlichen Bekanntschaft des Hieronymus mit dem Augustinus, der damals nur erst Aeltester zu Hippo in Africa war. Es wäre vielleicht für beyde sehr zuträglich gewesen, wenn ihre Freundschaft einen frühern Ursprung genommen, und sich in einen vertrauten Umgang ergossen hätte. Sie waren Männer von trefflichen Gaben, vielen nützlichen Kenntnißen, brennendem Eifer für die Religion, und ausnehmender Thätigkeit; aber erst die Vereinigung der Fähigkeiten, in welchen jeder von ihnen eine vorzügliche Stärke besaß, und die Vermeidung der einem jeden eigenthümlichen Fehler, würde einen großen, der Kirche und Gelehrsamkeit sehr nützlichen Lehrer hervorgebracht haben. So reich Hieronymus an Sprachkunde war, so wenig war er Philosoph, und so voll von Leidenschaften und Uebereilungen. Augustinus hingegen, ein weit scharfsinnigerer Kopf, urtheilte und schrieb meistentheils gelaßener und bedachtsamer; wurde aber oft, aus Mangel an Sprachwißenschaft, ein seichter Ausleger, und errichtete dafür ein Gebäude von unendlichen Spitzfindigkeiten. Beide befanden sich jezt in einem Alter, wo man seine beliebten Methoden und Meinungen nicht mehr umzuändern pflegt. Hieronymus hatte schon sein sechszigstes Jahr überschritten, und Augustinus bereits das vierzigste erreicht. Jeder war sich auch einer gewißen Ueberlegenheit über den andern bewußt. Setz' man noch hinzu, daß Hieronymus schon

 lange

J. n. C. G. 363 bis 430. lange ein sehr berühmter und angesehener Schriftsteller war; und Augustinus kaum angefangen hatte, sich in einem vortheilhaften Lichte zu zeigen: so wird man zum voraus vermuthen, daß Hieronymus insonderheit für die Erinnerungen seines neuen Freundes keine bereitwillige Empfänglichkeit gehabt haben werde.

Und dennoch war gerade der erste Brief, den Augustinus an ihn schrieb, nachdem kurz vorher, im Jahr 393, wie es scheint, Alypius, ein afrikanischer Geistlicher, bey Gelegenheit seiner Reise nach Palästina, durch die Mittheilung ihrer gewogenen Gesinnungen gegen einander, eine Verbindung zwischen ihnen gestiftet hatte; sein gleich darauf folgender Brief also (Epist. XXVIII. p. 34. sq. in Opp. Augustini, T. II. ed. Antverp.) war mit einem für den Hieronymus desto empfindlicherm Tadel angefüllt, da derselbe gelehrte Bemühungen traf, in welchen dieser eben so geübt als verdient zu seyn glaubte. Es schien zwar schmeichelhaft für ihn zu seyn, daß ihn Augustinus im Namen aller afrikanischen Gemeinen ersuchte, die Werke der griechischen Schriftausleger, vorzüglich eines, den er in seinen Schriften so gern anführte, (des Origenes,) zu übersetzen. Aber gleich darauf bat er den Hieronymus, in seiner angefangenen Uebersetzung des alten Testaments aus dem Hebräischen nicht fortzufahren; sondern nur die lateinische Uebersetzung nach der alexandrinischen zu verbeßern; indem es ihn wundern sollte, wenn nach so vielen sehr geschickten Uebersetzern, noch etwas in der Urschrift vorbeygelaßen wäre. Ueberdieß warf er dem Hieronymus vor, daß er in seiner Auslegungsschrift über den Brief an die Galater, den Paulus einer lügenhaften Vorstellung beschuldigt habe, und widerlegte auch dieses Vorgeben. Zwar konnte dieser Brief, wegen eines einge-

tretenen

tretenen Hindernißes, nicht an den Hieronymus überschickt werden. Als aber Augustinus bald nach dem Jahr 395, da er Bischof geworden war, in einem andern Schreiben (Epist. XL. p. 63. seq. l. c.) die gedachte Meinung von dem Apostel abermals, wiewohl unter großen Lobeserhebungen des Hieronymus, weitläufig rügte, sogar ausdrücklich einen Widerruf von ihm darüber verlangte: gerieth dieses Schreiben durch einen Zufall nach Rom, und wurde in Italien eher bekannt, als es Hieronymus empfieng. Nach und nach verbreitete sich das Gerücht, daß Augustinus ein wider ihn geschriebenes Buch in jene Hauptstadt geschickt habe. Er befand daher für nöthig, dem Hieronymus zu versichern, wie falsch diese Nachricht sey; verlangte aber doch mehrmals eine Antwort auf das ihm nunmehr zugekommene Schreiben, und erklärte sich, dasjenige auch willig aufzunehmen, was Hieronymus in seinen Schriften tadeln würde. (Augustin. Epist. LXVII. p. 117. sq. loc. citat. LXXI. p. 120. sq.) Allein Hieronymus antwortete ihm zu wiederholtenmalen, er könne es noch nicht glauben, daß Augustinus ein Schreiben von solchem Inhalte an ihn gerichtet habe; wiewohl einige seiner Freunde behaupteten, Augustinus habe sich durch daßelbe zu seinem Nachtheil Ruhm und Ansehen bey dem großen Hauffen erwerben, und seine Geschwätzigkeit zum Stillschweigen bringen wollen; auch habe er einem rechtgläubigen Bischof nicht allzudreist antworten, noch seinen Brief, worinne er einiges Ketzerische gefunden habe, tadeln wollen. Augustinus möchte also, fährt er fort, ihm den oftgedachten Brief mit seiner eigenen Unterschrift übersenden; oder aufhören, einen alten, in seiner Zelle verborgenen Mann weiter zu reizen. Er hätte seine Zeit gehabt, in welcher er, so viel ihm nur möglich war, auf seiner Laufbahn fortgeschritten sey; jezt, da Augustinus diesen weiten Weg zurücklegen wolle,

J. n. C.G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

gebühre ihm Muße. Wenn Augustinus ja seine Gelehrsamkeit entweder üben oder zur Schau tragen wollte: so möchte er beredte und ansehnliche Jünglinge, deren es zu Rom viele geben sollte, aufsuchen, die sich mit ihm in einen Streit einzulaßen, Kraft und Muth genug haben würden. (Hieronym. Ep. LXIX. p. 608. LXXI. p. 611. ed. Martian.) Hieronymus lehnt zwar in diesen Antworten, bloß aus scheinbarer Liebe zur Ruhe, eine Streitigkeit mit dem Augustinus ab; es ist aber sichtbar, daß er zugleich mit Verdruß und einiger Geringschätzung auf den Angriff deßelben herabgesehen habe. Gleichwohl wurde er endlich genöthigt, da Augustinus, ehe er noch diese Briefe erhielt, nicht unterließ, eine Beantwortung seiner Einwürfe von neuem zu verlangen, dieselbe aufzusetzen. (Epist. LXXIV. p. 617. sq. l. c.) Der Inhalt dieser Vertheidigung ist, wie der ganze Gegenstand des Streits, schon in einem andern Theil dieser Geschichte (Th. IX. S. 348. fgl.) dargestellt worden. Sie gerieth nicht allein lang und lebhaft; sondern hin und wieder auch etwas bitter und spöttisch. Hieronymus bat unter andern seinen Gegner, (p. 626.) nicht den Pöbel von Unwißenden auf ihn loßzuhetzen, die freylich den Augustinus als einen öffentlich lehrenden Bischof verehrten, ihn aber als einen ganz veralterten Mann aus der Mönchseinöde, verachteten; er möchte sich andere zur Belehrung oder zum Tadel suchen: denn zu ihm, in so sehr weit entfernte Gegenden, gelange kaum der Schall seiner Stimme. Eine so entscheidende Erklärung brachte zwar den Augustinus nicht zum Stillschweigen; er zeigte vielmehr dem Hieronymus, wie auch bereits am genannten Orte (S. 349.) angeführt worden ist, daß man einen weit geradern Weg gehen könne, um das Betragen Pauli gegen Petrum zu rechtfertigen, als ihm Verstellung zuzuschreiben. Allein die glimpfliche und bescheidene Art, mit welcher

cher sich Augustinus ausdrückte, so wie sein Nach- J. n.
geben in Ansehung der vom Hieronymus unternom- C.G.
menen Bibelübersetzung aus dem Hebräischen, fien- 363
gen an, den leztern zu besänftigen; er setzte wenig- bis
stens der Widerlegung seiner Meinung vom Paulus 430.
nichts weiter entgegen. Daß er dieselbe sogar in der Folge geändert habe, ist auch anderwärts (loc. cit. S. 350.) bemerkt worden. Augustinus glaubte es gewiß; (Epist. CLXXX. p. 483. Tom. II. Opp. edit. Antverp.) und Stilting (vita Hieronymi, p. 595.) scheint es ohne Noth geleugnet zu haben.

Indem dieser Streit, worinne der gelehrtere Ausleger gegen den scharfsichtigern den Kürzern zog, zwischen den Jahren 395. und 405. nach und nach ausbrach, war Hieronymus in ganz andere, hitzigere und langwierigere Händel verwickelt worden, an denen er nicht etwa, wie an dieser Zwistigkeit mit dem Augustinus, halbgezwungen einigen Antheil nahm; sondern zu denen er sich recht geflißentlich hinzudrängte, und worinne er eine der vornehmsten fechtenden Personen war. Die eine dieser Streitigkeiten, die origenianische, deren Geschichte man schon anderswo gelesen hat, (Th. X. S. 135. fg.) nahm ohngefähr um das Jahr 394. ihren Anfang, und dauerte bis gegen das Jahr 404. Hieronymus sorgte dabey zwar für den Ruf seiner Rechtgläubigkeit, wie sie damals festgesetzt wurde, nicht unglücklich. Aber die Verbindungen, welche er in dieser Absicht mit äußerst heftigen, zänkischen und verfolgenden Lehrern eingieng; die leidenschaftliche Veränderlichkeit, mit welcher er von der höchsten Bewunderung und langen Nachahmung des Origenes, zur hitzigsten Verketzerung deßelben herabsank; sein aus ähnlichen niedrigängstlichen Besorgnissen entstandenes ungestümes und rachbegieriges Verhalten gegen einen ehemaligen vertrauten Freund, den Rufinus, und

J. n. C. G. 363 bis 430.

andere solche ausschweifende Schritte, die er auf diesem Kampfplatze that, haben sein Herz und seine Beurtheilungskraft der Nachwelt desto weniger empfolen. Daß er bey dieser Gelegenheit mehrere Streitschriften, (ein Schreiben wider die Ketzereyen des Johannes, Bischofs zu Jerusalem, eine Schutzschrift wider den Rufinus in zwey Büchern, und verschiedene Briefe) ausgefertigt, auch zu gleichem Behuf Schreiben des Epiphanius und Theophilus ins Lateinische übersetzt habe, ist am angeführten Orte erzählt, und es sind auch Auszüge dieser Schriften mitgetheilt worden.

In der zweyten Streitigkeit, welche in diesen Zeitraum seines Lebens fällt, bey dem wütenden Anfalle auf den Vigilantius, seit dem Jahre 404, hat man ihn eben so schlecht zu seinem Vortheile, oder vielmehr als einen der Sache des Christenthums selbst schädlichen Mann, auftreten gesehen. (Chr. KGesch. Th. IX. S. 268. fg.) Er hatte bereits den Jovinianus, wie einer von den gemeinsten Eiferern, die sich zugleich mit ihrem Gegner zu Boden stürzen, behandelt. Als er sich aber nicht nur wider den Vigilantius zum Vertheidiger des gröbsten Aberglaubens aufwarf; sondern auch voll Erbitterung außer sich gebracht, auf Lebensstrafen solcher vermeinten Irrlehrer drang: da konnten die Christen froh seyn, daß der Mönch zu Bethlehem des Schwerdts über seine Mitbrüder nicht mächtig war. Und dennoch rettete sie dieses nachmals nicht vor den abscheulichen Folgen seiner nur zu bald gebilligten Behauptung, daß Ketzer hingerichtet werden müßten. Auch hier braucht übrigens dasjenige nicht wiederholt zu werden, was schon am genannten Orte, aus dem Schreiben des Hieronymus an den Riparius, und aus seinem Buche wider den Vigilantius, beygebracht worden ist.

Desto

Desto lieber hingegen erblickt man den Hiero- J. n. nymus auch in diesen Jahren, (vom Jahr 394. bis C.G. zum Jahr 405. hin,) in dem Kreise seiner gewöhnli- 363 chen sanftern Beschäftigungen, als Lehrer seiner bis 430. Freunde und Freundinnen durch häuffige Briefe, oder durch Erklärungsschriften über die Bibel. Wenn gleich jene die brennende Ausbreitungssucht des Mönchs- und Nonnenlebens verunstaltet; in diesen aber die Fehler seiner frühern Arbeiten von dieser Gattung sich niemals verlieren; so enthalten doch beide auch manches Gute, und wenigstens viel Eigenthümliches im Feuer der Gedanken und Ausdrücke. Dadurch ist insonderheit sein Schreiben an den Nepotianus, das er im Jahr 394. aufsetzte, berühmt geworden. (Epist. XXXIV. ad Nepotianum, de vita Clericorum et Monachorum, p. 256. seq. ed. Martian.) Nepotianus war ein Schwestersohn eben des Heliodorus, an welchen Hieronymus im Jahr 374. das so bekannte und oben (S. 24.) angeführte Schreiben erlaßen hatte, um ihn ins Mönchsleben zurückzuziehen; der aber statt deßen das Amt eines Bischofs annahm. Da Nepotianus durch diesen seinen Oheim zum Aeltesten ernannt worden war: bat er den Hieronymus mehrmals, ihm Vorschriften zur würdigen Aufführung in diesem Stande zu geben. Allein seine Sitten machten demselben so viel Ehre, und er hatte auch seinen Oheim so sehr zum Führer in der Nähe, daß Hieronymus erst durch den letztern bewogen werden konnte, jenes Verlangen zu erfüllen. Den Eingang seiner Zuschrift hat er mit dem ihm gewöhnlichen deutenden, aber auch gezwungenen Witze, und in seiner so zu sagen üppigen Schreibart, sehr weit hergehohlt. Nachdem er seines Briefs an den Heliodorus gedacht hat, der auf eine jugendlich spielende Art abgefaßt wäre, vergleicht er damit die jetzige Kälte seines Alters, die er mit Stellen aus dem Virgilius abschildert;

J. n. hauptsächlich aber mit Davids Beispiele erläutert.
C.G. Dieser König, sagt er, konnte in seinem hohen Al-
363 ter, ohngeachtet er noch so viele Frauen und Bei-
bis schläferinnen hatte, doch nur von der Sunamitinn
430. Abisag erwärmt werden. Folgt man hier bloß dem Buchstaben: so sollte man dieses für eine Erdichtung aus irgend einem Schauspiele halten; denn nirgends liest man in der Bibel von andern alten ehrwürdigen Männern etwas Aehnliches. Aber Salomo erklärt es uns in seinen Sittensprüchen, (C. IV. fg.) daß die Sunamitinn, deren keusche Umarmungen sein Vater genoß, die Weisheit anzeige. Denn alle Tugenden, bey welchen der Körper Dienste leisten muß, nehmen bey den Alten ab; nur die Weisheit wächst bey ihnen: welches der Verfaßer durch Zeugniße aus dem Alterthum bestätigt. Selbst der Nahme Abisag zeigt einen höhern Grad von Weisheit bey den Alten an, indem er so viel als mein überflüßiger Vater, oder das Brüllen, das Rauschen meines Vaters bedeutet. Alles dieses, fährt Hieronymus fort, habe ich nur darum vorangeschickt, damit du nicht einen geschmückten und reizenden Vortrag erwartest; es ist genug, wenn mich nur die Weisheit umarmet. Die erste seiner Vorschriften also ist diese, ein Clericus müße zuvörderst seinen Nahmen übersetzen, um das zu seyn, was derselbe bedeutet: ein Erbtheil Gottes, oder Gott ihr Erbtheil. Diesem zu Folge muß er nicht nach irdischem Vermögen trachten, sich am Nothdürftigen begnügen, und weit von den Sitten eines kaufmännischen Geistlichen entfernt seyn. Den Umgang mit dem weiblichen Geschlechte soll Nepotianus entweder ganz vermeiden; oder auf die allerbehutsamste Weise anstellen. Er soll die Erbschleicher unter den Geistlichen nicht nachahmen, welche den kinderlosen Alten die schmutzigsten Dienste leisteten. Das Lesen der heiligen Schrift soll er niemals

un-

unterbrechen; aber auch, indem er aus derselben J. n.
lehrt, nach ihren Vorschriften leben. Zwar soll er C.G.
seinem Bischof unterworfen seyn; doch nur als sei- 363
nem Vater, nicht als einem Herrn; es sey eine sehr bis
schlimme Gewohnheit in manchen Gemeinen, daß die 430.
Aeltesten in Gegenwart ihrer Bischöfe nicht öffentlich reden dürften. Wenn er in der Gemeine lehrte, so sollte er nicht Geschrey, sondern Seufzer bey den Zuhörern erregen; ihre Thränen sollten sein Lob seyn. Nichts sey freylich leichter, als den geringen ungelehrten Hauffen durch eine geläufige Zunge zu betrügen; dieser bewundere dasjenige, was er nicht versteht, am meisten. Ferner soll er eben so wenig schwarze als weiße Kleider tragen: das heißt, sich für Unflat und übertriebener Zierlichkeit gleich stark in Acht nehmen; doch aber auch keine gezwungene Dürftigkeit oder Freygebigkeit annehmen. Marmor, Gold und andere Ausschmückungen gehörten nicht für christliche Kirchen; wenn im israelitischen Tempel eine glänzende Herrlichkeit gewesen wäre, so falle dieselbe bey dem geistigen Gottesdienste der Christen weg. **Hieronymus** warnt darauf den **Nepotianus**, keinen Gastmählern, am wenigsten bey Vornehmen, beizuwohnen; er will, daß derselbe keinen Wein trinken, doch nicht mehr fasten soll, als er ertragen kann; wobey er auch des gekünstelten Fastens mancher zu seinen Zeiten gedenkt. Hiernächst soll er sich nicht um den Beyfall anderer bewerben; seine Frömmigkeit nicht zur Schau tragen; weder von andern übel reden, noch dergleichen Gespräche anhören, und überhaupt seine Zunge im Zaum halten. Eine der lezten Vorschriften, welche ihm ertheilt wird, ist diese, daß er, der die Enthaltsamkeit anpreiset, nicht Heyrathen stiften, insonderheit auch keine Wittwe zur zweyten Ehe bereden möchte. — Dieses Schreiben des **Hieronymus** hat in unsern Zeiten ein verdienter Gelehrter zu Coburg, **Erdmann Rudolph Fischer**,

J. n. scher, wegen seiner Vortrefflichkeit, wie er sagte,
C. G. besonders abdrucken laßen, (zu Coburg, 1758. 8.)
363 und mit guten Anmerkungen begleitet. Daß es eben
bis keinen hohen Werth für das jetzige Zeitalter habe,
430. mehr zur Kenntniß damaliger Sitten der Geistlichkeit, und der Gesinnungen des Verfaßers über diesen Stand, diene, hat der Auszug deßelben zeigen können.

Nepotianus starb bereits im Jahr 395. Gleich im Anfange des folgenden Jahres, schickte Hieronymus ein sehr weitläufiges Trostschreiben an den Heliodorus, das durch die Beredsamkeit seines Schmerzens rührend, und durch das ungemeine Lob des Verstorbenen, ein rühmliches Denkmal deßelben geworden ist. (Epist. XXXV. p. 266. sq. ed. Martian.) Zwar enthält es auch eine Menge allgemeiner Betrachtungen und Anmerkungen, aus christlichen Religionslehren oder aus der Geschichte; allein das meiste davon ist glücklich genug angewandt worden, das Bild des Nepotianus glänzender zu machen. Er hatte schon eine Hofbedienung angenommen; lebte aber zugleich unter allerley Büßungen und gottseeligen Uebungen; wiewohl dem Hieronymus ein solcher Aufschub im Dienste Gottes nicht gefällt. Doch bald legte er sein Amt nieder, theilte sein Vermögen unter die Armen aus, und würde sich sogleich unter die Einsiedler begeben haben, wenn er sich unterstanden hätte, seinen ihm so ehrwürdigen Oheim zu verlaßen. Als ihn daher dieser in den Lehrstand aufnahm, bezeigte er durch Seufzen und Heulen, durch Fasten und Eingezogenheit, wie sehr dieses wider seinen Willen geschehen sey. Unterdeßen verwaltete er sein Amt mit so vieler Demuth, leutseeliger Dienstfertigkeit, Klugheit und Würde, daß er darinne, ohngeachtet seiner Jugend, ein Muster wurde. Sein häusliches Leben war ganz nach der Strenge

eines

eines Mönchs gebildet; und allem Ansehen nach würde er ohne diesen Zusatz von höherer Vollkommenheit nach dem Geschmack seiner Zeiten, als Lehrer weniger gerühmt worden seyn.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Andere Freunde des Hieronymus, oder überhaupt lernbegierige Christen, gaben ihm in diesen Jahren auch Gelegenheit genug zu Briefen und gelehrten Arbeiten. So schrieb er gegen die Jahre 394. und 395. einigemal an den Aeltesten und Mönch Paulinus, der nachher als Bischof von Nola, wie man anderwärts gesehen hat, (Th. VII. S. 123. fg.) so berühmt geworden ist. Dieser hatte sich noch nicht lange in die Gegend von Nola begeben, als ihm Hieronymus, dem er eine seiner Schriften zugeschickt hatte, unter vielen Lobsprüchen, allerley Vorschriften ertheilte, die größtentheils richtig, und auch wohl ausgedrückt sind. (Epist. XLIX. p. 563. seq. ed. Martian. Tom. IV. Opp. P. II.) Hier kömmt die merkwürdige Stelle vor, in welcher er zeigt, wie gleichgültig und entbehrlich das Wallfahrten an heilige Oerter sey: sie ist schon in einem andern Theil dieser Geschichte (Th. IX. S. 224. fg.) vollständig eingerückt worden. Er belehrt weiter den Paulinus, wie viel er sich versagen, wie aufmerksam er auf sich selbst seyn müße, um einen wahren Mönch abzugeben. Insonderheit aber versichert er demselben, daß alle seine Gaben, Fähigkeiten und Schriften dadurch ungemein viel gewinnen würden, wenn er sich eine genauere Bekanntschaft mit der heiligen Schrift erwerben wollte. — Eben dieses schärft ihm Hieronymus noch viel ausführlicher in dem zweyten Briefe ein. (Epist. L. p. 568. sq. ed. Martian.) Er hält ihm das Beispiel der heydnischen Philosophen und der Apostel vor, um ihn zum Forschen nach Wahrheit in der heiligen Schrift aufzumuntern; erinnert ihn aber auch, daß, wenn sich

gleich

J. n. C. G. 363 bis 430. gleich bey diesem Buche jedermann zum Lehrer und Ausleger aufwerfe, der sogar keine Fähigkeiten dazu besitze, (einer Unverschämtheit, die man bey andern Schriften nicht begehe,) es doch unmöglich sey, ohne Führer in demselben fortzukommen. Zum Beweise bringt er mehrere Beispiele von geheimnißvollen Stellen, Vorbildern und Schwierigkeiten in der Schreibart an, die sich bey den biblischen Schriftstellern fänden. Dazu rechnet er unter andern den levitischen Gottesdienst; viele Nahmen und Zahlen in der israelitischen Geschichte; Hiobs Weißagung von der Auferstehung; die funfzehn Stufen in den Psalmen, und dergleichen mehr, auch in allen Büchern des neuen Bundes. — Paulinus folgte diesen Ermahnungen, wie seine Geschichte schon gelehrt hat. Er verlangte daher auch vom Hieronymus einen Commentarius über den Daniel; er legte ihm folgende zwo Fragen vor: **Warum hat Gott das Herz des Pharao verhärtet?** und warum sagt der Apostel: es liege nicht am Wollen oder Laufen; sondern an der Erbarmung Gottes? oder andere Worte, welche den freyen Willen aufzuheben scheinen; ferner: **Wie können die Kinder der Gläubigen, das heißt, der Getauften, heilig seyn,** da sie doch ohne das durch die Tauffe empfangene und nachher bewahrte Geschenk der Gnade nicht seelig werden können? Darauf antwortete ihm Hieronymus um das Jahr 399. (Epist. LI. p. 575. sq. ed. Mart.) die erste jener Fragen sey bereits vom Origenes in seinem von ihm übersetzten Buche über die Gründe der christlichen Lehrsätze, hinlänglich erörtert worden: denn er verwerfe nicht alle Meinungen des Origenes, sondern nur seine Irrlehren. Die zweyte Frage aber habe Tertullianus in dem Buche von Einer Ehe aufgeklärt, indem er zeigte, die Kinder der Gläubigen hießen darum heilig, weil sie gleichsam Candidaten des Glaubens, und rein von aller Abgötterey wären.

Mit

Mit gleichem Vertrauen verlangte um das Jahr 394. der Aelteste Amandus die Auslegung der drey Schriftstellen, Matth. C. VI. v. 34. 1. Corinth. C. VI. v. 18. und C. XV. v. 25. 26. von ihm; und Hieronymus ertheilte sie ihm in einem Briefe (Tom. IV. Opp. P. I. p. 160. sq. ed. Martian.) dergestalt, daß er auch hier manches Eigene, wenn gleich nicht eben Vorzügliche sagte. So nimmt er zwar die gewöhnliche Erklärung der Worte: **Ein jeder Tag hat seine eigene Plage**, an; ist aber doch geneigt, wenn jemand zu hartnäckig auf dem Worte κακία bestehen sollte, sie von der **im Argen liegenden Welt** zu erklären. Bey der zweyten Stelle sammelt er alle ihm vorgekommene Auslegungen griechischer Lehrer, und behauptet zugleich, daß weder Ehebruch, noch andere Verbrechen, die ein Ehemann begangen hat, seine Frau berechtigen, bey seinem Leben einen andern zu heyrathen. Endlich will er bey der dritten Stelle, die Unterwerfung des Sohnes Gottes unter den Vater, von den Gliedern seines Leibes, oder den Gläubigen, verstanden wißen. — Eine Schrift, welche Hieronymus um das Jahr 397. auf Bitte des Amabilis, eines Bischofs in Pannonien oder Dalmatien, über die zehn Gesichter des Jesaias, auffsetzte, rückte er nachmals in seinen Commentarius über die Weißagungen dieses Propheten ein, wo sie das fünfte Buch ausmacht, und daher unten erst mit demselben beschrieben werden wird.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Um eben dieselbe Zeit legte ihm der Aelteste Vitalis die Frage vor: **Warum vom Salomo und Achas gesagt werde, daß sie in einem Alter von eilf Jahren Kinder gezeugt hätten?** Hieronymus antwortete darauf, (Epist. ad Vital. inter Epist. Criticas, p. 619. sq. T. II. Opp. ed. Martian.) es stehe noch vieles andere in der Schrift, das unglaub-

J. n. glaublich scheine, und doch wahr sey: denn die Na-
C.G. tur vermöge nichts wider den Herrn der Natur. Zu
363 seiner Zeit sey ein Mensch mit zwey Köpfen, vier
bis Händen, einem Bauche und zwey Füßen zu Lydda
430. gebohren worden; er habe auch gewiß gehört, daß eine Frau von einem zehnjährigen Knaben, den sie zur Unzucht gereizt hatte, geschwängert worden sey, indem Gott ihre Unkeuschheit dadurch habe ans Licht bringen wollen. Eben so gebe auch die heilige Schrift durch das frühe Kinderzeugen der beyden Könige zu verstehen, wie wollüstig sie gewesen sind. Doch sucht Hieronymus noch andere Auflösungen der genannten Schwierigkeiteit aus christlichen und jüdischen Schriftstellern auf; dergleichen diese ist, daß die Regierungsjahre der Könige beym Leben ihrer Väter, auf die Rechnung der leztern geschrieben worden wären.

Im Jahr 398. schrieb er einen Brief an den Lucinius, einen Christen aus Spanien, der ihm Geschwindschreiber zugeschickt hatte, um alle von ihm verfertigte oder übersetzte Bücher abzuschreiben; der übrigens nebst seiner Frau in strenger Frömmigkeit lebte, und gegen Kirchen und Christen sehr freygebig war. Ihn ermahnte Hieronymus, (Epist. LII. p. 576. sq. ed. Martian.) sich gänzlich von der Welt zu entfernen, und an den heiligen Oertern niederzulassen. Seine Fragen aber: ob man am Sabbath fasten, und das heilige Abendmahl an jedem Tage, wie es zu Rom und in Spanien gewöhnlich sey, nehmen dürfe? beantwortet er dergestalt, daß er ihn auf die alten hergebrachten Einrichtungen einer jeden Gemeine verweiset. Als Lucinius kurz darauf gestorben war, tröstete Hieronymus seine Wittwe Theodora, unter andern auch damit, daß ihr verstorbener Ehemann ihr nunmehr vom Himmel herab beistehe, und ihr eine Stelle bey sich vorbereite, damit

sie

sie ohne eheliche Verbindung, bloß als Bruder und Schwester, wie schon auf dieser Welt, wieder mit einander leben könnten. Bei dieser Gelegenheit gedenkt der Verfaßer des Irrthums derjenigen, (es war hauptsächlich Origenes,) welche behaupteten, unser Körper werde nach der Auferstehung das Wesentliche eines Körpers ganz verlieren. (Epist. LIII. p. 579. sq. l. c.) J. n. C. G. 363 bis 430.

Ebenfals im Jahr 398. schickte auch Hieronymus ein Antwortschreiben an den Presbyter Evangelus, (nicht Evangelius, wie Martianay diesen Nahmen gegen die Sprachanalogie hat abdrucken laßen, (in Hieron. Epistt. Critic. p. 570. sq. Tom. II. Opp.) der ihm einen Aufsatz über den Melchisedek, worinne dieser für den heiligen Geist ausgegeben wurde, mit dem Begehren zugesandt hatte, ihm davon seine Meinung zu schreiben. Statt deßen sammelt Hieronymus erstlich die Meinungen der griechischen und auch der jüdischen Schriftausleger vom Melchisedek weitläufig; sodann widerlegt er diejenigen, welche Salem für Jerusalem hielten; indem jene Stadt vielmehr bey Scythopolis zu suchen sey, wo noch ein Salem vorkomme. Es ist einerley, setzt er hinzu, ob man es Salem oder mit dem Johannes in der evangelischen Geschichte Salim schreibe: denn die Hebräer bedienen sich der Vocalbuchstaben selten in der Mitte, (eine offenbar unrichtige Nachricht,) und eben dieselben Worte werden nach dem Willen der Leser, und nach der Verschiedenheit der Gegenden, auch mit verschiedenen Lauten und Accenten ausgesprochen. Am Ende also bringt der Verfaßer aus den angeführten Meinungen wenigstens so viel heraus, daß Melchisedek gewiß ein König auf der Welt gewesen sey. — Da auch um diese Zeit Paulina, die Gemahlinn des berühmten Pammachius, gestorben war: so tröstete

J. n. ihn Hieronymus deswegen in dem langen und be-
C.G. redten Schreiben, welches schon in der Geschichte des
363 Pammachius, zu deßen Lobe es so vieles enthält,
bis
430. angezeigt worden ist. (Epist. LIV. p. 582. ed. Mart. Chr. KGesch. Th. VIII. S. 368.)

Gegen das Jahr 400. fragte ihn sein Freund Oceanus, bey Gelegenheit eines spanischen Bischofs Carterius, der einmal vor seiner Taufe, und das zweytemal nach derselben geheyrathet hatte, ob nicht ein solcher Mann, der wider die Vorschrift des Apostels, eines Weibes Mann zu seyn, handelte, zum Lehramte unfähig sey? Hieronymus vertheidigt in seiner Antwort (Ep. LXXXII. p. 645. sq. ed. Martian.) diejenige Meinung, welche er schon ehemals zu Rom, nach seiner hier eingerückten Erzählung, gegen einen sehr beredten Mann, auch in der Erklärung des Briefs an den Titus, behauptet hatte. Er findet nemlich bey einem solchen Lehrer, dergleichen es sehr viele gab, nicht zwo Ehen, weil die Taufe alle vorhergehende Sünden völlig wegwische, und so sehr einen neuen Menschen bilde, daß seine frühern Handlungen gar nicht mehr in Betrachtung kämen. Alles dieses führt er sehr nachdrücklich, wortreich, und zum Theil mit gezwungenem Witze aus. Auch giebt er nicht undeutlich zu verstehen, daß die entgegengesetzte Meinung eben so wie die cajanische Ketzerey, dem Blute Christi die Kraft abspreche, alle ältere sündliche Flecken der Seele zu vertilgen; er wundert sich überdies, daß man auf die andern Eigenschaften, die der Apostel von einem Bischof, oder, welches einerley war, Aeltesten fordere, so wenig dringe, und nur bey der zweymaligen Ehe stehen bleibe. Unterdeßen hat die abendländische Kirche die sonderbare Meinung des Hieronymus so wenig angenommen, daß vielmehr Siricius, Bischof zu Rom, in eben demselben Jahre, da jener diese Hauptstadt verließ,

und bald darauf auch Innocentius der erste, einer J. n.
seiner Nachfolger, wie schon anderwärts erzählt wor- C. G.
den ist, (Th. VIII. S. 25. 26.) einen jeden ohne 363
weitere Einschränkung, der in die zweyte Ehe getre- bis
ten wäre, vom Lehrstande entfernt wißen wollte. 430.
Dieser Widerspruch in der Denkungsart zwischen dem Hieronymus und den römischen Bischöfen, auch andern der angesehensten Lehrer seiner Zeit, wurde vom Tillemont, (Vie de St. Jerôme, p. 231. seq. ed. de Paris,) der, als ein Jansenist, ohnedieß solche Beispiele der Widersetzung vorzüglicher Lehrer gegen die Aussprüche des römischen Stuhls brauchte, so frey vorgestellt, daß Stilting, als Jesuit, desto hitziger ihn deswegen angreifen mußte; (Vita S. Hieronymi, p. 579. sq.) ohne doch etwas anders auszurichten, als ein Beispiel einer weit größern, und zugleich ungerechten Partheylichkeit zu geben. Denn gesetzt auch, ob es gleich nicht wahrscheinlich ist, daß Hieronymus nichts von den Schreiben des Siricius und Innocentius gewußt hätte, worinne sie die entgegen gesetzte Meinung einschärften, in welchem Falle er sie vielleicht, wie man denken möchte, etwas gelinder bestritten haben würde; so fiel es ihm doch gar nicht ein, seinen Freund Oceanus, der zu Rom lebte, und nicht einmal ein Mitglied des Lehrstandes gewesen zu seyn scheint, auf die Entscheidung des dortigen Bischofs zu verweisen. Er hatte in jüngern Jahren gegen seinen Freund Damasus die ehrerbietigste Folgsamkeit bezeigt; jetzt aber, als ein Greis, der den höchsten Ruf theologischer Gelehrsamkeit in seiner Kirche genoß, nahm er auf die Nachfolger deßelben im Bißthum keine Rücksicht.

Ein anderer merkwürdiger Brief des Hieronymus, der aus diesem Zeitalter seines Lebens, mit Uebergehung von unerheblichern, angezeigt werden muß, ist der vielleicht zwischen den Jahren 400. und

J. n. 403. an die zween gothischen Geistlichen, Sunia und
C. G. Fretela, abgelaßene, deßen schon in einem andern
363 Theil dieses Werks (Th. VII S. 343.) gedacht
bis
430. worden ist. Sie wollten von ihm lernen, wie sie die Abweichungen der griechischen und lateinischen Uebersetzung der Psalmen von einander, von welchen sie ihm ein langes Verzeichniß schickten, beurtheilen, und welcher von beyden Uebersetzungen sie also folgen sollten? **Hieronymus** geht diese Stellen sämmtlich durch, um es deutlich zu machen, daß, wenn sich die lateinische Uebersetzung von der griechischen entferne, solches die gemeine und fehlerhafte, nicht aber die in den **Hexaplen** befindliche, und mit dem hebräischen Texte genauer übereinstimmende, treffe. Man hat zwar bereits oben gesehen, daß er nicht immer so vortheilhaft von dieser Uebersetzung gedacht habe. Allein, da er auch selbst die alte lateinische Uebersetzung nach dem Muster derselben gefeilt hatte: so konnte er nicht umhin, ihr Ansehen einigermaaßen aufrecht zu erhalten; an dem er sich ohnedieß schon durch seine gerade aus der hebräischen Urschrift verfertigte Uebersetzung, zum Mißfallen mancher, vergriffen hatte. Uebrigens ist die Mühe, welche er sich in diesem langen Schreiben giebt, das **Martianay** zuerst recht genau, und mit nicht zu verachtenden Anmerkungen hat abdrucken laßen, (Tom. II. Opp. Hieron. p. 626. sq.) großentheils glücklich gerathen. Er erlaubt sich freylich bisweilen gewiße Wendungen, um sich aus den Schwierigkeiten herauszuwickeln. Doch rechtfertigt er auch nicht immer seine verbeßerte lateinische Uebersetzung; sondern läßt mehr der **alexandrinischen**, und hauptsächlich dem hebräischen Texte selbst, Gerechtigkeit widerfahren. Es ist kein Zweifel, daß diese Arbeit zur genauern Kenntniß der oftgenannten und der übrigen griechischen Uebersetzungen nützlich sey. Der Verfaßer scheint auch (beym **hunderten Psalm**) den richtigen Grundsatz

befolgen zu wollen, daß man nicht allzuwörtlich über- setzen dürfe; hat aber in andern Stellen, wie gleich beym fünften Psalm, wenig darauf geachtet. J. n. C.G. 363 bis 430.

So viele, zum Theil mit mühsamer Gelehrsamkeit abgefaßte Schreiben, welche Hieronymus in diesem Zeitraum vom Jahr 394. bis gegen das Jahr 405. hin, an seine Freunde oder Verehrer ablieβ, hinderten ihn nicht, sich ohngefähr auf gleiche Weise auch mit seinen andächtigen und wißbegierigen Freundinnen zu beschäftigen. Als ihn eine vornehme Römerinn, Furia, nach dem Tode ihres Gemahls, der sie ohne Kinder hinterlaßen hatte, um eine Vorschrift wegen ihrer künftigen Lebensart bat, und ihre Neigung eröffnete, ohngeachtet der dringenden Aufmunterungen ihrer Anverwandten zur zweyten Ehe, im Wittwenstande zu verbleiben: bestärkte er sie nicht nur durch seinen Brief vom Jahr 395. von welchem schon anderswo ein kurzer Begriff mitgetheilt worden ist, (Th. VIII. S. 373. fg.) in diesem Vorsatze; sondern gab ihr auch allerhand Lehren und Warnungen, um dabey desto standhafter beharren zu können. (Epist. XLVII. p. 554. sq. ed. Martian.)

Eine andere römische Wittwe von Stande, Fabiola, deren Geschichte bereits in diesem Werke erzählt worden ist, (Th. VIII. S. 371. fgl.) kam im Jahr 395. nach Bethlehem, wo sie sich zugleich als eine Büßende, und als eine unersättliche Zuhörerinn des Hieronymus, auszeichnete. Ob sie gleich der Einfall der Barbaren in diese Gegenden, nöthigte, nach Rom zurück zu kehren; so brachte sie es doch dahin, daß ihr Lehrer auch schriftlich seinen Unterricht fortsetzte. Er schrieb ihr daher um das Jahr 397. einen sehr weitläufigen Brief über die geheimen Bedeutungen von den Kleidern der israelitischen Priester und Leviten; auch setzte er noch

n. einiges über die **Verfaßung der Priester** und die
C.G. **Gefäße des Tempels**, hinzu. (Hieron. Epist. Cri-
363 ticae, p. 574. sq. T. II. Opp. ed. Mart.) Wenn
bis 430. man verschiedene ziemlich gute Erläuterungen, beson-
ders aus dem **Josephus**, ingleichen Erklärungen hebräischer Wörter, die aber nicht alle richtig sind, abrechnet: so ist übrigens der größte Theil dieses Schreibens mit erzwungenen Deutungen angefüllt. Daß die Juden diesen verborgenen Sinn ihrer ehemaligen gottesdienstlichen Einrichtungen nicht faßen könnten, erklärt der Verfaßer daraus, weil die Decke **Mosis** noch über ihrem Gesichte liege; da hingegen bey Christen der tödtende Buchstabe sterbe, und der lebendigmachende Geist erweckt werde. Er fand also, zum Beispiel, daß die Stiftshütte ein Sinnbild der ganzen Welt sey; daß der erste und zweyte Vorhof derselben darum jedermann offen standen, weil Waßer und Erde allen Sterblichen freygegeben sey; daß aber in das Allerheiligste, gleichsam in die Luft und in den Himmel, wenige eingehen und auffliegen könnten; daß die beyden Steine im **Ephod** entweder **Christum** und die Kirche, oder den **Buchstaben** und den Geist anzeigten; und was der **Geheimniße** mehr ist, die sich ein jeder überall aussinnen kann. — **Fabiola** unterdeßen muß solche Gesichter der Einbildungskraft für sehr sinnreich und erbaulich gehalten haben. Denn als sie noch zu **Bethlehem** das vierte Buch **Mosis** las, verlangte sie von ihrem Lehrer eine Erklärung von den Nahmen und Ursachen der Standörter oder Läger, durch welche die Israeliten nach und nach in Arabien bis nach Palästina gezogen waren. Bey einigen war er zweifelhaft, wie er selbst in dem ihr errichteten Denkmal erzählt; (Epist. LXXXIV. p. 661. Opp. T. IV. P. II. ed. Martian.) bey andern kam er ohne Anstoß fort; bey den meisten aber gestand er schlechtweg seine Unwißenheit. Doch **Fabiola** drang nur desto mehr in ihn; sie machte ihm

Vor-

Vorwürfe: gleichsam als wenn es ihm nicht erlaubt J. n.
wäre, das nicht zu wißen, was er nicht wußte; und C. G.
sagte, sie wäre freylich unwürdig, so große Geheim- 363
nißе zu verstehen. Dergestalt preßte sie ihm eine bis
Schrift dieses Inhalts aus; da sie aber unterdeßen 430.
gestorben war: so schickte Hieronymus dieselbe, so wie auch die eben genannte Denkschrift auf seine Freundinn, um das Jahr 399. an den Oceanus. (Epistola ad Fabiolam, de XLII. mansionibus Israelitarum in deserto, p. 586-605. inter Epistt. crit. T. II. Opp. ed. Mart.) Sie ist einer der abgeschmacktesten Aufsätze, der jemals aus der Feder eines gelehrten Auslegers gefloßen ist. Zwar sucht sich der Verfaßer im Eingange deßelben damit zu rechtfertigen, daß, weil ein Theil der Reise der Israeliten aus Aegypten, nach der Anleitung des Apostels, (1. Corinth. C. X. v. 11.) geistlich zu deuten sey, solches auch von den übrigen Umständen derselben, die er vorbey ließ, gelten müße. Allein, nicht zu gedenken, daß man bey Erzählungen aus der Geschichte und Erdbeschreibung, sehr bestimmter Anweisungen des Schriftstellers selbst bedarf, um ihnen einen geheimen Sinn beylegen zu können; so ist auch der Fall beym Paulus von einer sehr verschiedenen Gattung, indem er seine Accommodation, oder das Vorbild, (wie man es nennen will,) von merkwürdigen Begebenheiten der Nation auf dieser Reise, nicht von leeren Nahmen der Oerter, wo sie ihr Lager aufschlugen, wie Hieronymus, hernahm. Dieser erblickt schon in der Zahl von zwey und vierzig Lägern, welche mit der Zahl der Geschlechter im Geschlechtsregister Christi beym Matthäus übereinkömmt, den verborgenen Verstand, daß der wahre Hebräer, der das Aegypten der Welt verläßt, um in den Himmel zu eilen, durch diese Zahl gehen müße, durch welche auch der Erlöser, vom ersten Patriarchen an, bis zur Jungfrau gegangen ist. Nach die-

J. n. ser Voraussetzung muß sich also aus dem dürrsten
C. G. Nahmenverzeichniße ein geistlicher Saft herauspres-
363 bis sen laßen. Das erste Lager, schreibt Hieronymus,
430. aus welchem die Israeliten auszogen, hieß Ramesses. Dieses Wort übersetzen einige eine unruhige Bewegung; andere Bitterkeit und Bewegung der Motte; wir aber glauben, daß es richtiger durch den Donner der Freude ausgedrückt werde. Bey dieser Stadt, an den äußersten Gränzen Aegyptens, versammelte sich das Volk, welches in die Wüste hinausgehen wollte, weil es, indem es das Getümmel der Welt verließ, von seinen ältern Fehlern, und von der es ehemals aufzehrenden Motte der Sünden bewegt wurde; hingegen alle Bitterkeit in Süßigkeit verwandelte, damit es die Stimme des Herrn, der vom Sinai herab donnerte, hören möchte. Daß aber die göttlichen Worte und Reden der Schrift, in dem Rade dieser Zeit und Welt Donner genannt werden, zeigt der Psalmist mit den Worten: Die Stimme deines Donners im Rade. (Psalm LXXVII. v. 19.) Auch hielt man es für einen Donner, als man die Stimme Gottes des Vaters bey der Taufe des Erlösers hörte. Wenn wir nun durch die evangelische Trompete bewegt, und durch den Donner der Freude aufgeweckt worden sind; so gehen wir im ersten Monathe heraus, wenn der Winter vorbeygegangen ist; wenn des Frühlings Anfang ist; wenn die Erde gebähren will; wenn alles erneuert wird, und wir am funfzehnten Tage des ersten Monaths, am Tage nach dem Pascha, bey vollem Lichte des Monaths, nach gegeßenem unbeflecktem Lamme, mit Füßen, die nach der Vorschrift des Apostels gestiefelt sind, an Lenden mit Keuschheit gegürtet, und mit Stäben in den Händen vorbereitet, ausgehen." — Mehr als dieses einzige Beispiel der Sprachkunde und Auslegungsart, die in der ganzen Schrift herrschen, wird man nicht verlangen. Man könnte es dem Verfaßer vielleicht

leicht noch verzeihen, daß er sich von einer andächti- J. n. gen Freundinn zu einer so schlechten Arbeit, wenig- C.G. stens für ihren Zeitvertreib, verführen ließ; keines- 363 wegs aber, daß er dieselbe nach ihrem Tode nicht un- bis terdrückte. 430

Kurz vorher, um das Jahr 397, hatte Hieronymus an eine andere seiner römischen Freundinnen, **Principia**, die man bereits als eine Gesellschafterinn der berühmten **Marcella** kennt, (Th. VI. S. 57.) eine **Erklärung des fünf und vierzigsten Psalms** gesandt, die seiner etwas würdiger ist. (Epistt. crit. p. 681. sq. T. II. Opp. ed. Mart.) Doch fängt er dieselbe, weil ihn viele tadelten, daß er an Frauenspersonen schriebe, mit einer langen Entschuldigung an, die von den häuffigen Beispielen weiser, gottseeliger und lernbegieriger Frauen in der heiligen Schrift hergenommen ist. Schon aus der Ueberschrift des Psalms sucht er darzuthun, daß derselbe in einem geistlichen Verstande auf den Welthenland gehe; übersetzt und deutet sie aber ziemlich gezwungen. In dem Psalm selbst ist die Auslegung, bis auf einige Erläuterungen hebräischer Wörter, und Vergleichung der griechischen Uebersetzungen, von gleicher Gattung. Nachdem es einmal vorausgesetzt ist, daß dieser Psalm von **Christo** handle, ohne weder einen historischexegetischen Beweis davon zu geben, noch zu untersuchen, ob nicht in **Davids** oder in der übrigen israelitischen Geschichte, Begebenheiten vorkommen, die sich zu dem Inhalte und den Bildern deßelben ungezwungen schicken, fängt er sogleich an, alles nach der angenommenen Meinung zu drehen. Einiges was derselben in diesem Gedichte günstig ist, hat er nicht einmal geschickt genug zu nützen gewußt, und die äußerst wörtliche Uebersetzung, welche ihm dazu dienen muß, erregt schon einen Verdacht gegen den Ausleger, daß er sich hinter dieselbe verstecke, um

J. n. C. G. 363 bis 430.

Geheimniße aufzufinden, wo doch keine sind. Indem er also folgende Uebersetzung des ersten Verses zum Grunde legt: Mein Herz hat ein gutes Wort herausgebrochen, (Eructavit cor meum verbum bonum,) merkt er an, daß Symmachus übersetzt habe: Mein Herz ist durch ein gutes Wort bewegt worden, um anzuzeigen, daß der Verfaßer durch den heiligen Geist in den Stand gesetzt worden sey, von Christo zu weißagen. Gleichwie aber, fährt er fort, nach der Beschaffenheit der Speisen im Magen, auch die aufsteigenden Dünste und ihr Geruch sich richten: so bringen die Gedanken des innern Menschen Worte hervor, welche einen mit heiligen Lehren gesättigten Geist anzeigen. Einige verstehen auch diese Stelle von Gott dem Vater, daß er aus dem Innersten des Herzens sein Wort, welches stets in ihm war, hervorgebracht habe, nach der Weissagung eines andern Psalms: Aus dem Mutterleibe habe ich dich vor dem Morgensterne gebohren. (Psalm CX. v. 3.) Hieronymus findet nun ferner in den Worten des Psalms: Holdseelig sind deine Lippen; darum seegnet dich Gott ewiglich, das Wachsthum Jesu an Alter, Weisheit und Gnade bey Gott und den Menschen; in den folgenden: Gürte dein Schwerdt an deine Seite, die jungfräuliche Keuschheit, durch welche die Werke des Fleisches getödtet werden; in dem Volke, deßen die Tochter vergeßen soll, das Heydenthum, aus welchem die christliche Kirche gesammelt worden ist; und andere Deutungen mehr, die sich leicht vermuthen laßen, die aber eben durch einen solchen Schriftausleger das Ansehen ächter Erklärungen beständig beibehalten haben.

Es kamen auch andere Veranlaßungen für den Hieronymus, an seine gottseelige Freundinnen, oder von denselben Briefe zu schreiben. Man hatte ihm,

ihm, auf sein Verlangen, die noch sehr junge Enke- J. n.
linn der Paula, gleiches Nahmens, zugeschickt, weil C.G.
sie frühzeitig zur Lebensart einer Nonne vorbereitet 363
werden sollte. In dieser Absicht belehrte er ihre bis
Mutter Läta zwischen den Jahren 398. und 401. 430.
wie die ganze Erziehung ihrer Tochter eingerichtet werden müße. Einen Auszug aus seinem Schreiben (Epist. LVII. p. 500. sq. ed. Mart.) hat man schon an einem andern Orte gelesen. (Th. VIII. S. 369. fgl.) Als einige Zeit darauf, im Jahr 404. die ältere Paula, diejenige unter allen seinen Freundinnen, die er am meisten ehrte und bewunderte, die seine so lange und wohlthätige Gesellschafterinn zu Bethlehem gewesen war, aus der Welt gieng, stiftete er ihr in einem Schreiben an ihre Tochter Eustochium, ein lobrednerisches Denkmal, (Epist. LXXXVI. l. c.) von welchem ebenfals am genannten Orte, (S. 358-363.) das Merkwürdigste beigebracht worden ist.

Zuweilen wartete auch Hieronymus nicht erst auf eine gewiße Gelegenheit, die ihn zum Schreiben auffordern konnte; sein Eifer für das Mönchsleben und wider die zweyte Ehe, machte ihn sogar zudringlich. So entstand um gleiche Zeit jener Brief voll unüberlegter und anstößiger Einfälle, von welchen anderwärts schon Proben gegeben worden sind, (Th. VIII. S. 374. fg.) an die junge Wittwe Salvina. (Epist. LXXXV. p. 663. sq. l. c.) Ihr Gemahl Nebridius war einer der vornehmsten Herrn gewesen, der ihr zwey Kinder beiderley Geschlechts hinterlaßen hatte. Hieronymus besorgt freylich im Anfange seines Schreibens, man möchte ihm vorwerfen, daß er unter dem Scheine von pflichtmäßigen Erinnerungen, nur Freundschaften am Hofe zu erwerben suche; er führt daher drey Gründe an, welche seinen Schritt rechtfertigen könnten. Erstlich, sagt er, liebe er, als ein Lehrer, alle Christen wie seine Söhne, und

J. n. C. G. 363 bis 430. ihren Fortgang in der Tugend halte er für seinen Ruhm. Zweytens habe er mit dem Vater ihres Gemahls eine vertrauliche Bekanntschaft unterhalten. Endlich hätten die wiederholten Bitten seines Freundes Avitus am meisten auf ihn gewürkt. Er hätte vielleicht einen noch stärkern Bewegungsgrund hinzusetzen können: den Wunsch und die Hofnung, daß es ihm gelingen werde, die Salvina von der zweyten Ehe auf immer zurück zu halten.

Hingegen sträubte er sich zu einer andern Zeit, doch vermuthlich noch vor dem Jahr 405, anfänglich dagegen, als man ein Schreiben an zwo ihm unbekannte Christinnen in Gallien von ihm verlangte. Eine Mutter und ihre Tochter lebten in einerley Stadt; aber in verschiedenen Wohnungen, und nahmen, entweder, weil sie die Einsamkeit nicht ertragen konnten, oder um ihr Vermögen sicherer zu bewahren, Geistliche zu sich ins Haus. Ihr Sohn und Bruder, der dieses dem Hieronymus erzählte, drang in ihn, und bewürkte es auch endlich, daß er ihm ein gemeinschaftliches Abmahnungsschreiben an beide, doch mit der Bedingung, alles geheim zu halten, mitgab. (Epist. LXXXIX. p. 729. sq. ed. Mart.) Dieses Schreiben ist nicht von der ihm sonst eigenen Art: zwar sehr ernstlich gemeint; aber mehr unterhaltend, scherzhaft spöttisch und witzig, als strafend und heftig; nur selten durch biblische Stellen unterstützt, dagegen fleißig aus Welt- und Menschenkenntniß gezogen. Er sagt selbst am Ende, daß er seinen Tadlern daran habe zeigen wollen, er könne auch alles schreiben, was ihm einfalle. Zuerst redet er beide, aber bald und am längsten die Tochter an. Du hältst also, sagt er zu ihr, das Haus deiner Mutter für zu enge, da dir doch ihr Leib nicht zu enge gewesen ist? Zehn Monathe hast du im Mutterleibe verschloßen gelebt, und kannst es einen Tag lang in Einem Zim-

mer mit deiner Mutter nicht aushalten? Kannst du ihre Augen nicht ertragen? sie nicht als eine häusliche Zeuginn dulden, da sie alle deine Bewegungen am leichtesten versteht, weil sie dich gebohren, genährt, und bis zu diesem Alter gebracht hat? — So geht er alle Ursachen ferner durch, welche Mutter und Tochter wieder vereinigen sollten, und verwirft alle Vorwände, welche dawider gebraucht werden könnten, wie zum Beispiel, es sey doch die Gesellschaft eines heiligen Mannes, in der sich die Tochter befinde. Aber er schildert auch ihren gefährlichen Zustand in dieser Trennung, und unter Gesellschaften aller Art, die verführerischen Reizungen, denen sie sich selbst und andere aussetze, mit Farben ab, die nur ein scharfsichtiger Beobachter auftragen konnte. „Was willst „du, schreibt er unter andern, ein Mägdchen von ge„sundem Körper, zart, wohlbeleibt, rothwangicht, „unter Fleisch, Wein und Bädern erhitzt! bey Ehe„männern und Jünglingen machen? Thust du auch „das nicht, was man von dir verlangt; so ist es doch „schon ein schimpfliches Zeugniß für dich, wenn solche „Dinge von dir verlangt werden. Ein wollüstiges „Gemüth verfolgt unanständige Wünsche am feurig„sten, und macht sich vom Unerlaubten desto süßere „Vorstellungen. Selbst dein schlechtes und braunes „Kleid giebt ein Kennzeichen deiner verborgenen Ge„müthsart ab; wenn es keine Falten hat, wenn es „auf der Erde fortgeschleppt wird, damit du länger „zu seyn scheinest, wenn es mit Fleiß irgendwo auf„getrennt ist, damit sich etwas vom Innern zeige, da„mit zugleich das Garstige bedeckt werde, und das „Schöne in die Augen falle. Auch ziehen deine „schwärzlichen und glänzenden Schuhe, wenn du „gehst, durch ihr Knarren, die Jünglinge an sich. „Deine Brüste werden durch Binden zusammenge„preßt, und der verengte Busen wird durch den Gür„tel in die Höhe getrieben. Die Haare senken sich

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430. „sanft entweder auf die Stirne, oder auf die Ohren „herab. Das Mäntelchen fällt zuweilen nieder, um „die weißen Schultern zu entblößen; und dann „bedeckt sie wieder eilends, als wenn sie nicht gesehen „seyn wollte, dasjenige, was sie mit Willen aufge„deckt hatte. Und wenn sie auf den Straßen, gleich„sam aus Schaamhaftigkeit, ihr Gesicht verschleyert: „so zeigt sie, gerade wie man diese Kunst in unzüchti„gen Häusern übt, nur dasjenige, was am meisten „gefallen kann." Leser dieser Stelle müßen sich freylich verwundern, wie Hieronymus, der so lange schon in einer solchen Entfernung von der üppigern Welt lebte, so bekannt mit allen ihren Kunstgriffen habe seyn können. Allein zu geschweigen, daß er sie in seinen frühern Jahren nahe genug, und sogar theilnehmend betrachtet hatte: so antwortet er auch selbst auf diese Bedenklichkeit. „Du frägst, woher ich dich kenne? wie ich in einer solchen Weite die Augen auf dich werfen kann? Die Thränen, das unausstehliche häuffige Schluchzen deines Bruders haben mir dieses erzählt. Möchte er doch gelogen, es mehr aus Besorgniß, als beschuldigend, gesagt haben! Aber glaube mir nur! niemand weint, wenn er lügt." Er bestätigt dieses noch mehr durch ähnliche Nachrichten, die er über diese Familie erhalten hatte, und dringt sehr lebhaft in Mutter und Tochter, sich wieder mit einander zu vereinigen.

Weder dieser starke Briefwechsel des Hieronymus, noch die hitzigen Streitigkeiten, in welche er sich während dieser Jahre (394 bis 405.) verwickelt hatte, hinderten ihn, neue Erklärungsschriften über die Bibel aufzusetzen. Nach andern Propheten, wie man oben gelesen hat, (S. 120.) beschäftigte er sich nunmehr, um das Jahr 396. oder 397. mit dem Obadjah und Jonas. (Comment. in Abdiam, p. 1454. sq. T. III. Opp. Mart. in Ionam, p. 147. sq. l. c.)

l. c.) Beide Arbeiten haben viel Aehnliches mit den eben genannten über fünf andere prophetische Schriften. Nach einer sehr kurzen Einleitung, wird eine wörtliche Uebersetzung vorangeschickt; die alexandrinische, auch wohl die vornehmsten übrigen griechischen Uebersetzungen, werden damit verglichen, und nicht ohne die hebräische Urschrift, genützt. In der eigentlichen Erklärung legt er zwar, wie er sagt, einen historischen Grund; sucht aber darauf, so viel möglich, hohe Thürme zu bauen; (p. 1458.) oder die Seegel des geistlichen Verstandes auszuspannen, um unter dem Einblasen des Herrn, und durch Eröfnung seiner Geheimniße, frölich in den Hafen zu gelangen. (p. 1468.) Man versteht schon zum voraus, was für Deutungen hieher gehören, und wie gemäß es der Einbildungskraft des Verfassers sey, außer den eigentlichen Edomitern, wider welche Obadja weißagt, noch unter diesem Bilde, entweder die Juden, als Feinde der Christen, und Verfolger ihres Bruders Jacob, (wie es ehemals Esau, der Stammvater der Edomiter, war,) oder alle Ketzereyen zu erblicken, weil diese den Jacob aus seiner väterlichen Erbschaft zu vertreiben suchen.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Doch findet sich einiges in der Auslegung des Jonas, dem man hier seine Stelle gönnen wird. In der Vorrede zu derselben klagt er darüber, daß die Exegeten beider Hauptkirchen die Schrift dieses Propheten durch eine Menge von Fragen verdunkelt hätten; sucht biblische Stellen auf, wo des Jonas gedacht werde, und beruft sich auf das Zeugniß der Hebräer, daß derselbe zugleich mit dem Hoseas, Amos und Jesaias geweißagt habe. „Uebrigens ist es uns wohl bekannt, so redet er den Bischof von Aquileja, Chromatius, (Papa venerabilis) an, (p. 1472.) was es für ungemeine Mühe koste, den

J. n. C. G. 363 bis 430. ganzen Propheten auf Christum zu ziehen; nemlich die Umstände, daß er geflohen ist, daß er geschlafen hat, daß er ins Meer gestürzt worden ist, daß ihn ein Wallfisch aufgefangen hat, daß er ans Ufer geworfen worden, und daselbst Buße geprediget hat, und so vieles andere noch in seinem Leben. Gleichwohl wird es keinen beßern Ausleger seines Vorbildes geben, als denjenigen, der die Propheten begeistert, ihnen das Zukünftige gezeigt hat, und daher seine Zeitgenoßen auf den Jonas verweiset." (Matth. C. XII. v. 41.) Man sieht, daß Hieronymus durch seinen gesunden Verstand vor einer Ausschweifung, zu welcher er sich öfters fortreißen ließ, hier gewarnt wurde. Er wiederholt es auch in der Erklärungsschrift selbst, (p. 1474.) ein verständiger Leser möchte ja nicht Tropologie und Historie in einerley Ordnung suchen. „Der Apostel, sagt er, schreibt, indem er vom Adam und Eva redet: Daher wird ein Mann Vater und Mutter verlaßen, und seinem Weibe anhängen, und sie werden zwey in Einem Fleische seyn. Das ist ein großes Geheimniß; ich sage aber in Christo und in der Kirche. Können wir aber nun den ganzen Anfang der Geschichte Mosis auf Christum und die Kirche ziehen, weil der Apostel dies Zeugniß so angewandt hat? (abusus est.) Denn gesetzt, wir wollten die Stelle: deswegen wird ein Mensch seinen Vater verlaßen, dergestalt auf Christum deuten, daß wir sagten, er habe Gott den Vater im Himmel verlaßen, um sich mit der aus Heyden entstandenen Kirche zu vereinigen; wie können wir das folgende: seine Mutter, erklären, wir müßten denn sagen, er habe das himmlische Jerusalem, welches die Mutter der Heiligen ist, verlaßen? und so ist das übrige noch schwerer." Allein so gewiß er auch auf den rechten Weg gerathen ist; so verirrt er sich doch wieder von demselben. Er war einmal gewohnt,

fast

fast überall an einen geistlichen Verstand zu denken; J. n.
man erwartete, man verlangte es von ihm, daß er C.G.
denselben hervorziehe; es gab so viele Muster ange- 363
sehener Ausleger, die eben dieses gethan hatten; zur bis
Rechtgläubigkeit selbst schien es zu gehören, ihnen 430.
nachzufolgen; es verrieth große Scharfsichtigkeit im Aufspüren tief liegender Geheimniße; und herrschenden Begriffen darüber zu widersprechen, konnte selbst von dem Kenner der guten Auslegung damals kaum gefordert werden. Hieronymus also vergißt seine weise Warnung kurz darauf so sehr, daß er aus dem Schlafe des Propheten im Schiffe, den im Irrthum schlafenden Menschen, und aus den mit ihm seegelnden die Heyden macht, welche, nachdem der geistliche Jonas durch seinen Todt den Sturm der Welt besänftigt hat, zur Verehrung des einzigen Gottes, und zu geistlichen Opfern geleitet werden sollen. (pag. 1475. sq.) Im Grunde konnte es freylich nicht weit reichen, wenn man gleich sehr ernstlich erinnerte, daß die Person oder Begebenheit, welche ein Vorbild auf Christum abgebe, auch wohl sittliche Vorschriften für die Christen in sich faßte, nicht nach allen ihren Umständen so gedeutet werden müße. Denn es war eigentlich noch gar nicht genau festgesetzt, was ein solches Vorbild sey? woran es erkannt werden müße? und innerhalb welcher Gränzen sich die Erklärung deßelben zu halten habe? Nicht einmal die Frage war noch untersucht worden, ob denn auch alle diejenigen israelitischen Personen, Handlungen und Gebräuche, welche Christus und die Apostel auf ihre Religionslehren, Zeiten und Schicksale gezogen haben, vollkommen so zu nennende Vorbilder, oder gleich anfänglich bestimmte Sinnbilder zukünftiger Veränderungen gewesen sind; nicht vielmehr oft wegen einer bloßen Aehnlichkeit mit denselben, von den Stiftern des Christenthums aus der Geschichte einer Nation herausgehoben worden sind, zu welcher ihre er-

J. n. sten Zuhörer und Leser größtentheils gehörten; denen
C. G. daher Vergleichungen und Anwendungen dieser Art
363 überaus eindrücklich werden mußten. Da nun solche
bis Erörterungen, die ohnedem nicht die leichtesten wa-
430. ren, auch für überflüßig angesehen wurden, weil dieser Weg durch die Beispiele in den Schriften des neuen Bundes völlig gebahnt zu seyn schien: so ist man immer mehr darauf bedacht gewesen, die sogenannten Vorbilder des Alten, zur Ehre der christlichen Religion, möglichst zu vervielfältigen: und diese bis zum willkührlichsten Grade getriebene Deutungssucht hat endlich in den neuesten Zeiten verursacht, daß diejenigen, welche in den Grundsätzen der Typologie nicht viel Befriedigendes fanden, sie mit der Tropologie, Anagogie, und ähnlichen erkünstelten Auslegungsarten in eine Classe geworfen haben. — Die hebräische Leseart vierzig in der Stelle C. III. v. 4. rechtfertigt Hieronymus gegen die Zahl drey, welche sich bey den Alexandrinern findet, unter andern mit der Nothwendigkeit einer längern Frist zur Buße, und mit biblischen Beispielen des vierzigtägigen Fastens. — Ueber den Fisch, von welchem Jonas verschlungen wurde, weiß er weiter nichts, als die gewöhnliche Meinung, daß es ein Wallfisch gewesen sey, anzunehmen; aber von dem Gewächse, deßen frühzeitiges Verdorren den Propheten betrübte, konnte er durch Hülfe der Kenntniß des Landes, wo er lebte, etwas Eigenes und zugleich das Richtigste, sagen. Ein Römer hatte ihn deswegen getadelt, daß er das hebräische Wort (קיקיון) nicht, wie es gewöhnlich war, Kürbis, sondern Epheu übersetzt habe. Diesem begegnet er dafür überaus spöttisch, und zeigt, daß es eigentlich ein in Palästina, besonders in sandigten Gegenden sehr häufig wachsender Baum sey, der ungemein geschwind emporsteige, breite Blätter habe, und den dichtesten Schatten gebe. Er habe zwar in seiner Uebersetzung den he-

bräi-

bräischen Nahmen, der auch im Syrischen und Punischen übrig sey, beibehalten wollen; hätte aber befürchten müßen, die Sprachlehrer möchten ein indisches Thier oder ein anderes Ungeheuer daraus machen. Kurz, es ist der ricinus, oder sogenannte Wunderbaum, den man in Aegypten noch Kiki nennt. Obgleich aber Hieronymus es selbst begreiflich macht, wie wenig sich zu der ganzen Erzählung ein Kürbis schicke; so läßt er sich doch denselben zum Behuf einer mystischen Deutung nicht ganz entgehen. J. n. C. G. 363 bis 430

Selbst die furchtbarsten und traurigsten Hindernisse in diesen Jahren konnten ihn nicht lange von seinen gelehrten Arbeiten losreißen. Im Jahr 395. brachen die Hunnen, die seit einiger Zeit das römische Reich noch heftiger von den asiatischen Gränzen her erschüttert hatten, als vorher die germanischen Nationen am Rhein und an der Donau, in Syrien ein, und man glaubte in Palästina vor ihren Verwüstungen nicht mehr sicher zu seyn. Fabiola rettete sich geschwind nach Rom; Hieronymus aber und Paula mit den unter ihrer Aufsicht stehenden Mönchen und Nonnen, eilten wenigstens an die See, um vor der eindringenden Gefahr zu Schiffe flüchten zu können. Da jedoch Palästina noch von den Hunnen verschont blieb, kehrten sie gleich in ihr geliebtes Bethlehem zurück, und Hieronymus erklärte der Fabiola schriftlich die Bibel. (Epist. LXXXIV. p. 661. T. IV. Opp. P. II. ed. Mart.) Nicht lange darnach, im Jahr 398, stand er eine lange Krankheit aus, die sich kaum zu endigen anfieng, als ihn Eusebius von Cremona, ein bereits aus der Geschichte der origenianischen Streitigkeiten bekannter Mönch, der in vierzehn Tagen wieder nach Italien zu reisen im Begriff war, bat, eine kurze Erklärung der evangelischen Geschichte des Matthäus

 für

J. n. C.G. 363 bis 430. für ihn aufzusetzen. Hieronymus antwortete ihm zwar, dazu gehörten eigentlich Jahre, um die Werke so vieler Schriftausleger über dieses Buch, die er vor langer Zeit gelesen hätte, abermals durchzugehen, und das Merkwürdigste aus denselben auszuzeichnen. Er konnte es aber doch seinem Freunde nicht abschlagen, in der Eilfertigkeit von wenigen Tagen eine Auslegung des Matthäus in die Feder zu sagen; trug darinne, ohne anderer Meinungen anzuführen, die historische Erklärung oder den Wortverstand, kurz vor; mischte darunter, wie er sagt, zuweilen Blumen des geistlichen Sinnes, und versprach ein vollkommneres Werk auf die Zukunft; welches er aber, soviel man weiß, nicht geschrieben hat. Diese so flüchtig ausgefertigte Schrift (Commentar. in Matthaeum, Libri IV. p. 1. sq. T. IV. Opp. P. I. ed. Martian.) wo oftmals nur der erste beste Einfall hingeworfen wird, ist gleichwohl nicht aller Aufmerksamkeit unwürdig, indem der Verfaßer darinne sich gewißermaaßen selbst überlaßen, auch nicht selten seinen eigenen Weg geht; wenn er gleich noch manches aus dem Origenes, und andern, ohne sie zu nennen, eingeschaltet hat. In der Vorrede beweiset er gegen die Ketzer, daß nur die vier Evangelien ächte Lebensbeschreibungen Jesu sind; findet sie auch schon in Ezechiels erstem Gesichte vorher verkündigt. Bey dem Geschlechtsregister, mit welchem Matthäus anfängt, bemerkt er, daß darinne drey Könige darum weggelaßen worden wären, weil der Verfaßer drey Zeiträume, jeden von vierzehn Gliedern, in einem verschiedenen Zustande von Zeiten festgesetzt, und den Joram wegen seiner Verbindung mit der gottlosen Jesabel, bis in die dritte Zeugung, von der Geschlechtsfolge der Frommen entfernt habe. — Bey der Anführung der Stelle des alten Testaments: Aus Aegypten habe ich meinen Sohn gerufen, schreibt Hieronymus: „Diejenigen, welche von der

Würde

Würde der hebräischen Urschrift geringschätzig denken, J. n.
(er meint die Tadler der Uebersetzung, die er aus der- C.G.
selben verfertigt hatte,) mögen sagen, wo diese Worte 363
bey den Alexandrinern stehen. Da sie nun diesel- bis
ben dort nicht finden werden: so wollen wir ihnen sa- 430.
gen, daß sie im Hoseas angetroffen werde. Wegen der Zanksüchtigen aber können wir diese Stelle noch auf eine andere Art vertheidigen, indem wir sagen, daß sie aus dem vierten Buche Mosis und Bileams Reden (C. XXIII. v. 22.) genommen sey." — Weit unerwarteter ist gleich darauf die Erklärung von Rama, welches nicht der Nahme eines Orts seyn, sondern erhaben bedeuten, und also den Verstand geben soll: Die Stimme hat sich sehr weit ausgebreitet. — Beym Anfange des dritten Hauptstücks gedenkt er der Einwendung des Porphyrius, daß die daselbst angeführte Stelle aus den Propheten, dem Jesaias allein zugeschrieben werde, da sie doch zum Theil auch dem Malachias zugehöre, und antwortet, der Nahme des erstern sey von den Abschreibern hinzugesetzt worden; es fänden sich auch mehrere Beispiele in der Bibel, wo Aufsätze, die aus verschiedenen Stellen der heiligen Schrift zusammengefügt worden sind, den Nahmen Eines Verfaßers führen; wie man solches an dem dreyzehnten Psalm (nach unsrer Zählungsart, am 14ten,) sehen könne. — Das Land, deßen Besitz den Sanftmüthigen von Christo versprochen wird, will Hieronymus durchaus nicht von dieser irdischen Welt verstanden wißen, welche vielmehr von dem grausamsten Krieger in Besitz genommen werde; sondern von dem Lande der Lebendigen, auf welches sich David freue; (Psalm XXVII. v. 13.) eine Deutung, welche es nebst so vielen andern bestätigt, daß der Verfaßer in der Uebersetzung und Erklärung von Hebraismen nicht sonderlich geübt gewesen sey. — Aus einer Stelle eben deßelben Hauptstücks glaubt er beweisen

J. n. zu können, daß es zwar den Juden noch, gleichsam
C.G. als Kindern, erlaubt worden sey, bey Gott zu schwö-
363 ren; aber den Christen sey solches, als etwas über-
bis
430. haupt Unerlaubtes, verboten worden. — Das Gleichniß vom Senfkorne (Matth. C. XIII.) deutet er auf mehr als eine Art; besonders mit Hülfe der platonischen Lehre von den drey Hauptleidenschaften der menschlichen Seele. — Bey C. XIV. v. 9. merkt er an, daß es eine Gewohnheit der heiligen Schrift sey, die Meinung vieler so zu erzählen, wie sie damals von allen geglaubt worden sey. So wie **Joseph** von der **Maria** selbst der Vater **Jesu** genannt werde: so heiße es hier vom **Herodes**, er sey traurig geworden, weil alle Mitgäste so dachten. Aber der schlaue, mordsüchtige Heuchler habe sich nur traurig gestellt, indem er vielmehr innerlich frölich gewesen sey. — Die so berühmte Stelle: **Du bist Petrus**, u. s. w. erklärt **Hieronymus** von dem Felsen **Christus**, an welchen **Petrus** geglaubt, und davon zur Anspielung den Nahmen bekommen habe. Die **Pforten der Hölle** sollen Laster und Sünde seyn, wenigstens Lehrsätze der Ketzer, durch welche die Menschen zur Hölle geführt werden; keineswegs aber der Todt, weil die Apostel, die als Märtyrer so sehr glänzten, dem gewöhnlichen Schicksal des Todes nicht unterworfen wären. An statt dieser erbaulichen Ursache, hätte er lieber die Bedeutung von שאול und ᾅδης genauer untersuchen sollen. Doch die gleich folgenden Worte: **Ich will dir des Himmelreichs Schlüßel geben**, veranlaßen ihn, den Lehrern seiner Zeit frey genug die Wahrheit zu sagen. „Da die **Bischöfe** und **Aeltesten**, schreibt er, diese Stelle nicht verstehen, so nehmen sie etwas von dem Stolze der **Pharisäer** an, indem sie entweder Unschuldige verdammen; oder glauben, Schuldige von der Strafe zu befreyen; da doch bey Gott nicht der Ausspruch der Priester, sondern nur das Leben der Schuldigen in Betrachtung kömmt.

kömmt. Wir lesen im dritten Buche Mosis, daß den Aussätzigen befohlen wird, sich den Priestern zu zeigen; und daß diese sie für unrein erklären sollen, wenn sie den Aussatz haben: nicht als wenn die Priester jemanden zum Aussätzigen und Unreinen machten; sondern damit sie vom Aussätzigen und Nichtaussätzigen Kenntniß haben, die Reinen und Unreinen von einander unterscheiden könnten. Gleichwie also dort der Priester für rein oder unrein erklärte: so bindet oder löset auch hier der Bischof oder Aelteste auf, nicht diejenigen, welche unschuldig oder schuldig sind; sondern er weiß nur, vermöge seines Amtes, wenn er die verschiedenen Sünden gehört hat, wer gebunden und wer aufgelöset werden müße." Diese Stelle ist so deutlich, als man sie nur verlangen kann, um zu sehen, daß Hieronymus den christlichen Lehrern die Macht, Schuld und Strafe der Sünden zu vergeben, oder zurück zu halten, abgesprochen, ihnen nur die nöthigen Einsichten über die Fähigkeit oder Unfähigkeit eines jeden in dieser Rücksicht beygelegt habe. Gleichwohl hat Rich. Simon sie dergestalt erklärt, (Hist. critique des principaux Commentat. du N. Test. p. 215. seq. ed. de Rotterd.) zur Gewalt der Schlüßel gehöre auch die nöthige Beurtheilung des Priesters, die einen Unterschied zwischen den Sündern zu machen wiße: und er setzt hinzu, daß der Verfaßer in einer andern Stelle seines Commentarius, (bey C. XVIII. v. 18.) ausdrücklich versichere, (p. 84.) Christus habe den Aposteln, und ihren Nachfolgern, das Recht verliehen, so kräftig zu binden und zu lösen, daß solches im Himmel selbst gültig wäre. Allein die Worte: und ihren Nachfolgern, finden sich beym Hieronymus nicht. — Noch verdient aus eben dieser Erklärungsschrift angeführt zu werden, daß der Verfaßer bey C. XXVI. v. 1. diejenigen, welche glauben, der Erlöser habe sich vor dem Tode gefürchtet, auch in dieser Gesinnung

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C.G. 363 bis 430.

sinnung gesagt: **Vater! ists möglich, so gehe dieser Kelch vor mir vorüber!** auffordert, sich wegen ihrer Meinung zu schämen. Er sucht die seinige aus der freudigen Bereitwilligkeit zu erweisen, mit welcher Christus seinem Tode entgegen gieng; noch bestimmter aber drückt er sich darüber weiter unten (p. 129. beym 37. und den folgg. Versen) aus. „Um zu zeigen, schreibt er, daß er würklich ein Mensch geworden sey, ist der Herr zwar würklich **traurig** geworden; damit aber das **Leiden** nicht in seinem Gemüthe herrschen möchte, fieng er an, durch ein **Vorleiden** (propassio) traurig zu werden. Denn es ist etwas anders, **traurig werden**, und **anfangen traurig zu werden.** Er wurde aber nicht aus Furcht vor dem Leiden traurig; sondern wegen des unglücklichen **Judas**, wegen des Aergernißes aller Apostel, wegen der Verwerfung des jüdischen Volks, und wegen des Untergangs von Jerusalem. Der Kelch, deßen Vorübergehen er wünscht, betrifft nicht ihn, sondern das jüdische Volk, welches keine Entschuldigung hatte, wenn es ihn, den Weißagungen der Propheten zum Trotze, umbrachte; er bittet also, aus Mitleiden gegen daßelbe, daß er den Kelch, den es ihm reicht, nicht trinken dürfe." Es ist längst bemerkt worden, daß **Hieronymus** hier eigentlich der Meinung des **Hilarius**, als wenn Christus nicht würklich gelitten hätte, gefolgt sey.

Leser, welche bisher in der Lebensgeschichte des **Hieronymus** eine eben nicht angenehme Einförmigkeit von biblischen Arbeiten, Streitigkeiten und Briefen wahrgenommen haben, werden desto zufriedner damit seyn, wenn die lezten funfzehn Jahre derselben, vom Jahr 406 bis zum Jahr 420. so wie jezt zehn der vorhergehenden, in einen besondern Zeitraum zusammen gefaßt werden. Denn es sind ohngefähr gleiche Auftritte, welche auch in diesen seinen

späte-

spätesten Jahren mit einander abwechseln; und sie können daher immer kürzer beschrieben werden. Es ist wahr, daß er zu dieser Zeit mit einer neuen Parthey, die große Bewegungen in der Kirche stiftete, mit den Pelagianern, in mancherley Händel verwikkelt wurde. Allein da ihre Geschichte erst gegen das Ende dieses gesammten Zeitraums der christlichen Kirchengeschichte, verbunden mit Augustins Leben und Schriften, vorkommen kann: so wird hier der Antheil des Hieronymus an derselben, nur gleichsam im Vorbeygehen gezeigt werden können. J. n. C. G. 363 bis 430.

Daß er bis in ein Alter von fast neunzig Jahren, immerfort an Auslegungsschriften über biblische Bücher, und gerade über einige der schwersten, gearbeitet hat, gereicht seinem Eifer für diese Beschäftigungen zur Ehre; wenn gleich auch die Aufmunterungen seines Freundes Pammachius nicht wenig dazu beytrugen. Er vollendete zuerst im Jahr 406. die schon im Jahr 392. angefangene Erklärung der kleinern Propheten, indem er die noch rückständigen in dieser Ordnung, den Zacharias, Malachias, Hoseas, Joel und Amos, nachholte. Damit eilte er desto mehr, weil der Mönch Sisinnius, der ihm gegen den Ausgang des Herbstes, einen Brief von dem Bischof Exuperius zu Tolosa in Gallien, und Geschenke für die dürftigen Mönche in Palästina mitbrachte, ihm noch überdieß Schreiben von Geistlichen und Mönchen in Gallien zustellte, worinne ihm gewiße Fragen vorgelegt wurden, mit welchen er auch die Schriften des Vigilantius bekam, um sie zu widerlegen: und eben dieser Sisinnius machte sich fertig, den nothleidenden Mönchen in Aegypten baldmöglichst auch die Beiträge seines Bischofs zu überbringen. Daher nahm Hieronymus die Nächte zu Hülfe, um sich dieser Aufträge zu entledigen; er klagt, daß er zulezt nicht

J. n. einmal das in die Feder gesagte wieder habe durchlesen
C. G. können.
363
bis
430. Dennoch (und man möchte sich darüber wundern,) freuet er sich in der Zuschrift des Commentarius über den Zacharias an den Exuperius, (Praefat. Explanat. in Zachariam, p. 1706. Tom. III. Opp. ed. Martian.) daß der dunkelste und längste Prophet unter den kleinern zu einer Zeit von ihm erklärt werden müße, da die eilende Zurückkehr deßen, der seine Schrift mitnehmen sollte, keine Verzögerung erlaubte. Origenes und andere griechische Ausleger des Zacharias waren, wie er anmerkt, fast bloß bey der Allegorie stehen geblieben; er aber will, gleich jenem Hausvater, Altes und Neues aus seinem Schatze hervorbringen; oder Historie und Tropologie verbinden. Man kann die Methode, welche er dabey beobachtet hat, leicht aus seinen oben beschriebenen Erklärungen von Propheten schließen. In der That sagt er zwar im Anfange etwas zur Erläuterung der historischen Umstände des Buchs, und seines Verfaßers; allein er fügt auch sogleich den anagogischen Verstand des achten Monaths, des Nahmens Zacharias, und anderer mehr, hinzu. Mehr Stoff zu Deutungen bildlicher Vorstellungen gab ihm ohnedieß keiner von diesen Propheten; ob man gleich gestehen muß, daß er auch hin und wieder die Winke deßelben über die Erklärung seiner Gesichter, ziemlich gut gefaßt, und sonst noch manches Nützliche eingestreuet habe. Unterdeßen war es doch lange nicht genug, über jeden einzelen Vers, oder über jedes besondere Gesicht, etwas Erträgliches oder Schickliches hinzuwerfen. Den ganzen Entwurf des Propheten zu überschauen; die Kunst und die Stufen, deren er sich zur Ausführung deßelben bedient hat, scharfsichtig anzugeben; festzusetzen, wie man seine Gesichter am sichersten deuten könne; die poetische,

pro-

prophetische, und andere Gattungen seiner Sprache, J. n.
genau von einander zu unterscheiden; dieses, und C.G.
ähnliche Untersuchungen, zum Theil auch nur Merk- 363
male, daß sie der Verfaßer angestellt habe, würden bis
ihm viele wortreiche Stellen und leere Muthmaßun- 430
gen erspart haben. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß man auch alsdann nicht viele Spuren davon in diesem seinem Commentarius antreffen würde, wenn er sich mehr Zeit zu demselben hätte nehmen können.

In den übrigen dieser Erklärungsschriften, (Expositio in Osee Prophetam, Libri III. p. 1233. sq. l. c. Comment. in Ioel, p. 1336. sq. in Amos, p. 1370. sq. in Malachiam, p. 1806. sq.) bleibt er sich gewißermaaßen noch ähnlicher. Es sind überall Vorreden oder Einleitungen vorangeschickt, die aber manches Ueberflüßige oder Sonderbare enthalten. So wird in derjenigen, welche vor dem Malachias steht, zweymal wider den Origenes eingeschärft, daß man diesen Propheten nicht etwa, seines Nahmens wegen, für einen Engel halten dürfe, der einen menschlichen Körper angenommen habe. In der Vorrede aber zum Hoseas übertreibt der Verfaßer die Dunkelheit dieses Propheten; führt zum Beispiele gleich die Erzählung deßelben an, daß er auf Gottes Befehl eine Hure geheyrathet habe, und bringt nach vielen langweiligen Wendungen, auch Vergleichungen biblischer Stellen, so viel heraus, daß dieselbe ein Vorbild der aus Sündern gesammleten christlichen Kirche gewesen sey. An gelehrten Erläuterungen aus der Sprache, aus den griechischen Uebersetzungen und der Geschichte, fehlt es auch in diesen Erklärungsschriften nicht; wohl aber an dem allgemeinen Blicke, der das ganze Buch umfaßt; und doch auch in die Absicht, den Zusammenhang und Ausdruck jeder einzelen hervorragenden Stelle tiefer einzudringen weiß. Dafür giebt es der dogma-

tischen

J. n. tischen und polemischen Ausschweifungen, der Pro-
C. G. ben des geistlichen Verstandes, desto mehrere. Durch
363 die viel zu wörtliche, oder vielmehr oft dunkle Ueber-
bis
430. setzung, hat er sich auch hier vieles sehr erschwert.

Eben der Mönch Sisinnius, dem Hieronymus diese Erklärungsschriften mitgab, nahm auch seine **Widerlegung der Schriften des Vigilantius** (Tom. IV. Opp. P. II. p. 280. sq.) nach Gallien, aus der man schon in der Geschichte des christlichen Aberglaubens dieser Zeiten, einen Auszug gelesen hat. (Th. IX. S. 271-278.) Er brachte weiter den beiden Mönchen zu Tolosa, Minervius und Alexander, welche Brüder oder doch Anverwandte waren, ein Antwortschreiben auf die Frage mit, die sie dem Hieronymus vorgelegt hatten, in welchem Verstande der Apostel (1. Corinth. Cap. XV. v. 51.) geschrieben habe: **Wir werden zwar alle schlafen; aber nicht alle verwandelt werden;** und ob man nicht vielmehr mit einigen Handschriften lesen müße: **Wir werden nicht alle schlafen; aber alle verwandelt werden?** (Tom. IV. P. I. p. 210. sq. ed. Mart.) Da er jedoch durch Mangel an Zeit gehindert wurde, seine eigene Meinung darüber vorzutragen: so begnügt er sich daran, ihnen die Erklärungen anderer griechischer Ausleger mitzutheilen, damit sie selbst wählen möchten. Sie sind aus dem Theodorus von Heraklea, Diodorus von Tarsus, Didymus und Akacius von Cäsarea genommen, und helfen weder die Leseart völlig festsetzen, noch den Verstand genau bestimmen. Die Fragenden hatten Erläuterungen über eine andere ähnliche Stelle des Apostels (1. Theßal. C. IV. v. 14. fg.) verlangt: daher führt er auch hier die Gedanken einiger der genannten Ausleger; besonders aber eine lange Stelle des Origenes darüber an. Zuletzt entschuldigt er sich, daß er, der dem Neide so sehr

aus-

ausgesetzt sey, und ein geringes Ansehen behaupte, J. n.
die Erklärungen von Männern beigebracht habe, C.G.
welche im christlichen Lehrbegriffe geirrt hätten. Es 363
scheint unterdeßen, daß ein so geübter Ausleger, wie bis
er, lange nicht halb so vielen Aufwand von Belesen- 430.
heit und Abschreiben nöthig gehabt hätte, um es bündig sagen zu können, wie jene Stellen verstanden werden müßten.

Mit freyerer Wahl, und seiner Zeit mehr mächtig, schrieb **Hieronymus** im Jahr 407. seine **Erklärung des Propheten Daniel.** (Explanatio in Danielem Prophetam, p. 1072. sq. Tom. III. Opp. ed. Martian.) In der Vorrede an den **Pammachius** und die **Marcella**, bemerkt er zwar, daß **Porphyrius** dieses Buch einem spätern Schriftsteller beygelegt, und darinne folglich Erzählungen schon geschehener Dinge, nicht Weißagungen, anerkannt habe. Allein, setzt er hinzu, **Eusebius** von Cäsarea, **Apollinarius**, und vor ihnen zum Theil **Methodius**, hätten diesen Vorwurf schon hinlänglich beantwortet; er wolle daher diesen Propheten, welcher unter allen am deutlichsten von Christo, selbst von der Zeit seiner Zukunft auf die Welt geweißagt habe, und der eben wegen dieser so bestimmten Deutlichkeit, verleumderisch angegriffen worden sey, mehr zum Gebrauch der Christen erklären. Die Einwendnngen, welche aus der Geschichte der Susanna wider Daniels Buch gezogen würden, träfen daßelbe desto weniger, da jene gar nicht dazu gehörte, sich auch gar nicht hebräisch finde, und deswegen von ihm, wiewohl nicht ohne Widerwillen einiger, ehemals nicht zugleich mit dem Propheten übersetzt worden sey. Er erinnert überdieß, daß man den Daniel in den christlichen Gemeinen nicht nach der alexandrinischen, sondern nach der Uebersetzung des Theodotion, lese. Seine Absicht sey es hier nicht, wie bey den kleinern

Pro-

J. n. C. G. 363 bis 430.

Propheten, alles ausführlich zu erklären; sondern nur die dunkeln Stellen, damit die unzähligen Bücher dem Leser nicht endlich Ekel verursachen möchten. Und wenn er aus so vielen heydnischen Geschichtschreibern, durch welche die in diesem Buche enthaltene Geschichte vollkommen bestätigt werde, etwas anführen würde: so sollte es nur im dringendsten Nothfalle geschehen: eine etwas gezwungene frommscheinende Rechtfertigung des Gebrauchs seiner Bekanntschaft mit den heydnischen Schriftstellern. Diesen Vorerinnerungen gemäß, ist allerdings die Auslegung des Buchs weit kürzer gerathen, als es manche Schwierigkeiten deßelben erwarten ließen. Er übergeht diese nicht ganz mit Stillschweigen, — so weit er sie nemlich gesehen oder empfunden hat; — eilt aber mehrmals viel zu flüchtig darüber weg. Ein Beispiel giebt die außerordentliche Veränderung, welche nach dem vierten Hauptstücke, mit dem Nebukadnezar vorgieng. „Diese Geschichte, sagt er, ist klar, und bedarf keiner großen Auslegung. Allein diejenigen, welche unter dem gedachten Fürsten den Teufel verstehen wollen, behaupten, es sey unmöglich gewesen, daß ein Mensch, der sich mit köstlichen Speisen genährt hat, sieben Jahre lang Heu gegeßen haben sollte; daß er so lange, ohne am Leibe verletzt zu werden, unter den wilden Thieren gelebt hätte. Und wie sollte einem wahnwitzigen Menschen das Reich sieben Jahre aufbewahrt worden seyn? wie sollte ein so mächtiges Reich so lange Zeit ohne König gewesen seyn? oder, wenn ihm ein anderer darinne nachgefolgt wäre, für wie albern müßte man ihn halten, wenn er sich eines Reichs begäbe, das er so lange beseßen hat? besonders da die Geschichten der Chaldäer nichts dergleichen erzählen, und diejenigen, welche kleinere Dinge beschrieben haben, unmöglich von größern haben schweigen können. Allein wir nehmen dieses nicht an, damit nicht alles was wir le-

sen,

sen, Schatten und Fabeln werden. Denn wer sieht J. n.
nicht wahnwitzige Menschen, gleich wilden Thieren, C.G.
auf den Feldern und in Wäldern leben? Und um al- 363
les übrige vorbeyzulaßen, da die griechische und rö- bis
mische Geschichte noch viel unglaublichere Dinge von 430.
Menschen erzählt; da nach der Fabel, die Scylla und Chimära, Hydra und Centauren, Vögel und wilde Thiere, Blumen und Bäume, Sterne und Steine aus Menschen entstanden sind: darf man sich wohl darüber wundern, wenn dieses zum Beweise der göttlichen Macht, und zur Demüthigung des Stolzes der Könige, durch Gottes Gericht bewerkstelligt worden ist?" Gleich darauf führt Hieronymus beym 5ten Verse an, daß die Lehrer der Kirche deswegen bey diesem Buche die Uebersetzung des Theodotion der alexandrinischen vorgezogen hätten, weil die leztere nicht nur die genannte Stelle weglaße; sondern auch sonst sich von der Urschrift zu sehr entferne. — Bey der Weißagung von den siebzig Wochen, (C. IX.) verweilt sich zwar der Verfaßer lang genug; aber ohne eigene Untersuchungen anzustellen, indem er bloß die Erklärungen des Africanus, Eusebius Pamphili, Hippolytus, Apollinarius, Clemens von Alexandrien, und Origenes ausführlich nach einander hinsetzt. — Ob er gleich übrigens versprochen hatte, auf die Einwürfe des Porphyrius keine Rücksicht zu nehmen; so beschäftigt er sich doch oft genug mit denselben; auch noch beym Anfange des zwölften Hauptstücks, wo er ihm die Auferstehung der Todten vorhält, die daselbst verkündigt worden seyn soll. Er würde sich aber wider einen philosophischen Gegner beßer in Sicherheit gesetzt haben, wenn er gezeigt hätte, daß die eigentliche Auferstehung in jener Stelle unmöglich einen Platz finden könne.

Dieser Commentarius, in welchem die Anzahl lehrreicher Bemerkungen eben nicht groß ist, genöß ein

J. n. C. G. 363 bis 430.

ein weniger günstiges Schicksal, als andere solche Schriften des Verfaßers. Er hatte darinne, (bey C. II. v. 42. p. 1081.) über das dort vorkommende Bild des römischen Reichs gesagt, es sey daßelbe in spätern Zeiten eben so schwach geworden, als es im Anfange mächtig war, indem es nunmehr in bürgerlichen und auswärtigen Kriegen, des Beistandes anderer barbarischen Nationen bedürftig sey. Man war damit, wie er selbst erzählt, (Praef. in Libr. X. Comment. in Iesaiam, p. 262. et in L. XI. p. 283. T. III. Opp. ed. Martian.) übel zufrieden; da man doch, fährt er fort, den Fürsten nicht so schmeicheln darf, daß darüber die Wahrheit der heiligen Schrift vernachläßigt werde, und eine allgemeine Aeußerung keine Beleidigung einer besondern Person ist. Er zeigt zugleich an, daß diese Verdrießlichkeit durch Gottes Gericht aus dem Wege geräumt worden sey. Alles zusammengenommen macht die Muthmaaßung Tillemonts sehr wahrscheinlich, daß der große Staatsmann und Feldherr am kaiserlichen römischen Hofe, Stilico, der selbst ein sogenannter Barbar war, auch barbarische Fürsten und Nationen zur Unterstützung des Reichs, oder seiner eigenen Absichten, gebrauchte, sich durch diese Stelle beleidigt gefunden habe; er wurde aber schon im folgenden Jahre 408. umgebracht. Einen andern Vorwurf machten dem Verfaßer, wie er auch am angeführten Orte meldet, einige Leser wegen der zu weit getriebenen Kürze seiner Erklärungsschrift. Als insbesondere Augustinus einem Bischof Hesychius dasjenige zuschickt, was Hieronymus darinne von den siebzig Wochen geschrieben hatte, (August. Epist. CXCVII, p. 561. T. II. Opp. ed. Antverp.) antwortete ihm Hesychius mit Recht, (Epist. CXCVIII. p. 563. l. c.) wenn ein so gelehrter Mann es für gefährlich gehalten habe, über die Meinungen der Kirchenlehrer zu urtheilen, und eine der andern vorzuziehen,

ziehen, welches er auch selbst zu thun unterließ: so könnten andere Leser dieses noch weniger wagen. J. n. C.G. 363 bis 430.

Man muß freylich dem Hieronymus die Entschuldigung zugestehen, daß man ihn unaufhörlich zu sehr mit Anforderungen, über die Bibel zu schreiben, überhäuft habe, als daß er immer etwas Eigenes, Ueberdachtes und Befriedigendes hätte leisten können; wiewohl man dabey auch stets ein gewißes Zutrauen zu seinen Kräften, oder zur Gefälligkeit seiner Leser bemerkt, dem auch die sichtbarste Uebereilung durch Zusammenraffen von Meinungen berühmter Männer, flüchtige Einfälle und Betrachtungen, hinlänglich ersetzt zu seyn scheinet. Eben also da er mit dem Daniel beschäftigt war, legten ihm zwo andächtige Frauenspersonen in Gallien, Hedibia und Algasia, durch einen nach Bethlehem reisenden Geistlichen, eine Anzahl Fragen über biblische Stellen vor, die er auch noch im Jahr 407. durch zwey Briefe beantwortete. In dem einen an die Hedibia, (Hier. ad Hedib. de Quaestionib. XII. p. 167. sq. T. IV. P. I. Opp. ed. Martian.) kommen verschiedene Zweifel über die Auferstehungsgeschichte Christi, aber auch andere Anfragen über dunkle Stellen, zusammen zwölf, erörtert vor. So hatte Hedibia gefragt: warum Matthäus die Auferstehung Christi an den Abend des Sabbaths, Marcus hingegen in den Morgen deßelben setze? Diese Frage, schreibt der Verfaßer, läßt sich auf zweyerley Art lösen. Entweder, wir nehmen das Zeugniß des Marcus nicht an, weil es selten unter den evangelischen Geschichten gefunden wird, indem dieses lezte Kapitel fast in allen griechischen Handschriften fehlt; zumal, da er den übrigen Evangelisten zu widersprechen scheint. Oder beide Evangelisten haben die Wahrheit gesagt; so daß Marcus nur die Erscheinung des bereits früher auferstandnen Jesu vor der Maria

J. n. C. G. 363 bis 430. Magdalena erzähle. — Aber Matthäus und Johannes widersprechen doch einander, da jener die gedachte Erscheinung des Abends, dieser aber am Morgen geschehen läßt! Darauf antwortete Hieronymus: beyde Evangelisten haben einerley Zeit nur mit verschiedenen Nahmen belegt; Matthäus nennt eine bereits großentheils verfloßene Nacht, und Johannes den sich nähernden Anbruch des Tages. Es scheint mir auch Matthäus, der sein Evangelium hebräisch geschrieben hat, nicht sowohl abends als spät gesagt zu haben; sein Uebersetzer aber mag, verführt durch die Zweydeutigkeit des Worts, jenen Ausdruck an statt dieses gewählt haben. — Noch wurde er unter andern über den Sinn der Worte: Ich werde von nun an von dem Gewächse des Weinstocks nicht trinken, bis auf den Tag, da ich es mit euch trinken werde in meines Vaters Reich, befragt. Er versichert darauf, daß in diesen Worten keineswegs die Fabel von einem tausendjährigen Reiche Christi, und von irdischen Vergnügungen in demselben, liege; sondern daß sie den Leib und das Blut des Erlösers anzeigten, deßen die Christen theilhaftig würden.

Eilf andere Fragen beantwortet er der Algasia in dem folgenden Briefe; (p. 187. sq. l. c.) und auch davon müßen hier einige Proben stehen. Die vier ersten sind aus dem Matthäus genommen: und er beruft sich daher auf seinen Commentarius über diesen Evangelisten; sie sind aber auch eben nicht erheblich. — Eine andere, über das Gleichniß vom ungerechten Haushalter, beantwortet er hauptsächlich mit einer Stelle des Theophilus von Antiochien, welcher darunter den Apostel Paulus verstand. — Die Umschweife, welche der Verfaßer hier macht, ehe er die Frage aufklärt, wenigstens nach seiner Meinung, trifft man auch ziemlich bey der fol-

genden

genden über die Stelle an: **Es stirbt kaum jemand für den Gerechten; für den Guten dürfte noch vielleicht jemand sterben.** (Röm. C. V. v. 7.) Aus dieser nicht verstandenen Stelle, sagt er, haben zwo Ketzer eine Gelegenheit genommen, gleich gottlos zu lästern. **Marcion**, der zween Götter einführt: den gerechten, oder den Urheber des Gesetzes und der Propheten, und den guten, den Vater Christi, von dem die Evangelien und die Apostel herkommen sollen, behauptet, daß für jenen niemand oder nur wenige gestorben wären; für diesen hingegen hätten unzählige Märtyrer den Todt gelitten. Auf der andern Seite nennt Arius Christum den Gerechten, und Gott den Vater den Guten. Man könnte zwar, fährt er fort, diese Stelle ungekünstelt so erklären, daß unter dem alten Gesetze, in welchem Gerechtigkeit war, wenige ihr Blut vergoßen hätten; unter dem neuen aber, in welchem Güte und Gnade ist, desto mehr Märtyrer gewesen wären. Aber die Worte dürfte und vielleicht erlauben diesen Verstand nicht; man muß also den wahren im Zusammenhange aufsuchen. Es ist dieser: Für Gottlose sterben, ist eine unglaubliche Güte und Gnade, da es schon etwas so Seltenes ist, daß jemand für einen gerechten und guten Menschen sein Leben läßt. Einige legen diese Stellen so aus: Wenn Er für uns Gottlose und Sünder gestorben ist, wie vielmehr müßen wir für den gerechten und guten Christum das Leben hingeben! Gerecht und gut ist hier nicht verschieden; es zeigt auch keine Person, sondern überhaupt eine edle Sache an. — Bey Coloß. C. II. v. 18. 19. worüber er auch befragt worden war, merkt er an, daß man hier, wie an andern Orten, ein Beispiel von der geringen Geschicklichkeit des Apostels sehe, einen geheimen Sinn in einer ihm wenig geläufigen Sprache auszudrücken. Es fänden sich in dieser Stelle ver-

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C.G. 363 bis 430. schiedene den Ciliciern, unter welchen er von Jugend auf das Griechische gelernt habe, eigenthümliche Redensarten, auch sonst bey ihm Sprachfehler. Uebrigens warne er hier vor den fleischlichen Deutungen der Schrift, und vor der Anhänglichkeit an die jüdischen Cärimonien. — In einer andern Stelle des Apostels, welche die lezte Frage betrift, (2. Theß. C. II. v. 3.) glaubt Hieronymus die Vorherverkündigung zu sehen, daß erst die Völker von dem römischen Reiche abfallen, und der Antichrist sich in der Kirche für den Sohn Gottes ausgeben werde, ehe Christus in seiner Herrlichkeit erschiene.

Um diese Zeit bot sich ihm eine besondere Gelegenheit dar, die mönchsmäßige Enthaltsamkeit in einem für sie fremden Stande eifrig zu empfelen. Ein gewißer Rusticus, vermuthlich in Gallien, war mit seiner Frau Artemia übereingekommen, daß sie allen vertraulichern ehelichen Umgang mit einander aufheben wollten, um desto geschickter zum Gebete zu seyn. Er brach diese Verabredung in kurzem. Seine Frau aber, welche standhafter dabey verblieb, wurde von ihm durch einen feindlichen Einfall getrennt, kam nach Palästina, und klagte dem Hieronymus ihr Schicksal. Dieser hielt sich auch darum berechtigt, an ihren Ehemann zu schreiben, weil derselbe ihr eidlich versprochen hatte, an die heiligen Oerter des gedachten Landes zu kommen, damit er seine Beßerung befestigen möchte. Darauf dringt also Hieronymus, (Epist. XC. p. 734. sq. T. IV. Opp. P. II. ed. Mart.) und bedient sich dazu theils Gründe und bildlicher Vorstellungen, die leicht zu errathen sind, theils einer Menge zusammengerafter biblischer Stellen, in denen allgemeine Ermahnungen und Warnungen an Sünder, die sich beßern sollen, aber gar keine Spuren dieses Falles vorkommen, der schon lange von den Lehrern der Kirche sehr schief beurtheilt wurde.

Noch

Noch waren drey von den sogenannten größern J. n.
Propheten übrig, um durch ausführliche Com- C.G.
mentarien des Hieronymus aufgeklärt zu werden: 363
und auch dieses leistete er noch in einem achtzigjähri- bis
gen Alter. Eine solche Arbeit über den Jesaias 430.
hatte er bereits der Paula, und ihrem Schwiegersohne, dem Pammachius, versprochen; nach dem Tode der erstern aber, bewürkte es ihre Tochter Eustochium, daß er dieselbe in den Jahren 408. und 409. vollendete, (Expositio Iesaiae Proph. Libri XVIII. p. 1 - 516. T. III. Opp. ed. Mart.) Es ist das weitläuftigste unter allen seinen Werken. Warum es zu einer solchen Größe angewachsen sey, lehrt schon seine allgemeine Vorrede zu demselben. Dieses Buch, sagt er, (p. 3.) enthält alle Geheimniße des Herrn; die ganze Geschichte des Welterlösers; die Physik, Ethik und Logik; auch die übrige heilige Schrift, alles was die menschliche Zunge vorbringen, und menschlicher Verstand faßen kann. Der Verfaßer hat selbst von den Geheimnißen deßelben ein Zeugniß abgelegt. (C XXIX. v. 11. 12.) Man darf auch keineswegs mit dem Montanus träumen, daß die in der Entzückung redenden Propheten selbst nicht gewußt hätten, was sie redeten; vielmehr sind ihre Schriften desto mehr mit Weisheit erfüllt, je beßer sie alles verstanden. Daher muß, nach der historischen Wahrheit, alles geistlich genommen werden: Judäa und Jerusalem, Babylon und die Philister, Moab und Damaskus, Aegypten, und alles übrige." Er fügt noch hinzu, daß unter den Lateinern der einzige Victorinus, von Griechen aber Origenes, Eusebius Pamphili und Apollinaris, Erklärungen dieses Propheten geschrieben hätten, und daß es ihm die Lateiner, denen Schriftauslegungen ekelhaft wären, nur Beredsamkeit gefiele, schwerlich verzeihen würden, über diesen Propheten sich so sehr ausgebreitet zu haben. Das ist es alles,

J. n. C. G. 363 bis 430. und also überaus wenig, was man in dieser Einleitung zu dem ganzen Werke erfährt. Die Erklärung nimmt sogleich ihren Anfang; auch sind die Vorreden zu jedem Buche großentheils noch unerheblicher. In der dem achtzehnten Buche vorgesetzten, versichert Hieronymus sogar, daß er bey aller Ausführlichkeit weit weniger gesagt habe, als die Dunkelheit der Sachen erforderte. Sonst aber spricht er daselbst einiges von der Verschiedenheit der Meinungen über theologische Lehrsätze, besonders über die Auferstehung der Todten, den Zustand der Seelen und des menschlichen Leibes, die göttlichen Verheissungen, und den Verstand der Offenbarung Johannis. Nimmt man, schreibt er, diese nach dem Buchstaben: so muß man jüdischen Erwartungen nachgehen; erklären wir sie aber, wie sie geschrieben ist, geistlich: so werden wir der Meinung vieler Alten widersprechen, dem Tertullianus, Victorinus, Lactantius, und unter den Griechen, um nur diesen einzigen zu nennen, dem Irenäus, wider welchen Dionysius von Alexandrien ein schönes Buch geschrieben hat, worinne er die Fabel von tausend Jahren verlacht. Diesem hat wiederum Apollinaris geantwortet, und nicht nur bey seiner Parthey, sondern auch bey den unsrigen, sehr viele Anhänger gefunden. Ich sehe daher voraus, wie vieler Wuth ich gegen mich erregen werde; ich beneide sie auch nicht darum, wenn sie die Erde so sehr lieben, daß sie auch im Reiche Christi etwas Irdisches verlangen; und glaube dennoch die Auferstehung eines würklichen, aber unsterblichen, nicht mehr zum Eßen und Trinken bestimmten Körpers.

Hier blickt nicht allein die alte Uneinigkeit der Schriftausleger seit dem Origenes, der Chiliasten und Allegoristen, sondern auch die Verlegenheit hervor, in welcher sich Hieronymus selbst befand, wenn

wenn er als Exeget den Ruf der Rechtgläubigkeit be- J. n.
haupten, und doch auch seinen Einsichten folgen C.G.
wollte. Bey einem Buche, wie die Weißagungen 363
des Jesaias sind, und über welches er so ausführlich bis
schreiben wollte, wäre die Untersuchung sehr wohl an- 430.
gebracht und selbst nothwendig gewesen, welches die sichern Merkmale sind, die vom Wortverstande zum bildlichen hinüberleiten? ob beide ihre bestimmten Gränzen haben, oder wohl gar öfters zusammenschmelzen? und ob es genug sey, bloß nach der Anleitung einer scheinbaren Analogie, bey allen den Gegenständen immer geistliche Deutungen zu machen, die bisweilen derselben fähig erkannt wurden? Allen diesen Fragen meint er dadurch auszuweichen, wenn er die historische oder Worterklärung überall voranschickt; aber auch eben so unfehlbar den geistlichen Sinn darauf folgen läßt: bloß aus dem seichten Grunde, weil es ein mit Geheimnißen angefülltes Buch sey.

Nach diesem vorläufigen Begriffe von der Erklärungsschrift des Hieronymus über den Jesaias, und nach allem, was bereits in seiner frühern Lebensgeschichte von der Methode gesagt worden ist, die er bey der Auslegung der Propheten beobachtet hat, unter deren Beispielen auch ein aus dem Jesaias gezogenes vorgekommen ist, (oben S. 43. fg.) kann die weitere Beschreibung dieses Werks desto kürzer seyn. Der Ruhm einer mannichfaltigen Gelehrsamkeit, den man demselben beizulegen pflegt, ist in sofern gegründet, daß er philologische und historische Erläuterungen genug eingestreuet hat, die man nützen kann. Doch ist es meistentheils mehr Gedächtnißwerk und Sammlung des belesenen Schriftstellers, als beurtheilende Wahl und Anwendung. Er behilft sich nicht selten auch da mit Muthmaaßungen, wo er etwas entscheidender schreiben könnte; wie wenn er C.

J. n. C. G. 363 bis 430.

II. v. 16. (p. 28. sq.) über das daselbst genannte Tharschich allerley von ungleichem Werthe zusammenträgt; gerade an das spanische Tartessus nicht gedenkt, und es daher zuletzt für das Rathsamste hält, unter jenem Nahmen das Meer überhaupt zu verstehen, weil doch Jonas, auf seiner Schiffahrt aus dem Hafen von Joppe, nicht nach Indien habe gelangen können. Daß er nicht sowohl gefragt habe, wo sich würkliche Weißagungen finden; sondern solches in unzähligen Stellen als bekannt angenommen, auch für ihre Erfüllung vieles in Bereitschaft gehabt habe, versteht sich von selbst. Zwo der berühmtesten Stellen von dieser Art können hier zum Beispiele seiner Behandlung dienen. Bey der erstern, (C. VII. v. 14. fg.) dringt er darauf, daß Gott ein neues und wunderbares Zeichen habe geben müßen; welches aber nicht geschehen seyn würde, wenn bloß eine junge Frauensperson, wie die Juden wollen, nicht eine Jungfrau, gebohren hätte. Zwar giebt er zu, daß hier der hebräische Nahme einer Jungfrau nicht stehe; dafür aber werde das Wort Alma gebraucht, welches alle Uebersetzer, bis auf die Alexandriner, durch junge Frauensperson (adolescentula) gegeben hätten. „Doch jenes Wort, fährt er fort, ist bey den Hebräern zweydeutig: denn es bedeutet auch eine Verborgene. Mithin heißt es hier eine Jungfrau, welche niemals von Männern gesehen, sondern von ihren Eltern sorgfältig bewahrt worden ist. Auch in der punischen Sprache, welche aus der Quelle der Hebräer fließen soll, wird eine Jungfrau eigentlich Alma genannt. Und, damit wir den Juden Gelegenheit zum Lachen geben, bedeutet selbst in unsrer Sprache alma, die heilige. Denn die Hebräer bedienen sich Worte aus fast allen Sprachen; so haben sie das Griechische φορεῖον (Hoheslied C. III. v. 9.) und das Lateinische nugae, auch mensura, aufgenommen. So viel ich mich erinnere,

habe

habe ich niemals Alma von einer verheyratheten Frauensperson gelesen; sondern immer von einer Jungfrau in jungen Jahren. — Das Wort Karathi, welches hier alle durch du wirst nennen, gegeben, kann auch übersetzt werden: sie wird nennen. Da auch die Evangelisten und Apostel, bey Anführung biblischer Stellen, dem Sinne derselben, nicht der Ordnung der Worte folgen: so hat auch hier in diesen Matthäus einiges verändert. Die Juden ziehen diese Prophezeiung auf den Ezechias, Sohn des Achas, weil unter seiner Regierung Samaria erobert worden sey; allein dieses kann man nicht billigen: denn Ezechias war schon neun Jahre alt, als Achas den Thron bestieg; man müßte denn auf eine höchst gezwungene Art sagen, das sechszehnte Jahr der Regierung des erstern, da Samaria eingenommen ward, werde seine Kindheit genannt. Einer unsrer Schriftausleger behauptet, der Prophet habe zween Söhne gehabt, Jasub und Immanuel; der leztere sey von seiner Frau zum Vorbilde des Erlösers gebohren worden; jener, deßen Nahme verlassen oder umkehrend bedeute, zeige das verlaßene und einst zurückkehrende jüdische Volk; dieser aber, Gott mit uns, die Berufung der Heyden, seit der Menschwerdung des Sohnes Gottes, an." Man kann nicht sagen, daß der Verfaßer, mitten unter diesem Gemengsel von nützlichen und seichten Materialien, seine eigene Meinung recht einleuchtend und mit Gründen auf allen Seiten befestigt, dargestellt hätte; ob er gleich einiges, was dazu dienen kann, beygebracht hat. Da er eine eigentliche Weißagung der Geburt Jesu hier festsetzt, so giebt er darüber folgende Umschreibungen: „Dieser Knabe, welcher von einer Jungfrau gebohren werden wird, o Haus Davids! soll von dir jezt Gott mit uns genannt werden, weil du durch die Sache selbst, nemlich befreyet von zwey Königen, beweisen wirst, daß du Gott ge-

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. genwärtig hast, und daß derjenige, welcher nachher
C. G. Jesus, oder der Erlöser des menschlichen Geschlechts,
363 bis heißen wird, jezt von dir Immanuel genannt
430. werde." Und bald darauf: „O Haus Davids! dem
von Gott befohlen wird, daß du in Gefahren den
Nahmen Immanuels anrufen sollst, verwundere
dich nicht über die Neuheit der Sache, wenn eine
Jungfrau Gott gebährt, der so viel Macht hat, daß
er, wenn er gleich lange nachher erst gebohren wird,
dich auf dein Anrufen, jezt schon befreyet! Denn er
ist derjenige, den Abraham gesehen, und der mit dem
Moses geredet hat. Ich will auch etwas noch wunderbareres sagen: damit du nicht glauben mögest, er werde nur zum Schein gebohren, so wird er die Speisen der Kindheit, Butter und Milch, genießen. Und obgleich der Evangelist erst viele Jahrhunderte darnach von ihm bezeugt, daß er an Weisheit, Alter und Gnade bey Gott und den Menschen zugenommen habe; alles, um die Wahrheit seines menschlichen Körpers zu beweisen; so wird er doch, noch in Windeln eingewickelt, das Gute und das Böse schon richtig beurtheilen können." — Bey der zweyten dieser berühmten Stellen, (C. LII. v. 13. fgl. und C. LIII.) sezt Hieronymus voraus, daß man daselbst an sonst niemand unter dem Nahmen des Knechtes Gottes, als an seinen Sohn, denken könne; zumal, da er eben dieses schon im 42sten Hauptstücke, wo deßelben ebenfals gedacht wird, als ausgemacht angesehen hatte. Ob es ihm gleich darauf leicht werden mußte, von allen einzelen Zügen des prophetischen Bildes eine gleiche Anwendung zu machen; so hat er sich doch dieses dadurch wieder schwerer gemacht, daß er zugleich neben der ohnehin sehr wörtlichen lateinischen Uebersetzung, auch noch die von derselben oft abweichende Alexandrinische zu erklären sucht. So schreibt er über die Worte des 8. Verses: Propter scelus populi mei percussit eos, oder nach den Alexandrinern: Ab

iniquitatibus populi mei ductus est ad mortem, J. n.
hierinne liege ein doppelter Verstand. Denn entwe- C. G.
der habe er die Verfolger und Bösen seines Volks 363
durch seinen Todt geschlagen; oder er sey wegen der bis
Größe der Sünden des ihm eigenen Volks zum Tode 430.
geführt worden, damit er es durch seinen Todt zum Leben zurückführen möchte. Eben so, wenn es weiter heißt: Ipse dedit impios pro sepultura sua, et divitem pro morte sua; oder nach der andern Uebersetzung: pessimos pro sepultura eius, et divites pro morte eius, so sollen dadurch beide Völker, durch die Gottlosen die heydnischen, und durch die Reichen, oder die Besitzer des Testaments, der Gesetzgebung und der Propheten, die Israeliten angedeutet werden. Der Herr hat deswegen gelitten und ist begraben worden, um sich aus beiderley Völkern eine Kirche zu sammeln. Oder man kann auch sagen, daß Gott die Schriftgelehrten und Pharisäer, die Sadducäer, Priester und Hohepriester, welche vorher im Volke herrschten, und nur zu reich waren, nach dem Leiden des Herrn den Römern übergeben, und einer ewigen Knechtschaft unterworfen habe.

Ehe noch Hieronymus diese Auslegung des Jesaias vollendete, schrieb er vermuthlich im Jahr 409. einen langen Brief an die Ageruchia, welche auch Gerontia genannt wird, eine junge, vornehme und reiche Wittwe, um sie von der zweyten Ehe abzuhalten. (Epist. XCI. p. 740 - 749. Tom. IV. P. I. Opp. ed. Martian.) Man weiß es schon aus seiner Lebensgeschichte, (oben S. 71. 149.) und aus den Auszügen in einem andern Theil dieser Geschichte, (Th. VIII. S. 342. fg. 373. fg.) wie sehr diese Materie unter seine beliebtesten gehört habe. Er wußte sie daher auch auf allen Seiten zu bearbeiten, und persönliche oder Zeitumstände, die sich dabey darboten, geschickt zu nützen. Das sagt er selbst im Anfange dieses Schreibens, wo er der Ageruchia sogleich viele

J. n. C. G. 363 bis 430. Frauenzimmer aus ihrer Anverwandtschaft vorhält, die beständig im Wittwenstande geblieben wären; so daß sie eben diesen Stand, wie er sagt, ihrer Familie wieder zu erstatten schuldig wäre; zumal da ihr Sohn auch den Vorwand zu einer zweyten Ehe wegräume. Hierauf beantwortet er den Einwurf, der von Pauli Erlaubniß für die Wittwen, sich zu verheyrathen, (1. Timoth. C. V. v. 14.) hergenommen wurde. Er hatte dieses schon in dem Schreiben an die Salvina (Th. VIII. S. 375.) gethan: hier geschieht es zwar nicht mit so äußerst anstößigen Erläuterungen, wie dort; aber im Grunde läuft es wiederum darauf hinaus, der Apostel habe in dieser Stelle nicht sowohl gesagt, was er wolle, als was man ihn zu wollen nöthigte, nemlich durch den Mangel an Enthaltsamkeit bey den jungen Wittwen. Ausserdem häufft er noch verschiedenes über einander zur Empfelung des Wittwenlebens; wie zum Beispiel, die Gewohnheit der Kirche, keinem zweymal verheyratheten ein Lehramt anzuvertrauen, oder einer zweymaligen Wittwe Almosen zu reichen. Sogar im Heydenthum sucht er, nicht immer sehr paßende, Muster von weiblicher Keuschheit auf; versichert, daß er die zweyte Ehe nicht verdamme, wohl aber, um ihres Werths Willen, die einzige lobe; wünscht, daß Ageruchia gar keine solche aufmunternde Geschichten kennen möge, wie er zu Rom an einem Ehemanne, der zwanzig Weiber begraben, und an einer Frau, welche an den zwey und zwanzigsten Mann verheyrathet war, gesehen hatte, indem von solchen eben das gelte, was der Erlöser zur Samariterinn von ihren vielen Ehemännern sagte; und bringt insonderheit vieles aus der Bibel von Begebenheiten, Lehren, vermeinten Sinnbildern, und dergleichen mehr, bey, was die zweyte Ehe widerrathen soll; worunter selbst die Ehe des Adam und Eva den Anfang macht. Nachdem er noch allerhand warnende Er-

Erinnerungen beygefügt hat: kömmt er auf das große Unglück, welches eben damals das römische Reich durch den verwüstenden Einfall so vieler deutschen Nationen in Gallien betroffen hatte, und deßen Betrachtung, nach seiner Meinung allein hinlänglich seyn kann, die Ageruchia, welche auch viel dadurch verloren hatte, von einer neuen Ehe abzuschröcken. Diese Abschilderung ist in der That rührend; er scheint sogar dem Reiche überhaupt den Untergang zu verkündigen; wenn man anders die alte Leseart, welche Martianay verworfen hat, annehmen darf.

J. n. C. G. 363. bis 420

In eben diese Zeit fällt auch das Schreiben des Hieronymus an den Julianus, einen vornehmen Mann in Dalmatien, oder einer benachbarten Provinz, (Epist. XCII. p. 750. sq. loc. cit.) deßen Bruder, bey seiner Anwesenheit zu Bethlehem, sich dasselbe ausbat. Julianus hatte bald nach einander zwo junge Töchter, und eine geliebte Frau verloren; die Heyrath seiner noch übrigen Tochter erweckte ihm viel Betrübniß, und sein Vermögen hatte durch die Verheerungen der Barbaren ungemein viel gelitten. Gleichwohl ertrug er alles dieses Unglück, das ihn Schlag auf Schlag traf, nicht nur mit Gelaßenheit, sondern auch mit frölichem Gesichte, und vergaß sein Leid völlig über der Einweihung einer Märtyrerkirche. Man erwartet vermuthlich, daß ihn Hieronymus deswegen hoch preisen werde; allein, vielleicht weil andere dieses schon gethan hatten, oder weil er ihn auf dem besten Wege zu seyn glaubte, es in der Selbstverleugnung noch weit höher zu bringen, meldet er ihm vielmehr, er wolle ihn nicht durch Schmeicheley hintergehen, und durch schlüpfriges Lob stürzen; er sey noch ein sehr junger Soldat, und könne mit dem Hiob noch gar nicht verglichen werden; viel, oder eigentlich alles, sey noch für ihn zu thun übrig. So rühmlich sein Betragen, auch die Stiftung von

Klö-

J. n. C. G. 363 bis 430. Klöstern, und Unterhaltung vieler Heiligen auf den Inseln bey Dalmatien durch ihn sey: so möchte er doch bedenken, daß Gott nicht bloß seine Reichthümer, sondern ihn selbst verlange; daß er, kurz zu sagen, alles aufgeben, und ein Mönch werden müße. — Das Schreiben an den Diakonus Sabinianus, einen heuchlerischen Bösewicht, der dem Hieronymus zu Bethlehem selbst so viel Verdruß verursachte, wie bereits anderswo erzählt worden ist, (Th. VIII. S. 376.) ist allem Ansehen nach auch in diese Jahre zu setzen.

Schon war Hieronymus im Begriff, wie er dem Pammachius und seinen Freundinnen mehrmals versprochen hatte, auch eine Erklärungsschrift über den Ezechiel auszufertigen, als ihm die Nachricht von der Eroberung und Plünderung Roms durch den Alarich, im Jahr 410, von dem fast um gleiche Zeit erfolgten Tode des Pammachius, der Marcella, und vieler andern bekannten Christen in der dortigen Gegend, allen Muth dazu entriß. Anfänglich konnte er, wie er selbst schreibt, (Prolog. Explan. in Ezech. p. 698. T. III. Opp. Mart.) bey Tage und bey Nacht an nichts anders denken, als an die allgemeine Noth; er glaubte ein Mitgefangener so vieler Christen zu seyn, und die Betrübniß schloß ihm den Mund. Nach einiger Zeit aber legte sich sein Schmerz, und das dringende Anhalten der Eustochium bewog ihn, diese Arbeit wieder vorzunehmen, deren Schwierigkeiten die Juden selbst dadurch, sagt er, zu erkennen gegeben hätten, daß sie den Anfang und das Ende dieses Propheten, eben so wenig als den Anfang der mosaischen Geschichte und das Hohelied, jemanden zu lesen erlaubten, der nicht das priesterliche Alter von dreyßig Jahren zurückgelegt hatte. Er mußte jedoch auch nachher die Fortsetzung des Werks, wegen der traurigen Verwirrung

ieser Zeiten, mehr als einmal unterbrechen. Bald J. n. C. G. 363 bis 430.
rschütterte ihn der Anblick so vieler Unglücklichen
eiderley Geschlechts, die von Rom nach Bethle-
em flüchteten, ehemals in allem Ueberfluß gelebt
atten, nunmehr bis zum Betteln heruntergebracht
waren; er konnte ihnen nicht helfen, und vermischte
wenigstens seine Thränen mit den ihrigen. (Praefat.
Libr. III. Explanat. in Exech. p. 745. l. c.) Bald
nöthigte ihn im Jahr 411. der Einfall der Araber in
ie benachbarten Länder, und in Palästina selbst, wo
ie gleich einem Strohm alles überschwemmten, in
er größten Schnelligkeit auf seine Rettung bedacht
u seyn. (Epist. ad Marcellin. et Anapsycham, p.
143. ed. Mart.) Auch die Schwäche seiner Augen
n einem so hohen Alter, wegen welcher er sich he-
räische und griechische Schriften meistentheils vorle-
en laßen mußte, ließ ihn langsamer fortschreiten.
Praef. Libr. VII. p. 841. l. c.) Allein er gestand
nicht weniger frey, daß ihn auch die Dunkelheit des
u erklärenden Buchs auf seinem Wege zurückhalte;
hne die wiederholte Bitte der Eustochium würde
r sein Werk haben liegen laßen, da er schon sehr weit
arinne gekommen war. (Libr. XI. et Praef. Libr.
XII. p. 976. loc. cit.) Er vollendete es erst im Jahr
414. oder im folgenden.

Ohne dasjenige zu wiederholen, was schon bey andern prophetischen Schriften, über die Auslegungsart des Hieronymus angemerkt, und durch Beispiele bestätigt worden ist, braucht hier, wo sie gleichfals herrscht, nur wenig zur Erläuterung derselben aus seinem Commentarius angeführt zu werden, damit man urtheilen könne, ob der Verfaßer hier glücklicher gewesen sey, als bey andern Büchern von ähnlichem Inhalte. Eine eigentliche Einleitung in die Weissagungen des Propheten, seine Geschichte, seine Schreibart, und andere lehrreiche Umstände, hat

er

J. n. C. G. 363 bis 430.

er auch hier nicht vorangehen laßen. Hingegen hält er sich nur zu lang, selbst für geduldige Leser, bey der Deutung der **vier Thiere und Räder Ezechiels** auf: nicht bloß, um zu zeigen, wie wohl sie sich zu Bildern der vier **Evangelisten** schicken; sondern auch mit Meldung anderer der seltsamsten Einfälle über dieselben, wenn er sie gleich nicht billigt. — Bey C. IV. v. 12. glaubt er würklich, daß der Prophet das Gerstenbrodt mit **Menschenkoth** habe bedecken sollen; noch geschmackloser ist der geistliche Verstand, den er hier zu finden glaubt. Den **Thammuz** (C. VIII. v. 14.) übersetzt er zwar gerade zu und richtig **Adonis**; vergißt aber auch hier nicht, in den ihn beweinenden Weibern die weibischen Gemüther darzustellen, welche sich über irdisches Gute oder Uebel zu sehr freuen oder betrüben. — Im Anfange des 16ten Hauptstücks faßt **Hieronymus** das ganze, so kühn und weitläufig ausgemalte Bild von der Untreue und Undankbarkeit der Israeliten, gewißermaaßen zusammen; doch behält er es in der Folge nicht so festgestellt vor den Augen, wie es bey der Erklärung selbst nöthig wäre, und dähnt insonderheit einzele Züge deßelben, hauptsächlich durch seine spitzfindigen mystischen Deutungen, höchst unangenehm, aber auch ungeschickt aus. Er meint sogar, Jerusalem könne in diesem Bilde auf vielerley Art verstanden werden: entweder von der Stadt, welche die **Babylonier** und **Römer** verbrannt haben; oder von der **Kirche**, welche gar wohl ein Gesicht des Friedens heißen kann; oder von den **Seelen** einzeler **Menschen**, welche Gott im Glauben sehen. Nur setzt er hinzu, die Deutungen vieler vom himmlischen **Jerusalem** nehme die Kirche nicht an, weil man sonst mit diesen Auslegern (den **Origenisten**) die gegenwärtige ganze Weissagung vom Umsturz, von der Marter und Wiederherstellung der himmlischen Mächte auslegen müßte. Da eben dieses gedachte

Bild

Bild im 23sten Hauptstücke wiederholt wird: so fühlt er zwar einmal (p. 856.) das Unnatürliche einer tropologischen Deutung; fährt aber dennoch fort, dieselbe überall anzubringen. — Ueber die lehrreiche Stelle von Tyrus und deßen ausgebreiteten Handel, (C. XXVII.) macht er allerhand gelehrte und brauchbare Anmerkungen; gleichwohl muß man sich wundern, daß er hin und wieder der Wahrheit nicht näher gekommen ist. So versteht er v. 12. unter Tharschisch sehr unwahrscheinlich Carthago, und verfällt, an statt einer genauern Untersuchung, sogleich wieder auf einen geheimen Sinn. Bey dem 15ten v. kann er anfänglich nicht begreifen, warum die Alexandriner aus Söhnen Dadan, Söhne der Rhodier gemacht haben; muthmaaßt aber darauf, sie möchten wohl Radan gelesen haben; findet auch Rhodus für diesen Platz recht schicklich. — Mit Vergnügen sieht man ihn das im sieben und dreyßigsten Hauptstücke von der Auferstehung der Todten hergenommene Bild der Wiederherstellung der israelitischen Nation und ihres Reichs, treffend erklären. Er beschreibt zwar auch die Meinung derer, welche hier die künftige Auferstehung annehmen; setzt ihr aber Gründe entgegen, und verlangt zugleich, daß man ihn nicht in den Verdacht ziehen möge, als wenn er jene Lehre leugnete; die vielmehr selbst dadurch, daß sie als Sinnbild hier gebraucht wird, bestätigt werde. — Am wenigsten trauet er sich in der Erklärung des so ausführlich vom Ezechiel abgeschilderten Tempels zu. Hierinne gesteht er seine Unwißenheit; er war schon entschloßen, lieber nichts davon, als zu wenig zu sagen; ließ sich aber doch von seiner Freundinn, welche lieber etwas Licht, als gar keines darüber empfangen wollte, bereden, sich auch daran zu machen. (p. 976.) Unterdeßen muß man sich in der Folge gar bald über diese schüchterne Bescheidenheit des Verfaßers wundern; so leicht wird

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

es ihm auf der Bahn, die ihm sehr geläufig war, auch hier alles umständlich und genau zu erklären. Mit einem Worte, es ist der mystische Tempel, wie er ihn nennt, (p. 980.) „von dem zwar die Juden hoffen, daß er buchstäblich, bey der Zukunft ihres Christus, oder vielmehr Antichrist, gebauet werden soll; den wir aber auf die Kirche Christi ziehen, und täglich in seinen Heiligen erbauet sehen." Dieses einmal ohne allen Beweis vorausgesetzt, werden nunmehr Aehnlichkeiten von jeder Art in Nahmen, Bildern und Vorstellungen überhaupt, aus der heiligen Schrift und aus dem Christenthum, aber auch mit Hülfe der Einbildungskraft, aufgesucht, um jene Bedeutung des Tempels glaublich zu machen. Es ist sehr begreiflich, wie es damit zugegangen sey. Paulus und Petrus sagen ausdrücklich, daß die Christen auf ihren Erlöser, als auf den Eckstein, und lebendigen Stein, und zum geistlichen Hause erbauet worden wären; daß solches auf den Grund der Apostel und Propheten geschehen sey; der erstere wünscht noch besonders den Ephesiern, so fest gegründet zu seyn, daß sie die Breite, die Länge, die Tiefe und die Höhe mit allen Heiligen begreifen möchten; mithin zielen sie offenbar auf diesen geistlichen Tempel. Das östliche Thor des Tempels ist wohl kein anders, als wovon es im Psalm heißt: Dies ist das Thor des Herrn; die Gerechten werden durch daßelbe hineingehen. Wenn unter den Maaßen des Tempels zwo Ellen vorkommen: so wird dadurch entweder das alte und neue Testament, oder der Buchstabe und der Geist, oder das Geheimniß der Zange angedeutet, mit welcher beym Jesaias Kohlen vom Altar geholt wurden, um seine Lippen zu reinigen; — doch dieser Auszug wird schon, da er kaum angefangen ist, viel zu ekelhaft, als daß er nur noch einige Schritte weiter fortgesetzt werden könnte. Man muß in der

That, bey aller Gefälligkeit des Verfaßers gegen seine Freundinn, darüber erstaunen, daß Hieronymus ein seines Verstandes so unwürdiges Spiel auf so vielen Seiten (p. 980 - 1072.) hat aushalten können. Freylich entschuldigt er sich damit, daß der Buchstabe hier sehr dunkel, und beinahe gar nicht sichtbar sey; (p. 981.) er schreibt es auch der Gnade Christi und der Leitung des heiligen Geistes zu, wenn er etwas in dieses Verborgene einzudringen im Stande sey. (Praefat. Libr. XIV. p. 1038.) Allein er gewinnt durch diese frommen Wendungen so wenig, als die Leser durch einige Erläuterungen der Sprache und der Alterthümer, oder durch seine Vergleichung der griechischen Uebersetzungen mit einander, und mit dem hebräischen Texte.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Kaum hatte er dieses lange Werk zu Stande gebracht, als er ein ähnliches über den Jeremias zu schreiben anfieng. Es ist die lezte seiner größern biblischen Erklärungsschriften; aber auch die einzige, welche er nicht geendiget hat. Im Jahr 415. hatte er schon sechs Bücher, welche die ersten zwey und dreyßig Hauptstücke in sich faßen, ausgefertigt: und weiter mag er auch darinne nicht gekommen seyn. (Explanat. in Ierem. Prophet. p. 526 - 598. loc. cit.) In der Vorrede an den Eusebius von Cremona versichert er, daß er über dieses prophetische Buch, in welchem so viel Geschichte enthalten sey, und so vieles an sich deutliche vorkomme, nur kurze Erläuterungen mittheilen werde; zumal da er manches hieher gehörige schon über die andern Propheten gesagt habe. Desto weniger Stoff hat er auch hier zu auszuzeichnenden Merkwürdigkeiten hinterlaßen, indem die einzelen Anmerkungen über Wörter, Gegenden, Gebräuche, und dergleichen mehr, so wie seine ganze Auslegungsmethode, nunmehr bekannt genug sind. Zu mystischen Deutungen fand er in diesem Buche

J. n. C.G. 363 bis 430. nicht viel Veranlaßung. Auserlesene Bemerkungen aber über die innere Einrichtung des Buchs, über das Eigenthümliche seiner prophetischpoetischen Sprache, und andere Seiten deßelben, die dem gemeinen Ausleger entgehen müßen, weil er alles gethan zu haben glaubt, wenn er einen oder etliche Verse in seiner Erklärung zusammen nimmt; diese trifft man hier eben nicht an. Fast nur eine einzige möchte man ausnehmen, nemlich die in der ersten Vorrede beygebrachte, daß Hieronymus die durch die Abschreiber gestiftete Verwirrung im Jeremias aufgehoben, vieles Fehlende aus der hebräischen Urschrift ergänzt, und also den Propheten in einer neuen Gestalt aufgestellt habe. Allein er redet hier nur von der gewaltigen Abweichung, die sich zwischen dem Texte und der alexandrinischen Uebersetzung fand. Auf die Unordnung, die im Texte selbst in der Stellung der Weißagungen in Absicht auf die Zeitfolge herrscht, nahm er keine Rücksicht.

Ohne Zweifel haben ihn sein Alter, die Angelegenheiten seines immer lebhaft fortdauernden Briefwechsels, und eine neue Streitigkeit, an welcher er Antheil nahm, verhindert, diesen Commentarius zu Ende zu bringen. Noch im Jahr 411. schrieb er an den Marcellinus, und die Anapsychia, vielleicht deßen Gemahlinn, in Africa, welche ihn gefragt hatten, wie die Seelen entstünden? (Epist. LXXVIII. p. 642. sq. ed. Martian.) und verwies sie theils auf dasjenige, was er in seiner Schutzschrift wider den Rufinus (Th. X. S. 184. fg.) hierüber gesagt hatte; theils auf die Belehrung des Augustinus. — In eben dieses Jahr gehört auch vermuthlich sein merkwürdiges und langes Schreiben an den Rusticus, einen jungen Mönch in Gallien, dem er viele beredte Vorschriften und Warnungen zur glücklichen Beobachtung der Pflichten seines Standes

giebt; (Epist. XCV. p. 769. sq. loc. cit.) aus dem J. n.
man aber schon anderwärts einen Auszug gefunden C.G.
hat. (Th. VIII. S. 347 = 349.) — Gleichergestalt 363
hat man in dem eben genannten Theil dieser Geschichte, bis 430.
(S. 350. und noch vollständiger in einem der vorhergehenden, (Th. VI. S. 57. fg.) einiges von der Lobschrift gelesen, welche Hieronymus im Jahr 411. oder 412. der eben verstorbenen Marcella, in einem Schreiben an ihre Freundinn Principia, gewidmet hat. (Epist. XCVI. p. 778. sq.) Niemand darf es leugnen, daß in dieser, wie in andern seiner ähnlichen Schriften, manche rührende und sonst angenehm gedrehte Stellen vorkommen; nur muß man es bedauern, daß der immerwährende Kreis, in dem sich so viele Beredsamkeit herum windet, Empfelung des Klosterlebens ist. — Das ist denn auch der Inhalt seines ohngefähr um gleiche Zeit an seinen Freund Gaudentius abgelaßenen Briefs, (Epist. XCVIII. p. 796.) worinne er ihm zeigt, wie er seine Tochter Pacatula, die nur noch ein Kind war, völlig so erziehen müße, damit sie dereinst ihr Leben freywillig als eine Nonne zubringen möge. Den Hauptbewegungsgrund zu diesem Rathe nimmt er von dem damaligen allgemeinen Elende des Reichs her. Pacatula, schreibt er, die zu einer solchen Zeit gebohren ist, wird eher Thränen, als Lachen kennen lernen; sie mag denken, daß die Welt immer so gewesen sey; unwißend über die vergangene Zeit, mag sie das Gegenwärtige fliehen, und nur nach dem Zukünftigen verlangen!

Obgleich ein anderes Schreiben, welches Hieronymus im Jahr 414. an die Demetrias abgehen ließ, (Epist. XCVII. p. 784-796. ed. Martian.) wiederum eben dieselbe Absicht mit dem vorhergehenden hat; so war doch die Veranlaßung dazu so glänzend, und das Frauenzimmer, an welches er daßelbe richtete,

J. n. C. G. 363 bis 430.

tete, so vornehm und berühmt, daß er auf dieser so oft von ihm betretenen Bahn sich dennoch zu übertreffen suchte. Demetrias, das erste Frauenzimmer im römischen Reiche an Adel und Reichthum, wie er sie selbst im Anfange des Schreibens nennt, eine Tochter des Consul Olybrius, hatte sich mit ihrer Mutter Juliana und Großmutter Proba, aus dem vom Alarich geplünderten und zum Theil verbrannten Rom, nach Africa geflüchtet, wo sie bald mit dem Augustinus, dem angesehensten Bischof dieser Gegenden, bekannt wurden. Von ihnen aufgemuntert, schrieb dieser an sie über die höhere Vollkommenheit, nach der sie streben müßten; er besuchte sie selbst zu Carthago: und seine Ermahnungen sowohl, als die damit verbundenen des Alypius, Bischofs zu Carthago, brachten insonderheit bey der Demetrias bald darauf eine Würkung hervor, die großes Aufsehen erregte. Man hatte ihr einen Gemahl bestimmt, und der Hochzeittag nahte schon heran. Plötzlich entschloß sie sich, unter den Uebungen einer strengern Gottseeligkeit ehelos zu bleiben, warf allen ihren Schmuck weg, und erschien in der schlechtesten Kleidung vor ihrer Mutter und Großmutter, denen sie ihren Vorsatz eröfnete. Ohngeachtet diese darüber erstaunten; lobten sie doch ihre Tochter ungemein. Sie baten darauf den Hieronymus, den berühmtesten damaligen Schriftsteller in der Kirche wegen der eifrigen und glücklichen Beförderung dieser Lebensart bey dem weiblichen Geschlechte, ihr solche schriftliche Lehren zu ertheilen, die sie in ihren neuen Gesinnungen auf immer befestigen könnten. Er that es; aber er fieng sein Schreiben an die Demetrias mit dem Bekenntniße an, daß unter allen Materien, die er von seiner Jugend an, bis jetzt in Schriften bearbeitet habe, die vor ihm liegende die allerschwerste sey, weil er auf der einen Seite der Schmeicheley verdächtig werden müße, wenn er sie gebührend lobte; auf

der

der andern aber, wenn er einiges, was unglaublich scheinen könnte, wegließe, durch seine Schüchternheit ihr Schaden zufügen würde. Eigentlich war es gar nicht das Geschäfte des Hieronymus bey diesem Falle, sobald er einen weisen Führer des jungen Frauenzimmers, ja ihrer ganzen Familie, abgeben wollte, bloß mit sich zu berathschlagen, wie stark, oder wie behutsam, er sie loben müße. Lob, und zwar außerordentliches und allgemeines, erwartete sie ohnedieß; gesetzt, daß man sie auch von aller Ruhmbegierde freyspräche, von Zeitgenoßen, Lehrern und Freunden, wie die ihrigen waren. Allein, woran Demetrias schwerlich gedacht hat, darauf hätte sie Hieronymus desto mehr leiten sollen, wenn er anders fähig war, einen für ihn so ganz fremden Weg einzuschlagen: auf die Prüfung, ob nicht ihr jählinger Entschluß ein wahrer Selbstbetrug, eine falsche Einbildung von Vollkommenheit sey, die sie durch Widerstreben gegen die Absichten Gottes und der Natur in einem sehr ehrwürdigen Stande, in welchen sie sogar bereits gewilligt hatte, zu erreichen hoffte. Dafür wählte er bloß das Leichteste: er lobte sie auf eine würklich unbescheidene Art, und mit einem weithergeholten Gepränge, ins Gesicht; erzählte ihr selbst die geheimen Ueberlegungen vor, nach welchen sie den unerwarteten Schritt gethan hätte; schilderte ihr die Freude, welche darüber in allen africanischen Gemeinen, auf allen Inseln zwischen diesem Welttheil und Europa, zu Rom selbst, nicht anders als wenn es nun wieder auflebte, entstanden sey; und versorgte sie endlich mit den nöthigen Vorschriften, um in dem ehelosen Stande unerschüttert verharren zu können. Dazu empfielt er das Lesen der heiligen Schrift, Bezeichnen mit dem Kreuze, häuffiges, wenn gleich nicht äußerst übertriebenes, Fasten, Vermeidung des Umgangs mit Mannspersonen, aber auch mit Ehefrauen, kluge Wahl ihrer Bedienten, Verachtung der

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C.G. 363 bis 430.

der Reichthümer, und Anwendung derselben zum Almosengeben, welches er bey ihr dem Erbauen von Kirchen vorzieht, besonders auch öfteres Gebet, und unaufhörliches Arbeiten. Er schärft ihr die Uebereinstimmung im Glauben mit dem römischen Bischof Innocentius dem ersten ein; (woraus man schliessen kann, daß sie im Begriff war, nach Rom zurückzukehren,) er warnet sie vor den Irrlehren des Origenes, und bietet ihr sein dawider geschriebenes Werk an. Uebrigens gedenkt er auch noch der zu seiner Zeit streitigen Frage, ob es beßer sey, ganz einsam, oder im gemeinschaftlichen Kloster zu leben? Jenes, antwortet er, ist schon bey Männern gefährlich, welche, von aller menschlichen Gesellschaft abgesondert, sich desto leichter schlimmen Gedanken überlaßen, stolz jedermann verachten, und die Geistlichen oder Mönche verleumden. Wie weit gefährlicher muß es Weibern werden, deren veränderlicher Sinn, wenn er sich allein überlaßen wird, sich bald verschlimmert. Er gesteht, Personen beiderley Geschlechts gekannt zu haben, welche durch zu große Enthaltsamkeit wahnwitzig geworden waren; besonders wenn sie in feuchten Cellen wohnten. Daher räth er an, sich unter die Aufsicht alter Vorgesetzter zu begeben.

Man sieht es diesem und so vielen andern bisher beschriebenen Briefen des Hieronymus leicht an, warum sie in seiner Lebensgeschichte ihren Platz verdienen: nicht um der vollständigen Anzeige willen von allem was er schriftlich hinterlaßen hat; sondern weil sie seine ungemeine Würksamkeit auf Christen von jedem Geschlechte und Alter, seine Gesinnungen und Fähigkeiten, fast noch lebhafter als seine übrigen Schriften, darstellen. Dieses gilt auch von seinem Schreiben an den Dardanus, einen ansehnlichen römischen Befehlshaber, im Jahr 414. (inter Epistt. crit. p. 605. sq. Tom. II. Opp. ed. Mart.) Dardanus

nus hatte ihn gefragt, welches das verheißene J. n.
Land gewesen sey, das die Israeliten, nach ihrer C.G.
Zurückkunft aus Aegypten, in Besitz bekamen, in- 363
dem Canaan, welches ihre Vorfahren bereits besef- bis
sen hatten, nicht sowohl verheißen, als wiederge- 430.
geben, genannt werden könne. Er schien also der Meinung vieler christlichen Lehrer zu seyn, daß man ein anderes Land der Verheißung suchen müße, dasjenige, welches David das Land der Lebendigen nennt, und von welchem Christus versichert, die Sanftmüthigen würden es besitzen. Diese Erklärung billigt auch Hieronymus vollkommen, und sucht sie aus vielen gemißbrauchten biblischen Stellen zu erweisen. Denn so meint er zum Beispiel, daß David sich offenbar nach Gütern gesehnt habe, die in Judäa nicht erwartet werden konnten; daß man im buchstäblichen Verstande von den Thoren Zions, die Gott habe verbrennen laßen, nicht mit eben diesem Dichter sagen könne, daß er sie liebe; daß die Heiligen nur Fremdlinge auf dieser Erden heißen; unter eigentlichen Bewohnern derselben aber, allemal Sünder verstanden werden, und dergleichen mehr. Er beruft sich auch auf den kleinen Umfang von Canaan, (dessen Breite er sich anzugeben schämt, um nicht den Heyden Gelegenheit zum Lästern zu geben,) und auf den damaligen elenden Zustand des Landes. Eine Milderung soll es zwar seyn; ist aber nur eine polemische Rechtfertigung dieser gezwungenen Erklärung, wenn er hinzusetzt: „Ich sage dieses nicht zur Verspottung des Landes Juda, wie der ketzerische Verleumder lügt; oder, um die Wahrheit der Geschichte aufzuheben, welche der Grund des geistlichen Verstandes ist; sondern, um den Stolz der Juden niederzuschlagen, welche die engen Gränzen der Synagoge der Breite der Kirche vorziehen. Denn, wenn sie bloß dem tödtenden Buchstaben, nicht aber dem lebendigmachenden Geiste folgen: so mögen

J. n. uns das neuverheißene Land, das von Milch und
C.G. Honig überfließt, zeigen! Sollten sie aber glauben,
363 dieses sey nach der Tropologie, für den Ueberfluß
bis
430. aller Dinge gesagt: so werden auch wir das Land des Bekenntnißes und das Land der Lebendigen dem Lande der Dornen vorziehen, indem die Worte Gottes von der Verwerfung der Israeliten und Aufnahme der Heyden, beym Moses, und bey den Propheten, deutlich genug beweisen, daß alles was jenes Volk betrifft, im Schatten und Vorbilde für uns geschrieben worden sey."

Unter denen, welche dem Hieronymus um diese Zeit theologische Fragen vorlegten, war freylich Augustinus derjenige, der ihm dadurch die größte Ehre erwies; zumal da er eigentlich eine philosophische Materie von ihm aufgeklärt wißen wollte, den Ursprung der menschlichen Seelen, wozu er selbst weit geschickter war, als Hieronymus. Sonderbar genug wird man es finden, daß dieser, wie man erst seit kurzem (oben 196.) gelesen hat, selbst den Marcellinus in Absicht auf die Beantwortung dieser Frage, an den Augustinus verwiesen hatte. Es könnte auch sehr unerwartet scheinen, daß man damals eben hierüber so begierig ein neues Licht gesucht hat; gleichsam als wenn es keine wichtigern Gegenstände der Erörterung in der Religionswißenschaft gegeben hätte. Allein sie war nicht nur durch die origenianischen Streitigkeiten der nächst vorhergehenden Jahre, mit vieler Heftigkeit rege geworden; sondern stand auch mit den ganz neuen pelagianischen in Verbindung. Außerdem hatte Hieronymus, im schriftlichen Gefechte wider die Origenisten, eine Meinung behauptet, welche dem Augustinus gar nicht über erhebliche Bedenklichkeiten hinausgesetzt zu seyn schien, nemlich diese, daß Gott täglich mit neuen Körpern, auch die dazu gehörenden Seelen hervorbringe.

bringe. (Chr. KGesch. Th. X. S. 151.) Da also der spanische Presbyter Orosius zum Augustinus nach Hippo gekommen war, um von ihm mancherley Unterricht, auch über die gedachte Frage, zu erhalten: schickte er ihn vielmehr im Jahr 415. zum Hieronymus, damit ihn dieser darüber belehren möchte. Er gab ihm auch zween Briefe an diesen Lehrer mit, in deren einem er ihm die oftgedachte Materie zur Untersuchung vorlegte; in dem andern aber sich eine Erklärung der Stelle im Briefe Jacobi ausbat: **Wer das ganze Gesetz hält, und sündiget in einem, der ist des ganzen schuldig.** Den genauern Inhalt des erstern Schreibens hat man bereits in der Geschichte des Orosius (Th. VII. S. 315.) angezeigt gelesen: und eben daselbst ist auch gemeldet worden, daß Hieronymus sich mit den Zeitumständen entschuldigt habe, warum er das Verlangen des Augustinus nicht erfülle. Er giebt ihm sogar zu verstehen, (Epist. LXXIX. p. 643. T. IV. Opp. P. II. ed. Mart.) daß es, bey den fortwährenden pelagianischen Händeln, für sie beyde am rathsamsten sey, keine Verschiedenheit in Meinungen blikken zu laßen; sondern gemeinschaftlich jene Ketzerey zu bestreiten.

J. n. C.G. 363 bis 430.

Aus einem ungewißen Jahre, aber doch vermuthlich aus diesen spätern Zeiten des Hieronymus, ist sein Brief an den Evangelus, der auch noch einige Aufmerksamkeit verdient. (Epist. CI. p. 802. ed. Martian.) Ich höre, schreibt er, daß jemand in seinem Aberwitze so weit gegangen ist, die Kirchendiener den Aeltesten und Bischöfen vorzuziehen. Und hierauf beweiset er aus den Schriften der Apostel, daß Bischöfe und Aeltesten anfänglich gar nicht von einander verschieden gewesen; die Kirchendiener aber gleich seit ihrer Stiftung, bloß zum Dienste der Armen und Wittwen angestellt worden wären.

Daß

J. n. C. G. 363 bis 430. Daß nachher ein Aeltester den übrigen, unter dem Nahmen eines Bischofs vorgesetzt worden, das sey geschehen, sagt er, um eine Trennung unter ihnen zu verhüten; übrigens hätten die Aeltesten alles, bis auf die Einweihung der Lehrer, mit den Bischöfen gemeinschaftlich behalten. Zwar werde zu Rom ein Presbyter auf das Zeugniß eines Diakonus geweiht; das sey aber nur die Gewohnheit einer einzigen Gemeine, und komme daher, weil dort nur wenige Kirchendiener, und desto mehr Aeltesten wären, die also ihre Menge verächtlich gemacht hätte. Auch selbst in dieser Gemeine säßen die Aeltesten, und die Kirchendiener stünden. Zwar habe er in Abwesenheit des Bischofs, auch einen Diakonus unter den Aeltesten sitzen, ingleichen bey häuslichen Mahlzeiten, jenen diesen den Seegen ertheilen gesehen; allein das laufe völlig wider die erste Bestimmung beider geistlichen Stände. — Was Hieronymus in diesem Schreiben von der ursprünglichen völligen Gleichheit eines Episkopus und Presbyter behauptet, darüber hat man bereits oben in einer seiner biblischen Erklärungsschriften, eine merkwürdige Stelle gelesen. (S. 99.) Bey der gegenwärtigen hat Stilting (Vita S. Hieronymi, p. 625. n. 1041. sq.) mehr Mühe als es nöthig war, angewandt, um darzuthun, daß der Verfaßer dennoch den Bischöfen einen Vorzug vor den Aeltesten zugestehe. — Ein anderes Schreiben des Hieronymus, an einen Aeltesten Cyprianus, wird auch mit Recht in diese leztern Jahre gesetzt. (inter Epistt. critic. p. 694. sq. Tom. II. Opp. ed. Mart.) Es enthält eine Erklärung des neunzigsten Psalms; scheint aber, nachdem man bereits so viele Proben der Auslegungsart des Verfaßers gelesen hat, keinen Auszug seiner wenigen merkwürdigen Stellen zu erfordern.

Indeßen hatte sich Hieronymus, noch in seinen späte- J. n.
sten Jahren, abermals in eine heftige theologische C. G.
Streitigkeit eingelaßen. Pelagius fand damals in 363
Africa, und bald auch in Palästina, Widerstand ge- bis
gen seine Lehrsätze. Man möchte fast aus einer 439.
Stelle des Hieronymus (Praefat. Libr. IV. Comment. in Ierem. p. 615. ed. Martian.) schließen, daß er zuerst in einiger Verbindung mit demselben gestanden habe. Aber er trat wenigstens bald auf die Seite seiner Gegner. Sein gewöhnlicher Eifer für diejenigen Lehren, welche als herrschende Rechtgläubigkeit angesehen werden konnten, deren Ruf bey ihm über alles gieng; die Voraussetzung, als wenn Pelagius die ihm vorgeworfenen Irrthümer von dem ihm so verhaßten Rufinus, (vermuthlich durch die von demselben ausgebreiteten Schriften und Lehrsätze des Origenes,) empfangen hätte, und eine Art von Schutz, der eben demselben von dem Bischof Johannes zu Jerusalem widerfahren war; dieses waren wohl die vornehmsten Reizungen für ihn gewesen, sich in diese Händel zu mischen. Auch bekam er, wie man kurz vorher gesehen hat, nachdem sein erster Schritt dabey schon gethan war, einen Wink vom Augustinus, den er gar wohl verstand, und der ihn veranlaßte, darauf bedacht zu seyn, daß nicht seine Meinung über den Ursprung der Seelen, von den Pelagianern gemißbraucht werden möchte. Die Klagen, welche er in den Vorreden zu den ersten vier Büchern seines Commentarius über den Jeremias ausstreuet, sind überdieß nicht undeutlich gegen den Pelagius, wenigstens zum Theil, gerichtet, der Schriften und Lehren des Hieronymus getadelt haben mochte. Genug, dieser Mann, der es wußte, wie sehr die Augen der Christen bey einer solchen Gelegenheit auf ihn gerichtet wären, ergriff desto leichter die Feder, als ihn ein gewißer Ctesiphon über die Meinungen des Pelagius befragte, und wider-

J. n. legte besonders den Satz deßelben, daß der Mensch,
C. G. wenn er wolle, ohne Sünde seyn könne. (Epist.
363 XLIII. ad Ctesiphont. p. 473. sq. Tom. IV. Opp. P.
bis
430. I. ed. Mart.) Wenn er in diesem langen und hitzigen Schreiben, das er allem Ansehen nach im Jahr 415. ausfertigte, des Pelagius und seiner Freunde nicht nahmentlich gedenkt: so darf man dieses eben nicht von einer Mäßigung herleiten, die darinne weiter nicht sichtbar ist. Er schont sie vielmehr desto weniger, weil ihn Pelagius, wie er ausdrücklich sagt, (p. 482.) auf den Fall, wenn er wider ihn schreiben würde, schon mit einer Gegenschrift bedroht hatte. Hieronymus versprach auch in diesem Schreiben eine noch weitläuftigere Widerlegung der pelagianischen Lehrsätze: und da man ihn häufig daran erinnerte, vollendete er sie noch im Jahr 415. unter der Aufschrift eines Gesprächs wider die Pelagianer. (Dialogus adversus Pelagianos, LL. III. p. 483-546. l. c.) Er befand für nöthig, sich in der Vorrede gegen die Beschuldigung zu vertheidigen, als wenn er es, vom Neide getrieben, aufgesetzt hätte; in dem Gespräche selbst aber, welches Atticus, ein Rechtgläubiger, und Critobulus, ein Ketzer, mit einander halten, werden seine Gegner ebenfals nicht genannt. Ueberdieß meldet er selbst, daß er darinne, nach der sokratischen Methode, einen jeden sagen laße, was sich für seine Sache schicke, damit die Wahrheit desto heller in die Augen falle; man muß auch gestehen, daß er dieses mit vieler Geschicklichkeit geleistet habe. Allein den Inhalt dieser und der vorhergehenden Schrift genauer anzugeben, gehört in die eigentliche Geschichte des Pelagianismus, außer welcher derselbe nicht verständlich genug werden kann.

Von dieser Zeit an, hörte Hieronymus nicht auf, den lebhaftesten Antheil an dem Schicksal der

Mei-

Meinungen des Pelagius zu nehmen. Man sieht J. n.
dieses besonders aus seinen Briefen an den Augusti- C.G.
nus, der sich vor allen andern in der Bestreitung 363
derselben hervorthat, und dem er daher zu seinen bis
Siegen über die Pelagianer Glück wünscht. (Ep. 430.
LXXVII. p. 642. Ep. LXXX. p. 644. ed. Martian.) Er versicherte ihm im Jahr 418. (p. 644.) daß ihn die Rechtgläubigen als den Widerhersteller des alten Glaubens verehrten, und daß ihn, welches noch ruhmwürdiger für ihn sey, alle Ketzer verabscheueten. Mich, setzt er hinzu, haßen sie eben so sehr, und möchten mich durch Wünsche umbringen, da sie es mit Schwerdtern nicht thun können. Noch in dem lezten von allen seinen vorhandenen Briefen, den er im Jahr 419. an den Augustinus und Alypius, einen andern africanischen Bischof, gemeinschaftlich abließ, (Epist. LXXXI. p. 645. sq. loc. cit.) bezeigt er seine Freude darüber, daß sie die gedachte Ketzerey zu Grunde gerichtet hätten. Auf ihre Frage, ob er dem Pelagianer Anianus, der sein Schreiben an den Ctesiphon bestritten hatte, eine Widerlegung entgegen gesetzt habe? antwortet er, daß Krankheiten und der neulich erfolgte Todt seiner Freundinn Eustochium ihn zwar daran gehindert hätten; daß er aber, wenn ihm Gott Leben schenkte, und Geschwindschreiber zur Hand seyn würden, auch dieses nicht unterlaßen wollte.

Nicht nur aber durch Schriften, und andere glimpfliche Mittel, suchte diese Parthey den Angriff eines so furchtbaren Mannes, als Hieronymus war, zu schwächen; sondern, wie es scheint, auch durch die ärgsten Gewaltthätigkeiten, zu welchen ihre Rachbegierde im Jahr 416. schritt. Ein Haufen Bösewichter, so erzählt es Augustinus, (de gestis Pelagii, p. 153. sq. Tom. X. Opp. ed. Bened. Antverp.) welche auf die schlimmste Art dem Pelagius

J. n. C.G. 363 bis 430.

zugethan seyn sollen, (qui valde in perversum perhibentur Pelagio suffragari,) drang mit unbeschreiblicher Kühnheit in den Ort ein, wo Hieronymus mit den unter seiner Aufsicht stehenden Mönchen und Nonnen lebte. Viele von diesen wurden grausam geschlagen; ein Diakonus ward sogar umgebracht; die Klosterwohnungen wurden verbrannt; und Hieronymus selbst rettete sich mit genauer Noth in einen festen Thurm. Dieser Nachricht zu Folge, hat man es immer als ausgemacht angenommen, daß es Pelagianer gewesen sind, welche diese Ausschweifungen verübt haben. Walch hat zuerst daran gezweifelt, (Entwurf einer vollständigen Historie der Ketzereien, Th. IV. S. 613. fg.) weil niemand die eigentlichen Thäter angezeigt habe, und Augustinus Ausdrücke von denselben etwas zweydeutig wären. So wenig dieses geleugnet werden kann; so wirft es doch die gemeine Meinung, die sich auf jene Stelle gründet, nicht ganz über den Hauffen. Unterdeßen konnte entweder Johannes, Bischof von Jerusalem, zur Untersuchung und Ahndung dieses Frevels nicht viel thun; oder er betrug sich dergestalt dabey, daß Hieronymus und seine Freundinnen ihn als partheiisch und gleichgültig gegen ihr Leiden ansahen. Genug, sie beklagten sich darüber bey dem römischen Bischof Innocentius dem ersten. Ueberhaupt gehörte freylich diese Angelegenheit für die weltliche Obrigkeit in Palästina; allein nichts war schon lange gewöhnlicher, als alles, was mit kirchlichen Streitigkeiten einigermaaßen zusammenhieng, vor die Bischöfe zu ziehen. Innocentius, der ohnedieß herrschsüchtig genug war, um solche angebotene Gelegenheiten auf alle Art zu nützen, schrieb sogleich theils an den Hieronymus, dem er sein Mitleiden und seine Bereitwilligkeit ihm beizustehen, bezeigte; theils an den Bischof zu Jerusalem, dem er ziemlich gebieterisch einen Verweis wegen seines Ver-

hal-

haltens bey dieser Sache, und Warnungen auf das Künftige, gab. (Epistt. Innocent. I. in Baronii Annalib. Ecclesiastic. ad ann. 416. n. 31 - 34. et in Append. ad Augustin. Opp. Tom. X. p. 60. sq. ed. cit.) J. n. C. G. 363 bis 430.

Doch allen diesen Unruhen und Beschäftigungen des Hieronymus, machte sein Todt, der am drey- ßigsten September des Jahrs 420, in seinem neunzigsten Jahre erfolgte, ein Ende. Diese Nachricht und Zeitbestimmung des Prosper (Chronic. p. 300. in Canisii Lectt. Antiq. Vol. I. ed. Basnag.) ist zwar nicht ohne Schwierigkeit, wie gleich beym Anfange dieser Lebensgeschichte, (S. 6.) bemerkt worden ist. Stilting glaubte auch noch andere Ursachen gefunden zu haben, (in Vita S. Hieronymi, p. 627. sq.) warum man lieber das Jahr 419. annehmen müße. Wenn man dem Prosper folgte, meint er, so müße man zugeben, was doch so unwahrscheinlich sey, daß Hieronymus in dem lezten Jahre seines Lebens nicht das allergeringste, auch nicht einmal einen Brief, keine Lobschrift auf die ihm so werthe Eustochium, aufgesezt haben sollte: gleichsam als wenn die Schwachheiten seines so hohen Alters dieses nicht hinlänglich erklären könnten; oder als wenn es unmöglich wäre, daß sich etwas von seinen allerlezten kleinen Aufsäzen verloren hätte. Er sucht seine Meinung überdieß durch Stellen des Augustinus zu bestärken. Allein da es hier ebenfals nur auf Vermuthungen ankömmt: so kann die Zeitangabe des Prosper füglich beibehalten werden.

Hieronymus wurde zu Bethlehem, wo er so lange Zeit gelebt hatte, begraben. Aber, wenn man alten Erzählungen, die freylich viel Unwahrscheinliches und Fabelhaftes in sich faßen, in der Hauptsache Glauben beymeßen darf, wie solches die römischkatholischen Gelehrten ohne Bedenken thun:

J. n. C.G. 363 bis 430.

so ließ man seine Gebeine daselbst nicht länger, als bis in die spätern Zeiten des dreyzehnten Jahrhunderts ruhen. Ein Mönch, den Hieronymus selbst durch eine dreyfache Erscheinung dazu aufgefordert haben soll, brachte sie nach Rom, wo sie in einer der vornehmsten Kirchen, Maria Maggiore genannt, beygesetzt wurden. Um den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts erbauete man über seinem Körper einen Altar, und seine andächtige Verehrung nahm einen desto ungehindertern Lauf. Allein gegen das Ende des folgenden Jahrhunderts, verschwand dieser Körper auf immer. Aus Besorgniß, daß ihn der Papst Sixtus der fünfte in eine andere Kirche wegbringen laßen möchte, schaffte ihn ein Canonicus zu Maria Maggiore heimlich des Nachts, an einen andern Platz in der eben gedachten Kirche, fort, ohne daß man denselben, bey neuern Untersuchungen, zuverläßig hätte ausfindig machen können. Nur da man im Jahr 1747. unter dem Hauptaltar der Kirche ein silbernes Kästchen mit Knochen eines unbekannten Heiligen entdeckte, fielen sogleich mehrere darauf, daß sie vom Hieronymus wären: und zum Beweise davon sind ganze Abhandlungen, unter andern auch vom Stilting (loc. cit. p. 646-651.) geschrieben worden. Nun behauptet zwar auch die Stadt Nepesino, den Kopf des Hieronymus zu besitzen; sein Kinnbacken und ein ganzer Arm von ihm wird zu Florenz, ein Theil seines Hirnschädels zu Clugny, ein Daumen von ihm zu Paris gezeigt; zu Prag, Cöln, und in andern Gegenden Deutschlands, auch der Niederlande, weiset man ebenfals Knochen von ihm; und im Eskorial ist sein Kopf noch einmal befindlich. Aber diese Vervielfältigung der Theile seines Körpers, die in der Reliquiengeschichte etwas so gewöhnliches ist, hat nur dazu gedient, die abergläubische Ehrerbietung gegen ihn zu stärken und auszubreiten. Als einer der

aller-

allerangesehensten rechtgläubigen Lehrer, auch als ein J. n.
Hauptbeförderer und als ein grosses Muster der stren- C.G.
gen Mönchsfrömmigkeit, hatte er zeitig den gewöhn- 363
lichen Beynahmen des Heiligen erlangt; aber die bis
Bedeutung deßelben wurde in der Folge sehr erwei- 430.
tert. Man empfol sich seiner Fürbitte bey Gott im öffentlichen Gottesdienste; er bekam seinen Fest-tag, Kirchen, die ihm geweiht wurden, Mönchs- und Einsiedler-Orden, die sich unter seinem Schutze bildeten; es hat sogar nicht an Wunder-werken gefehlt, welche er in seiner Kirche zu Troja in Apulien verrichtet haben soll. Ueber alles dieses hat schon Stilting (l. c. p. 629. sq.) ungemein viel gesammelt, und noch eine Menge anderer Schrif-ten angeführt, aus denen man die Geschichte des Hie-ronymus nach seinem Tode, als eines Kirchen- und Kalender-Heiligen betrachtet, ergänzen kann. Daß er auch als Lehrer und Schriftsteller noch immer, wie bereits bey seinem Leben, und viele Jahr-hunderte darauf, in der römischen Kirche, vorzüg-lich von den Mönchen, die ihm so viel zu danken ha-ben, außerordentlich bewundert, insonderheit als der größte Schriftausleger, den es jemals gegeben habe, gepriesen werde, ist eben so gewiß. In seiner Lebens-geschichte selbst hat man noch überdieß gesehen, (S. 35. fg.) welche Gründe der Dankbarkeit die Oberhäup-ter dieser Kirche, die Päpste, empfunden haben, um das hohe Ansehen des Hieronymus niemals fallen zu laßen.

Eine würdigere Verehrung dieses berühmten Mannes, oder vielmehr die einzige richtige Schäz-zung seiner Gaben und Verdienste, kann allein durch einen solchen Abriß seiner Handlungen und Schrif-ten, wie der bisherige Versuch hat darstellen sollen, befördert werden. Die freyere Beurtheilung, zu welcher die neuern Jahrhunderte selbst in Absicht auf

J. n. C. G. 363 bis 430.

die ältesten Kirchenlehrer, und ihre so lange, fast despotische Herrschaft über die Denkungsart der Christen, berechtigen, hat bey ihm desto mehr Beschäftigung gefunden, je weiter er oft von dem Bilde der durch die neuern Christen wiederhergestellten Religion, und verfeinerten theologischen Gelehrsamkeit, entfernt ist. Daher ist die Schärfe, mit welcher die Protestanten den Hieronymus gerichtet haben, nicht immer frey von einiger Ungerechtigkeit, oder doch unbilligen Verachtung geblieben. Schon Luthern begegnete dieses: ihm, der sich eben erst mit der äußersten Anstrengung von dem Aberglauben des Mönchslebens loßgerißen hatte, mußte Hieronymus, der kein Ende finden kann, denselben zu empfelen, desto unausstehlicher vorkommen. Es ist keine Stelle seiner Schriften, sondern nur seiner Tischreden; aber eine sehr übereinstimmende mit seinen oft schriftlich geäußerten Gesinnungen, in der er sagt: „Hieronymus soll nicht unter die Lehrer der Kirchen mit gerechnet noch gezählet werden: denn er ist ein Ketzer „gewesen; doch glaube ich, daß er seelig sey durch den „Glauben an Christum. Er redet von Christo „nichts, denn daß er nur den Nahmen im Munde „geführt hat. Ich weiß keinen unter den Lehrern, „dem ich so feind bin, als Hieronymo: denn er „schreibet nur vom Fasten, Speisen, Jungfrauschaft; &c. Wenn er doch auf die Werke des Glaubens dränge, und triebe dieselbigen, so wäre es etwas; aber er lehret nichts, weder vom Glauben, „noch von Hoffnung, weder von der Liebe, noch von „Werken des Glaubens." (Luthers sämmtliche Schriften, XXII. Theil, S. 2070. fg. der Walch. Ausg.) So schreibt er auch in einem seiner Briefe, er wundere sich oft, und fast mit Unwillen, darüber, wie Hieronymus und Origenes Lehrer der Kirche nach den Aposteln haben genannt werden können, da man doch in beiden Schriftstellern nicht leicht drey

Zeilen finde, welche die Gerechtigkeit des Glaubens lehrten, und man aus allen Schriften von beyden, keinen Christen machen könne. So sehr schweiften sie in allegorische Deutungen der Geschichte aus; oder wären vom Gepränge der Werkheiligkeit eingenommen. (Supplement. Epistolar. M. Lutheri, per I. F. Buddeum, p. 193. Halae 1703. 4.) Etwas sanfter wurde zwar Hieronymus vom Melanchthon, und von andern protestantischen Gelehrten behandelt; allein es konnte nicht fehlen, daß sie ohngefähr einerley Vergehungen an ihm tadelten; ihre Achtung gegen ihn stieg meistentheils nicht höher, als bis zu einem polemischen Gebrauche seiner Schriften: und erst in den neuesten Zeiten haben sie dieselben auch mehr von andern Seiten zu nützen angefangen. Am strengsten und ausführlichsten hat seine Gelehrsamkeit und seine Arbeiten über die heilige Schrift, Joh. Clericus in einem Buche von mehr als fünfhundert Seiten (Quaestiones Hieronymianae, Amstelod. 1700. 8.) untersucht. Hieronymus verdient freylich, wie die übrigen Kirchenväter, in Rücksicht auf seine Zeiten, ihre Vorurtheile, mangelhafte Methoden, Schwierigkeiten, die mit manchem Theil der Gelehrsamkeit verbunden waren, und andere Umstände, einige Schonung. Aber ein Mann, der seit mehr als tausend Jahren, durch seine Meinungen, Handlungen und Schriften, einen so ausnehmend starken Einfluß auf unzählige Menschen gehabt hat, kann nicht zu scharf geprüft und beurtheilt werden, weil er, je älter gleichsam sein Ansehen wird, desto mehr über alle Prüfung erhaben zu seyn scheint; und doch ungemein viel daran gelegen ist, zu wißen, warum er so viele Gewalt über die menschlichen Gemüther behauptet hat. Nimmt man eine mäßige Anzahl Stellen aus, in welchen Clericus dem Hieronymus etwas mehr Gerechtigkeit oder auch Nachsicht hätte wiederfahren laßen sollen: so hat er in den

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. übrigen, und in der Hauptsache, sein Urtheil hin-
C. G. länglich bewiesen. Auch sind es die Protestanten
363 nicht allein gewesen, welche viele Flecken am Hiero-
bis
430. nymus wahrgenommen haben: vielleicht nur deswegen, wie man muthmaaßen möchte, weil er sich so wenig zu ihren Grundsätzen schickt. Einige römisch-katholische Gelehrte, die es wagten, ihn, gleich einem andern Gelehrten und Schriftsteller, näher zu beleuchten, wie Dü Pin (Nouv. Biblioth. des Auteurs Ecclesiastiq. Tome III. p. 135.) und Baillet, (Vies des Saints, beym Martianay, La vie de S. Jerôme, p. 523. sq.) haben auch manches davon gesehen, bloß mit dem Unterschiede, daß sie es durch große Lobsprüche wieder zu bedecken gesucht haben, und überhaupt, zurückgehalten durch die Einschränkungen ihrer Kirchengemeinschaft, auf dem halben Wege der Prüfung stehen geblieben sind.

Zwar ist die gegenwärtige Geschichte in allem, was bisher vom Hieronymus erzählt oder geurtheilt worden ist, ihm gleichsam selbst bey jedem merkwürdigen Schritte, den er that, und mit seinen Büchern in der Hand, auf dem Fuße nachgegangen; sie hat sich sogar oft seiner eigenen Worte bedient: und es scheint also nichts mehr übrig zu seyn, um sein historisches Bild zu vollenden. Aber einige wenige Folgen aus den vorhergehenden Nachrichten, oder Erläuterungen derselben, können doch hier, an Einem Orte zusammengefaßt, ihren bequemen Platz finden; zumal da manche derselben durch einen der besten Kenner biblischexegetischer Gaben, der ihn auch von dieser Seite lehrreicher als beinahe alle übrigen, beurtheilt hat, (Rich. Simon, Hist. critique du Vieux Test. pag. 244. sq. 249. sq. 393-397. Rotterd. 1685. 4. Hist. critique des principaux Commentateurs du Nouveau Test. p. 209-236. ib. 1693. 4.) veranlaßt worden sind.

Hie-

Hieronymus, der mit Recht der gelehrteste un- J. n.
ter allen Lehrern der alten lateinischen Kirche C. G.
heißt, ist auch nicht unschicklich ihr Origenes genannt 363
worden. Er bildete sich hauptsächlich durch die Schrif- bis 430.
ten dieses berühmten Mannes; wie derselbe, that er sich in der Kritik und Auslegung der heiligen Schrift hervor; er übersetzte, nützte und breitete die Werke deßelben in den abendländischen Gemeinen aus; fieng an demjenigen Orte an, wo Origenes aufgehört hatte, indem er dasjenige zu ergänzen suchte, was derselbe in jenem Fache rückständig gelaßen hatte; nahm viele seiner Meinungen an; bemühte sich aber in seinen spätern Jahren, dieselben zu verbeßern. An hebräischer Sprachwißenschaft war er nicht allein dem Origenes, sondern allen Lehrern des christlichen Alterthums überlegen. Hingegen weicht er diesem seinem oftgenannten Muster desto merklicher an philosophischem Scharfsinn, durchdringender Beurtheilung, ruhiger Ueberlegung und Vertheidigung der Religion. Als Allegorist ist er ihm ziemlich gleich gekommen; als Ascet hat er ihn übertroffen.

In dieser ganzen Vergleichung, ist es die Gelehrsamkeit des Hieronymus allein, über welche man in den neuern Zeiten uneins gewesen ist; und das ist eben nicht zu verwundern. Ihn so einstimmig für den größten Gelehrten der lateinischen, und beynahe überhaupt der alten Kirche zu erkennen, erregt nothwendig einen hohen Begriff von derselben; doch eigentlich nur bey denjenigen, welche es nicht genau bestimmen gelernt haben, wie reif und brauchbar die Gelehrsamkeit der alten christlichen Lehrer, im Ganzen genommen, gewesen sey. Weiß man aber, daß ihre theologische Wißenschaft nichts weniger als recht methodisch, ihre Philosophie nur ein Versuch in einigen Gegenden, und mit der Theologie in keiner

J. n. festen Verbindung, endlich die hebräische Sprach-
C. G. kunde bey den allermehresten gar nicht vorhanden ge-
363 wesen sey: so wird man es nicht sehr außerordentlich
bis
430. finden, daß Hieronymus sie hierinne verdunkelt haben soll. Allein auch damit ist die Würdigung seiner gelehrten Kenntniße noch keineswegs bestimmt genug. Er ließ seine Vorgänger in der lateinischen Kirche freylich weit hinter sich zurück; und war doch eben so weit davon entfernt, ein großer, oder nur sehr vortreflicher Theologe zu seyn; wenn anders der Maaßstab, nach welchem dieses bestimmt werden kann, nicht bloß derjenige Begriff seyn soll, den sein Zeitalter von theologischer Größe und Vollkommenheit hatte. Nach höher getriebenen und doch gegründeten Forderungen, hat Clericus in dem angeführten Buche gefunden, daß Hieronymus weder in der eigentlichen hebräischen Sprachwißenschaft, noch in seinen Uebersetzungen und Erklärungen aus dieser Sprache, mehr als mittelmäßig gewesen sey, und überhaupt in derselben nicht viel weiter gesehen habe, als seine jüdischen Lehrer, die ihn auch bisweilen irre geführt hätten; daß selbst seine Uebersetzungen griechischer Schriftsteller fehlerhaft genug wären; daß seine Gelehrsamkeit überhaupt gar keine Vergleichung mit den vortrefflichsten theologischen Schriftstellern der neuern Jahrhunderte leide; und daß die wahre Brauchbarkeit seiner Schriften, außer der allgemeinen, welche alle alte Kirchenschriftsteller hätten, theils auf die häuffig darinne angebrachten Ueberbleibsale der griechischen Uebersetzungen des alten Testaments, theils auf die von ihm aufbehaltenen jüdischen Meinungen und Sagen, theils auf seine eigenen Urtheile von hebräischen Wörtern, biblischen Stellen, und andern Schriftstellern, ankomme. Clericus hätte ihm allerdings noch etwas mehr von der exegetischen Seite zugestehen können. Aber wenn man nun dagegen den Benediktiner Martianay, zu

J. n. C. G. 363 bis 430.

dessen Belehrung er vornemlich sein Buch geschrieben hat, sowohl in der Einleitung zum zweyten Bande seiner Ausgabe des Hieronymus, (Prolegom. III. de eruditionis praestantia ac pietate opusculorum S. Hier.) als in einer besondern Vertheidigungsschrift für seinen Schriftsteller, (Eruditionis Hieronymianae defensio adversus Io. Cler. in Opp. Hieronym. Tom. III. pag. 1137-1194.) demselben eine ganz vollkommene und fast übernatürliche theologische Gelehrsamkeit beilegen, von den Vorwürfen, welche demselben gemacht werden, nur Kleinigkeiten beantworten, die wichtigsten aber nicht einmal berühren, und dafür seinen Gegner mit Schimpfwörtern überhäuffen sieht: so merkt man wohl, daß der eifrig und überall bewundernde Mönch, der selbst mittelmäßig im Hebräischen bewandert ist, seinem grossen Muster bey unpartheiischen Lesern dadurch nur geschadet habe. Mit ungleich mehr Einsicht und Mässigung hat Rich. Simon für den Ruhm der Gelehrsamkeit des Hieronymus, und der Nutzbarkeit seiner exegetischen Schriften gesorgt. Er macht darüber sehr wahre Bemerkungen; weiß sie durch geschickt ausgesuchte Beispiele zu bestätigen; vergißt die meisten Schwächen und Mängel seines Schriftstellers nicht; setzt sie aber nicht so sehr ins Licht, als er könnte und sollte, weil ihn die ehrerbietige Achtung gegen einen so angesehenen Kirchenlehrer zurückhält; und sagt doch für Leser, welche selbst zu denken verstehen, immer genug. Daß er also diejenige Methode, welche Hieronymus in seinen biblischen Erklärungsschriften, sonderlich über die Propheten, beobachtet hat, die beste von allen nennt, und ihn für denjenigen Schriftsteller der alten Kirche hält, aus welchem man den Wortverstand der heiligen Schrift am besten lernen könne, (Hist. critiq. du V. Testam. p. 394.) kann mit einigen genauern Bestimmungen gar wohl zuge-

J. n. geben werden. Hieronymus untersucht die Worte
C.G. der hebräischen Urschrift; vergleicht damit die griechi-
363 schen Uebersetzungen; führt, weil er alles gelesen
bis hatte, was über die Bibel geschrieben worden war,
430. viele Meinungen der Ausleger an, und bringt auch manche Erläuterungen aus der Geschichte, den Alterthümern, und dergleichen mehr, bey. Es ist sogar wahrscheinlich, daß ein Haupterforderniß, welches er zu dieser Methode rechnete, (Fleiß in Auszügen aus den Erklärungen anderer Exegeten, ohne eben sie scharf zu prüfen, oder eine eigene festzusetzen, worüber man oben seine Stelle gelesen hat, S. 92. 93.) daß dieses die oft so zweckwidrige und höchst beschwerliche Gewohnheit unzähliger neuern Commentatoren über die Bibel veranlaßt und herrschend gemacht habe, alle Meinungen der Schriftausleger, selbst die ungereimtesten und aller Aufmerksamkeit unwürdigen, zu sammeln. Aber eben dieser Mißbrauch findet sich schon in den Erklärungsschriften des Hieronymus: und da er oft bloß Sammler, nicht Ausleger, ist, auch häufig über den Wortverstand nur bey der Oberfläche wegstreicht, und dagegen die Würde eines gelehrten Exegeten durch allegorische Deutungen ohne Maaß entehrt, (gesetzt daß er sie auch nur aus niedriger Gefälligkeit gegen den Geschmack seines Zeitalters eingerückt hat:) so ist seine Methode gewiß großer Verbeßerungen fähig. Seine Commentarien stehen also, ob sie gleich viel Nützliches hin und wieder enthalten, doch unter der Erwartung, die so vieler Gedächtniß- und Büchervorrath, den er in seiner Gewalt hatte, erregt.

Die scharfsichtigere Gabe der Erörterung, Beurtheilung und Wahl, welche ihn selten dabey leitete, läßt sich auch bey ihm, als Lehrer der Religion, nicht oft blicken. Er hätte schon in seinen zahlreichen Auslegungsschriften sehr viele Gelegenheiten finden

den können, zu zeigen, wie man Wahrheiten des J. n.
Glaubens und der Sittenlehre aus der Bibel am C. G.
reinsten schöpfen, nicht aus dem Lehrbegriff seiner 363
Kirche in dieselbe übertragen müße. Allein er thut bis 430.
fast nur das Leztere: und was er in besondern Büchern oder Aufsätzen über dogmatische und moralische Lehren geschrieben hat, bringt das christliche Lehrgebäude weder durch glückliches Nachforschen und Prüfen, noch durch philosophische Blicke, zu einer stärkern Reife. Entweder es ist bloß das Gemeine; oder es hat einen starken Anstrich von dem Aberglauben seines Zeitalters. Um also einige dogmatische Auszüge aus seinen Schriften in der Reihe der übrigen Kirchenväter aufstellen zu können, sah sich Herr Rösler (Bibliothek der Kirchenväter Th. IX. Seite 92-233.) genöthigt, bloß die Schriften wider den Helvidius, Jovinianus und Vigilantius, den Brief an den Ctesiphon wider den Pelagius, einen andern an den Avitus, worinne ihm Hieronymus ein langes Verzeichniß der Irrthümer vorlegt, welche in dem Werke des Origenes περὶ ἀρχῶν stehen, (Ep. XCIV. p. 760. ed. Mart.) und endlich seinen Brief an den Evangelus, von dem Vorzuge des Presbyter vor dem Diakonus, zu dieser Absicht zu nützen. Und alle diese Auszüge zeigen doch seine wißenschaftlichen Einsichten und Verdienste um den christlichen Lehrbegriff, nur in einer sehr dürftigen Gestalt.

Als Vertheidiger der Religion, oder vielmehr seiner Religionsmeinungen, hat er freylich manches Eigenthümliche. Da steht er gleichsam an seinem Platze: er mag nun das Recht würklich auf seiner Seite haben; oder es nur zu haben glauben. Sein Geist, seine ganze Stärke, sein Witz und seine Beredsamkeit, zeigen sich niemals glänzender, und sogar furchtbarer, als wenn er über Nebenbuhler, Gegner und Ketzer herfällt. Der Zorn macht ihn

sinn-

J. n. C.G. 363 bis 430. sinnreich und unterhaltend; seine bittern Spöttereyen und auserlesenen Schimpfwörter belustigen den Leser fast wider Willen; er schlägt alles zu Boden nieder, was er angreift. Wenn ein solcher Mann, mit seiner immer gleich wachsamen Aufmerksamkeit auf alles, was in der Kirche vorfiel, mit seiner schnellen Theilnehmung an Streitigkeiten, ungemeinen Fertigkeit im Schreiben, einem ziemlich feinen, auch mit Belesenheit geschmückten Ausdrucke, und nun überdieß im Bewußtseyn des höchsten Rufs der Gelehrsamkeit, der heiligen Strenge der Sitten, der Verdienste um Religion und Kirche, alles nach den Begriffen seines Zeitalters, die er selbst so sehr zu stimmen gewußt hatte, etwas durchzufechten und durchzusetzen unternahm: so mußte es ihm ohnfehlbar gelingen. Wer sich aber von ihm nicht erhitzen läßt, der findet an dem Manne, dem keine fremden Blößen entgehen, so viele eigene; und seine Streitart zwar für die Bewunderung des großen Hauffens gemacht, aber so wenig vortheilhaft für Wahrheit und Religion, daß er ihm oft, wegen seiner guten Absichten, mehr Mitleiden schuldig zu seyn glauben wird. Wie viel Gutes und Großes hätte Hieronymus mit seinen Gaben, seiner Wißenschaft, dem Feuer seiner Beredsamkeit, und seinem Ansehen ausrichten können, wenn er mehr philosophische Ruhe und Bedachtsamkeit, Anlage zur langsamen aber durchdringenden Untersuchung, und eine edlere Freyheit im Denken; desto weniger hingegen von Stolz, plötzlich aufkochender Galle, Haß, Rachbegierde, Verfolgungsgeist, ungestümen Eifer für Rechtgläubigkeit, Neigung zum Declamiren und Uebertriebenen, eilfertigen Flüchtigkeit und damit verbundenen Unbeständigkeit, gehabt hätte! Er gehört sichtbarlich unter die so zahlreiche Gattung von Gelehrten, welche mehr gelesen, als selbst gedacht haben. Seine Belesenheit wird ihm daher oft gleichsam zur Last; er sucht

sucht sich ihrer zu entledigen, wenn es gleich nicht am J. n.
rechten Orte wäre. Oft schreibt er so angenehm und C. G.
so hinreißend; aber er scheint sich auch selbst gern zu 363
lesen und zu hören: und was er zu seiner Vertheidi- bis
gung sagt, daß er Philosoph, Redner, Sprach- 430.
lehrer, Dialektiker, Hebräer, Grieche und Lateiner, ein Kenner von drey Sprachen, (trilinguis) sey, (Apolog. advers. Rufin. Lib. III. p. 443.) das schwebt ihm häuffiger vor den Augen, als es nöthig war. Es ist auch merkwürdig, daß seine gewaltigen Leidenschaften nicht bloß alsdann ausgebrochen sind, wenn er die Feder gegen andere ergriff; wie es sonst oft der Fall bey heftigen Streitern ist, die außer dem Kampfplatze sehr verträgliche Menschen sind. Palladius erzählt von ihm, (Hist. Lausiac. c. 77. sq.) daß der Neid und die Eifersucht, welche er nach Bethlehem brachte, seine beßern Eigenschaften verdunkelt hätten; und daß ein dortiger Einsiedler Posidonius, den er als einen wunderthätigen Heiligen beschreibt, zu ihm gesagt habe, Hieronymus werde keinen Heiligen neben sich leiden; wie denn verschiedene, welche er nennt, genöthigt worden wären, diesen Ort zu verlaßen. Traurig genug ist es, daß man hierüber nichts zu seiner Vertheidigung sagen, am wenigsten gegen eine so umständliche Beschuldigung die nichtswürdige Antwort Stiltings (vita S. Hieron. p. 624. n. 1038.) gebrauchen kann, alles dieses müße bloße Verleumdung seyn, weil ihm weiter nichts davon bekannt worden wäre. Gewiß aber kann man es das größte Unglück des Hieronymus nennen, daß er sich in jene frommscheinende, von der Welt entfernte Lebensart geworfen hat, die seine Leidenschaften nur noch mehr anfeuerte, und ihn aus seiner einsamen Celle die übrigen Menschen als Gegenstände betrachten ließ, die er entweder beherrschen und führen, oder verabscheuen und widerlegen müße. Mit sich selbst war er gewißermaaßen noch weniger

be-

J. n. bekannt; aber der Nachwelt hat er sich durch seine
C. G. Handlungen und Schriften desto getreuer abgeschil-
363 dert. Sie wird, indem sie seine rühmlichern Fähig-
bis
430. keiten und gemeinnützlichen Arbeiten erkennt, doch immer die Anmerkung machen, daß er in dem edlern Theil seiner gelehrten Beschäftigungen, worauf er sich mit Recht am meisten einbildete, gerade gar keine Nachahmer in seinem und vielen folgenden Jahrhunderten gefunden hat; hingegen durch die schwärmerische Beeiferung, das Mönchsleben und die abergläubische Gottseeligkeit überhaupt, möglichst auszubreiten, worinne er gar keinen Beifall verdiente, ein Muster und eine Stütze geworden ist, deren Festigkeit noch immer fortwährt. Zwar erklären es schon die Natur von beyderley Uebungen und die Gesinnungen seines Zeitalters sehr leicht, wie dieses habe erfolgen können oder müßen; aber seinen Einsichten und seinem Ruhme ist es gleichwohl sehr nachtheilig.

So viele Schriften des Hieronymus auch in der vorhergehenden Nachricht beschrieben worden sind; so hatte er doch außerdem einige verfertigt, die sich nicht bis auf unsere Zeiten erhalten haben. Darunter gehören verschiedene Briefe, Uebersetzungen griechischer Werke, um deren Erhaltung er sich überhaupt dadurch verdient gemacht hat, und Erklärungen biblischer Bücher oder Stellen; ingleichen der größte Theil seiner Verbeßerung der lateinischen Bibelübersetzung nach den Alexandrinern. Aber der wichtigste Verlust, den man in dieser Betrachtung gelitten hat, dürfte wohl seine lateinische Uebersetzung der hebräisch (das heißt eigentlich chaldäisch) geschriebenen evangelischen Geschichte des Matthäus betroffen haben. Er gedenkt ihrer an zwo Stellen, (de Viris illustrib. c. 2. 3. und Commentar. in Matthaeum, c. XII. p. 47.

47. T. IV. Opp. P. I. ed. Martian.) In der erstern J. n.
sagt er, daß dieses ursprüngliche Evangelium des C.G.
Matthäus, das von einem Unbekannten ins Grie- 363
chische übersetzt worden sey, und das Evangelium bis
nach den Hebräern heiße, sich noch in der Biblio- 430.
thek zu Cäsarea, welche Pamphilus gestiftet hatte, befinde, und daß ihm die Nazaräer, welche sich desselben zu Beröa in Syrien bedienten, erlaubt hätten, es abzuschreiben. Es sey darinne dieses merkwürdig, setzt er hinzu, daß der Evangelist überall, wo er in seiner Person, oder im Nahmen des Erlösers, Stellen des alten Testaments anführt, solches nicht nach der alexandrinischen Uebersetzung, sondern nach der hebräischen Urschrift thue, wie zum Beispiel, C. II. v. 15. 23. In der andern Stelle nennt er es das Evangelium, welches die Nazaräer und Ebioniten gebrauchen, und die meisten für die Urschrift des Matthäus halten. Den groben Schreibfehler, der in beiden Stellen vorkömmt, der vielleicht gar die vorsetzliche Veränderung eines Abschreibers ist: in graecum transtulimus, hat Martianay unbemerkt gelaßen. Außer diesen Stellen, bringt Hieronymus auch noch in einigen andern, (Comment. in Iesaiam, Cap. XI. p. 99. T. III. Opp. Comment. in Matth. c. XXIII. pag. 113. T. IV. P. I. in Epist. ad Ephes. C. V. p. 380. l. c. advers. Pelagium, L. III. p. 533. Tom. IV. P. II.) Beispiele dieser seiner Uebersetzung bey. Vallarsi wundert sich zwar darüber, daß Hieronymus dieselbe unternommen habe, da schon eine griechische Uebersetzung des gedachten Evangelium vorhanden gewesen sey, und glaubt, er möchte sie wohl nur zur Uebung, um zu sehen, wie weit er in der Kenntniß des Chaldäischen gekommen sey, verfertigt haben. Allein er mußte wohl diese Arbeit für gemeinnützlich achten, weil er kaum daran zweifelte, das hebräische Evangelium sey aus der Feder des Apostels selbst geflossen,

J. n. C. G. 363 bis 430. flossen, und weil er sich deßelben mehrmals zu biblischen Erläuterungen bediente. Die zahlreichen Zusätze, die es in Rücksicht auf den griechischen Text enthielt, und andere Abweichungen deßelben von diesem, erregen den Wunsch, daß sich diese Uebersetzung nicht verloren haben möchte; wenn mich gleich weder die alten Kirchenlehrer, noch neuere große Gelehrten überzeugt haben, daß Matthäus hebräisch geschrieben habe.

Andere Schriften in nicht geringer Anzahl sind dem Hieronymus fälschlich beygelegt worden: und diese haben Martianay und Vallarsi in dem lezten Bande ihrer Ausgaben fleißig gesammelt. Es sind Briefe, Predigten, biblische Erklärungsschriften, und andere theologische Aufsätze. Die merkwürdigste darunter ist der Commentarius über die Briefe Pauli, und ein Schreiben an die Demetrias, welche beide in der Geschichte des Pelagius, ihres wahren Verfaßers, beschrieben werden sollen. Kaum ist es der Mühe werth hinzuzusetzen, daß eine alte liturgische Schrift oder Bezeichnung von biblischen Abschnitten, welche täglich in der Kirche vorgelesen werden sollen, (Liber Comitis seu Lectionarius, in Baluzii Capitularib. Regg. Francor. Tom. II. p. 1309 - 1351. Paris. 1677. fol.) und eine Predigt, nebst Fragen über den Habakuk, welche Joh. Chrysost. Trombelli (in veterum Patrum Latinor. opusculis, T. II. P. I. p. 189. sq. 195. sq.) unter seinem Nahmen ans Licht gezogen hat, eben so wenig ächt sind.

Hingegen muß von einem andern Werke, das ihn auch nicht zum Verfaßer hat, und keines erheblichen Inhalts ist, dennoch etwas mehr gesagt werden. Es ist das Märtyrerverzeichniß, (Martyrologium) über welches man in der römischkatholischen Kirche

so

so viel gestritten hat. Eusebius von Cäsarea hatte J. n.
zuerst, wie in seiner Geschichte erzählt worden ist, C.G.
(Th. V. S. 213.) eine allgemeine Sammlung der 363
ältern Märtyrergeschichten aufgesetzt; die sich bis
aber nicht erhalten hat. Nachher breitete sich die 430.
Sage aus, daß Hieronymus einen Auszug aus derselben verfertigt habe: und es giebt noch Briefe, welche dieses zu bestätigen scheinen: den einen von den Bischöfen Chromatius und Heliodorus, worinne sie ihn darum bitten; den andern vom Hieronymus, der ihnen meldet, daß und wie er ihr Verlangen erfüllt habe. Sie sind vom Usuardus im neunten Jahrhunderte seinem Martyrologium vorgesetzt, auch in den neuern Zeiten mehrmals wieder abgedruckt worden, wie in einer Abhandlung des Baronius, (Tractatio de Martyrologio Rom. p. XI. sq. praemissa Martyrol. Roman. Venet. 1736. 4.) und in dem bald zu nennenden Buche des Fiorentini. (p. 55. 56.) Allein man kömmt schon lange darinne völlig überein, daß diese Briefe unächt sind, indem insonderheit die elende Schreibart des zweyten unmöglich vom Hieronymus herrühren kann. Vergebens haben sich einige Neuere auf eine Stelle des Caßiodorus im sechsten Jahrhunderte (Institut. ad divin. lection. c. 32.) berufen, wo derselbe das Lesen der Märtyrergeschichten empfielt, die man unter andern in dem Brief des Hieronymus an den Chromatius und Heliodorus antreffen soll. Denn er kann weder diesen Brief, noch das jenem Lehrer zugeschriebene Martyrologium, das gar keine Geschichten, sondern nur Nahmen enthält, verstanden haben; ja es dringt sich hier fast die Vermuthung auf, daß eben diese Stelle Gelegenheit zur Erdichtung der beiden Briefe gegeben habe. Am Ende eben deßelben Jahrhunderts redet zwar der römische Bischof Gregorius der erste von einem Martyrologium, das in seiner Kirche ge-

 braucht

J. n. C. G. 363 bis 430. braucht werde; (L. VIII. Ep. 29.) aber ohne im geringsten zu verstehen zu geben, daß Hieronymus Verfaßer dieses Verzeichnißes sey. Diese Meinung fängt erst seit den Zeiten des Beda, oder seit dem Anfange des achten Jahrhunderts an, aufzukommen, wird bald herrschend und entscheidend vorgetragen. Daß Hieronymus würklich eine solche Schrift zusammengetragen haben sollte, davon trifft man keine sichere Spur an; es ist also glaublich, daß ein Verzeichniß dieses Inhalts, dergleichen vom vierten Jahrhunderte an mehrere abgefaßt worden sind, unter dem ehrwürdigen Nahmen desjenigen ausgebreitet worden sey, der die Verehrung der Märtyrer so hitzig vertheidigt hatte. Genug, die neuern römisch-katholischen Gelehrten, welche auf die Bekanntmachung und Erläuterung der für ihre Kirche so wichtigen Heiligengeschichten und Martyrologien, seit dem sechszehnten Jahrhunderte so ungemeinen Fleiß wandten, sahen sich äußerst begierig um, ob sie nicht das vermeinte Martyrologium des Hieronymus ausfindig machen könnten; besonders da Ado, vermuthlich ein westfränkischer Erzbischof im neunten Jahrhunderte, der ein solches Verzeichniß hinterlassen hat, eines ältern römischen gedenkt, das er genützt habe, und von dem man nicht zweifelte, es sey die Arbeit des Hieronymus gewesen. So dachte auch Baronius, als er das sogenannte römische Martyrologium zu Rom im Jahr 1586. in Folio dergestalt verbeßert und erläutert ans Licht stellte, daß seine Ausgabe die Grundlage aller folgenden in seiner Kirche geworden ist. Nicht lange nach seinem Tode glaubte der niederländische Jesuit, Heribert Rosweyde das so sehnlich gesuchte Martyrologium des Hieronymus entdeckt zu haben, und gab es mit dem vom Ado geschriebenen zu Antwerpen im Jahr 1613. Fol. heraus. Doch fand er hierinne keinen durchgängigen Beifall in seiner Kirche. Inson-

sonderheit behauptete Franciscus Maria Fioren- J. n.
tini, ein Arzt zu Lucca, das ächte Martyrologium C.G.
des Hieronymus werde von ihm allein in folgen- 363
dem Werke zum Vorschein gebracht: Vetustius Oc- bis
cidentalis Ecclesiae Martyrologium, D. Hiero- 430.
nymo a Cassiodoro, Beda, Walfrido, Notkero, aliisque scriptoribus tributum, quod nuncupandum esse Romanum, a Magno Gregorio descriptum, ab Adone laudatum, proximioribus seculis praeteritum et expetitum, non leviora argumenta suadent. (Lucae. 1668. fol. 1072. S.) Eigentlich hatte zwar schon einige Zeit vorher der Benediktiner Lucas d'Achery dieses Verzeichniß herausgegeben. (Spicilegium sive Collectio veter. aliquot Scriptt. T. IV. p. 617. Paris. 1655. sq. 4. oder T. II. p. 1 - 23. Paris. 1723. fol.) Allein dieser war weit davon entfernt, es dem Hieronymus beyzulegen, und folgte vielmehr dem Valesius, der bey Gelegenheit des vom Rosweyd gepriesenen Martyrologium, von beyden seine Meinung in einer besondern Abhandlung sagte, (Dissertat. de Martyrologio Romano, post Eusebii Hist. Eccl. p. 783. sq. ed. Taurin.) Doch Fiorentini, der es in einer etwas andern Gestalt, und aus andern Handschriften abdrucken ließ, gab sich desto mehr Mühe, seine Meinung in einer langen Abhandlung zu vertheidigen. Er fügte außerdem einen weitläufigen Commentarius, und viele besondere Untersuchungen über die älteste Geschichte und kirchliche Gebräuche hinzu. Gelehrsamkeit und Belesenheit ist in diesem allem genug; aber ungleich weniger Beurtheilung: und der Verfaßer hat daher auch seinen Hauptzweck nicht erreicht.

Die erste vollständigere Sammlung der Werke des Hieronymus, die nach den sehr mangelhaften Versuchen des funfzehnten Jahrhunderts, im Drucke

J. n. C. G. 363 bis 430.

erschien, wurde vom Erasmus veranstaltet, und war auch die erste vorzügliche. Er, der zuerst die Kirchenväter, an statt der unbegränzten Verehrung so vieler Jahrhunderte, freyer und richtiger schätzen, ihre Schriften kritisch behandeln, und zum Vortheil der theologischen Gelehrsamkeit nützen lehrte, leistete diese Dienste unter andern auch dem Hieronymus. Eifrigere Mitglieder seiner Kirche haben ihn beschuldigt, daß er nur deswegen diesen Kirchenlehrer, wie die übrigen, mit großen Lobsprüchen überschüttet habe, damit ihm der Tadel, mit welchem er denselben nicht selten belegte, desto weniger verargt werden möchte. Ein Vorwurf, der zwar seinen guten Grund haben mag; der aber dennoch nicht gegen den Erasmus hätte gebraucht werden sollen. Denn er konnte sich kaum durch demüthige Verbeugungen, die er den Kirchenvätern machte, bey seinen Zeitgenoßen eine nur erträgliche Aufnahme der über dieselben gefällten dreistern Urtheile verschaffen. Sein langer Umgang mit den Schriften des Hieronymus setzte ihn in den Stand, mehrere unächte von denselben abzusondern; mit Hülfe vieler Handschriften verbesserte er den Text, und seiner großen Gelehrsamkeit ist man viele treffliche Erläuterungen schuldig. Wenn gleich nicht alle seine Muthmaßungen einen gewißen Grad von Stärke haben; so öffnen sie doch überhaupt, wie seine Urtheile, viele neue Wege der Untersuchung. Seine Ausgabe erschien zu Basel, vom Jahr 1516 bis 1520. in neun Foliobänden, wovon der lezte auch dem Fleiße des Joh. Oecolampadius daselbst manches zu danken hat. Sie wurde nicht allein zweymal zu Basel, sondern auch zu Lyon und Paris nachgedruckt. So übel die hitzigen Verehrer der Kirchenväter mit derselben zufrieden waren; so war sie doch eine geraume Zeit die einzige Ausgabe, deren sie sich bedienen konnten. Die Protestanten, denen sie weniger mißfiel, ließen ihr gleichwohl in

den

den ältern Zeiten nicht alle Gerechtigkeit wiederfah- J. n.
ren, weil sie den Herausgeber beinahe immer als ei- C. G.
nen Verräther der erkannten Wahrheit ansahen, und 363
die Schriften der Kirchenväter noch keines anhalten- bis
den Studiums würdigten. 430.

Damit aber endlich die römische Kirche eine nach den herrschenden rechtgläubigen Gesinnungen eingerichtete Ausgabe der Werke des **Hieronymus** besitzen möchte, stellte **Marianus Victorius**, ein italienischer Geistlicher, zuletzt Bischof zu **Reate**, oder **Rieti**, eine neue zu Rom seit dem Jahr 1565. in neun Foliobänden zierlich gedruckte ans Licht. Er berichtigte allerdings den Text von neuem, nach mehr als zwanzig Handschriften; aber es war zugleich seine vornehmste Absicht, die Ausgabe des **Erasmus**, von deßen Geiste er schlechterdings nichts hatte, und dem er auch an Wißenschaft lange nicht gleich kam, herabzusetzen, besonders seine Anmerkungen zu widerlegen. Man erachtet daher leicht, was man von seiner Versicherung denken müße, daß er mehr als funfzehnhundert Stellen, die **Erasmus** verfälscht oder unaufgeklärt gelaßen, nebst einer Menge von Irrthümern deßelben, verbeßert habe. An Vollständigkeit der gesammleten Schriften hat er ihn nicht übertroffen; er hat auch meistentheils die von demselben gewählte Ordnung beybehalten, und viele nicht zu verachtende Anmerkungen beygefügt. Daher ist diese Ausgabe sogleich allgemein beliebt in der römischen Kirche geworden. Sie wurde nicht allein zu **Antwerpen** im Jahr 1579. mit seiner Theilnehmung abermals gedruckt, wobey die harten Stellen wider den **Erasmus** einige Milderung erhielten; sondern eben dieses ist auch viermal zu **Paris**, und einmal zu Cöln geschehen. In den Pariser Ausgaben von den Jahren 1609. 1623. und 1643. sind noch Anmerkungen vom **Friedrich Morel**,

 Hein-

J. n. C. G. 363 bis 430. Heinrich Grave und Fronton le Duc hinzugekommen.

Beyde Ausgaben und ihre Vorzüge suchte ein evangelischer Theologus zu Gotha, Adam Tribbechov, nützlich zu verbinden. Er ließ die Werke des Hieronymus zu Frankfurt am Mayn im Jahr 1684. in zwölf Foliobänden abdrucken. Der erasmischen Ausgabe folgte er zwar hauptsächlich; rückte aber außer deßen Anmerkungen, die vom Marianus Victorius, H. Grave, F. le Duc und Latinus Latinius herrührenden, nebst den verschiedenen Lesearten des Victorius, ein. So wenig Eigenes er dabey geleistet hat; so übertrifft doch diese Sammlung die vorhergehenden an Brauchbarkeit.

Mit neuen Hülfsmitteln zu einer vollkommenern Ausgabe der Schriften des Hieronymus versehen, unternahmen die beiden französischen Benediktiner aus der Congregation des h. Maurus, Johann Martianay und Anton Pouget dieselbe, zu Paris seit dem Jahr 1693; und da der leztere nach der Ausgabe des ersten Bandes gestorben war, vollendete sie seitdem Martianay allein, bis zu dem fünften Bande, der im Jahr 1706. herauskam. Die äußerliche Schönheit dieser Ausgabe, eine größere Vollständigkeit, manche Verbeßerungen und gute Erläuterungen, und überhaupt ein nicht geringer Fleiß der Herausgeber, verschafften ihr eine Art von neuem Werthe; ohne daß sie doch die Erwartung der Gelehrten, nach so vielen wohlgerathenen Bemühungen um diese Schriften, die vorhergegangen waren, befriedigt hätte, und den übrigen Benediktinerausgaben von Kirchenvätern gleich gekommen wäre. Das Wichtigste glaubten sie im ersten Bande gethan zu haben, welcher Hieronymi Divinam Bibliothecam

cam antehac ineditam in sich faßt. Weil nemlich J. n.
Hieronymus mit diesem Nahmen die heilige Schrift C. G.
belegt hatte, wie man es auch in den mittlern Zeiten 363
öfters that; so sammleten sie unter dieser vielverspre- bis
chenden und jezt ungewöhnlichen Aufschrift alles, was 430.
sie von seinen theils neuen theils verbeßerten lateinischen Uebersetzungen derselben ausfindig machen konnten, darunter auch einiges Neue, aus Handschriften aufs genaueste. Eine an sich recht nützliche Veranstaltung, durch welche jene Arbeiten des Hieronymus, so weit sie noch übrig sind, ziemlich in ihrer ächten Gestalt dargestellt werden. Sie würde aber noch vortheilhafter ausgefallen seyn, wenn die Herausgeber einen größern Vorrath von verschiedenen Lesearten beigebracht, und in den nöthigen Berichtigungen, Vergleichungen und andern Erläuterungen, weniger sparsam gewesen wären. Den Fehler, welchen sie gleich anfänglich begiengen, die am Rande der Uebersetzung des Hieronymus in den Handschriften befindlichen Anmerkungen, welche die Uebersezzung gegen die hebräische Urschrift halten, ihm selbst beizulegen, da sie doch von einem getauften Juden des neunten Jahrhunderts herkommen, gestanden sie nachmals selbst beym ersten Buch Samuels. (p. 327.) Hingegen vermieden sie auch durchgehends das Versehen der ältern Ausgaben, in welchen die neuere masorethische Leseart im Hebräischen, an statt der alten des Hieronymus, die er mit lateinischen Buchstaben ausdrückt, eingeschoben worden war. Im zweyten, dritten und im Anfange des vierten Bandes, lieferte Martianay die Commentarien und andere Erläuterungsschriften des Verfassers über die Bibel; in dem übrigen Theil des vierten Bandes seine Briefe und Streitschriften; so wie im fünften die unächten Werke deßelben, und Nachrichten von seinem Leben. Die erasmische Ausgabe liegt zwar bey dieser offenbar zum Grunde;

J. n. C. G. 363 bis 430.

aber ihre lehrreichen Anmerkungen sind hier viel zu wenig genützt worden. Noch weniger Gebrauch haben die Herausgeber von der victorischen Ausgabe gemacht: und Martianay selbst ist bey einer Menge von Stellen, mit welchen sich die Kritik hätte beschäftigen sollen, stillschweigend vorübergegangen. Die neue Ordnung, welche er getroffen hat, zeugt eben nicht von vieler Ueberlegung und Untersuchung. Mitten unter den biblischen Erklärungsschriften stehen Briefe, freylich von ähnlichem Inhalte; die aber der Herausgeber ganz unschicklich kritische genannt hat. Keine Klaße von Schriften des Hieronymus ist nach der Zeitfolge gestellt: daher stehen insonderheit die Briefe, bey deren meisten solches leicht möglich gewesen wäre, in einer sonderbaren Verwirrung. Außer den Einleitungen zum ersten und zweyten Bande, auch einer über alles Maaß gedähnten Ergänzung und Erläuterung des Buchs von den eigenthümlichen hebräischen Nahmen, findet man sonst sehr selten vorläufige Nachrichten von jeder beträchtlichen Schrift. Auch die Anmerkungen sind in geringer Anzahl, meistentheils mager, zur Aufklärung so vieler dunkeln Stellen unzulänglich, öfters mit persönlichen Streitigkeiten angefüllt, und in der Rettung des Kirchenlehrers unglücklich. Endlich die Appendix curiosissima in gratiam discipulorum Hieronymi, ac studiosorum divinae scripturae, mit welcher der fünfte Band beschloßen wird, ist ein seltsames Gemische von theologischen, exegetischen, polemischen und andern Sätzen, die Martianay nicht vergebens wollte zusammen getragen haben. Es ist wahr, daß Clericus in dem oben angeführten Buche ihn und seine Ausgabe bisweilen etwas zu bitter und verächtlich behandelt; aber in den Hauptvorwürfen gegen dieselbe hat er Recht, und war vom Martianay, einem überhaupt sehr heftigen Gegner sogenannter Ketzer, auch dazu gereizt worden. Rich.

Simon

Simon hat ebenfals den ersten Band seiner Ausgabe in einer besondern Schrift scharf getadelt. J. n. C. G. 363 bis 430.

Wegen aller dieser Mängel der Benediktinerausgabe, war ein Geistlicher zu Verona, Dominicus Vallarsi, darauf bedacht, eine vorzüglichere zu besorgen. Er stellte sie mit Beihülfe anderer dortigen Gelehrten, besonders des Marchese Maffei, zu Verona, seit dem Jahr 1734 bis zum Jahr 1742, in eilf Foliobänden ans Licht. Sie verdunkelte allerdings die vorhergehende in mancherley Betrachtung. Zuerst war sie vollständiger als diese: insonderheit wurden zehn Briefe, wenn gleich nicht vom Hieronymus, doch zu seiner Geschichte gehörig, oder von ihm aus dem Griechischen übersetzt, eingerückt. Vallarsi hält darunter vier (den 92sten und die drey folgenden,) für so wichtig, daß er glaubt, sich durch die Bekanntmachung derselben allein genugsam um den Hieronymus verdient gemacht zu haben. Es ist das Synodalschreiben des Theophilus zu Alexandrien, an die Bischöfe von Palästina und Cypern; das Schreiben einer Synode zu Jerusalem an ihn; ingleichen zween andere von dem Bischof Dionysius zu Lydda, und Anastasius zu Rom; welche alle in der Geschichte der origenianischen Streitigkeiten angeführt worden sind. Weiter war auch Vallarsi der erste, der die sämmtlichen Briefe des Hieronymus, so weit es nur möglich war, in eine genauere chronologische Ordnung brachte. Den Text aller Werke hat er aus Handschriften, die man zum Theil aus dem sechsten oder siebenten Jahrhunderte zu Verona besitzt, und aus alten Ausgaben oft glücklich berichtigt. Jedem Buche ist eine brauchbare Einleitung vorgesetzt, und an erläuternden Anmerkungen hat es Vallarsi auch nicht fehlen laßen. Aber hier ist es eben, wo man seine Schwäche zuerst entdeckt. In chronologischen, historischen und verwandten Unter-

J. n. tersuchungen zeigt er eine ziemliche Uebung; aber tie-
C.G. fer und freyer in den innern Gehalt einer jeden
363 bis Schrift einzudringen, darf man von ihm ganz und
430. gar nicht erwarten. Seine Verehrung gegen den Hieronymus geht, ohngefähr wie beym Martianay, so weit, daß jeder, wer denselben tadelt, oder von ihm bestritten worden ist, in seinen Augen als Ketzer oder Bösewicht erscheint. Daher begegnet er auch dem edeln freymüthigen Erasmus so beleidigend und unverständig. (Praefat. in Tom. I. p. VI.) Seine Lebensbeschreibung des Hieronymus (Tom. XI. p. 1 - 240.) ist ganz in dieser Denkungsart abgefaßt: ausführlich und weitschweifig genug, in den Erörterungen des historischen Fadens bis auf Kleinigkeiten fleißig und genau; aber für denjenigen, welcher nicht bloß bewundern, sondern auch prüfen, und sich auf allen Seiten eines berühmten und verdienten Mannes belehren will, viel zu mager. Ausser den eingerückten Anmerkungen der Benediktinerausgabe, hat er von seinen Vorgängern weit weniger entlehnt, als man wünschen möchte. Dies erhält die drey ältesten Ausgaben noch immer in einigem Werthe. Vallarsi hatte gleichwohl nicht Ursache, so viel Vertrauen gegen sich blicken zu laßen; seine Sprachwißenschaft ist noch lange nicht vortrefflich: und er ist nicht einmal ein rechter Kenner des ächten römischen Latein, wie es ein Herausgeber des Hieronymus vorzüglich seyn muß. Uebrigens lobt er zwar die Gelehrsamkeit und den nützlichen Fleiß des Martianay; hält auch die wider denselben geschriebenen Bücher des heterodoxen Clericus und des catholischen Simon, nicht für würdig, darauf zu antworten. Aber er zeigt doch auch die Fehler seiner Ausgabe mit ziemlicher Schärfe an; er widerlegt ihn häuffig und nachdrücklich. Noch war also die Ausgabe des Vallarsi nicht vollendet, als einer von den Mitbrüdern des verstorbenen Martia-

nay im Benediktinerorden, (in der Explication de J. n.
divers Monumens, qui ont rapport à la religion des C.G.
peuples anciens, p. 374. sq. à Paris, 1739. 4.) mit 363 bis
großer Hitze deswegen über ihn herfiel. Allein Val- 430.
larsi versicherte am Ende der Vorrede zum eilften Bande ganz kurz, daß er, nachdem er diese Erinnerungen der Benediktiner, welche ein ausschließendes Recht an die Ausgaben von Kirchenvätern zu haben glaubten, gelesen hätte, nicht das geringste in der seinigen zu verbeßern finde. Sie ist im J. 1766. fg. in groß Quart wieder aufgelegt worden; aber, so viel ich weiß, ohne Veränderungen.

Das Leben eines Mannes, wie Hieronymus war, zu beschreiben, hat, welches man leicht aus dem vorhergehenden Versuche erkennt, so viele Schwierigkeiten, daß es nicht zu verwundern ist, wenn man unter einer beträchtlichen Anzahl vorhandener Biographieen deßelben, noch keine einzige würdige antrifft. Selbst nur ein kurzes historisches Gemählde von ihm zu entwerfen, erfordert eine sehr geschickte Vertheilung des Lichts und Schattens, wobey man es gar nicht wagen darf, auf Kosten der Natur und treffendsten Aehnlichkeit glänzen zu wollen. Die alte lateinische Lebensbeschreibung von ihm, welche ein Ungenannter hinterlaßen hat, und die Herausgeber der Werke des Hieronymus mit denselben haben abdrucken laßen, wie Martianay an der Spitze des fünften Bandes, ist eine sehr mittelmäßige Sammlung seiner Lebensumstände, und einsichtslose Anpreisung seiner Schriften. Sein Leben vom Erasmus ist der Anfang zu etwas beßern; aber auch verbunden mit verschiedenen seiner zerstreueten Anmerkungen, nicht hinlänglich, und zu reich an übertriebenen Lobeserhebungen. Dü Pin war der erste, der etwas Vollständigeres von dieser Art, und sogar in der Abschilderung einiger Züge, Freymüthigeres aufsetzte. (Nou-

J. n. (Nouvelle Bibliotheq. des Auteurs Eccles. Tome
C. G. III. pag. 100 - 140.) Doch außer den Fehlern, die
363 bis ihm Simon, gleichsam nur zur Probe, vorwarf,
430. (Critique de la Bibliotheq. de M. Dupin, Tome I.
p. 110. sq. à Paris. 1730. 8.) muß man auch gestehen, daß er noch ungleich mehr, was zu einer gründlichen und unpartheyischen Beurtheilung gehört, vorbeygelaßen, als gesagt hat. Tillemont hat ihn an Ausführlichkeit und Genauigkeit, aber nur von einer gewissen Seite, in Rücksicht auf alle Begebenheiten und Umstände des Lebens, chronologische Bestimmung derselben, Streitigkeiten, Nachrichten von andern Personen, welche in der Geschichte des Hieronymus merkwürdig sind, und dergleichen mehr, übertroffen. (Mémoires, Tome XII. p. 1 - 356. ed. de Paris.) Bey den Schriften deßelben hingegen verweilt er sich, nach seiner Gewohnheit, viel zu kurz: und weder als Gelehrten, noch als Mönch betrachtet, beurtheilt er ihn mit einiger nöthigen Schärfe. Wenn er also gleich, wie oben bemerkt worden ist, (S. 15. 35.) bisweilen eine kleine, würklich unerwartete Anlage zur freyern Beurtheilung des Hieronymus zeigt; so scheint solches hauptsächlich daher zu rühren, weil er als ein Jansenist dem Augustinus, mit welchem sich jener nicht immer vertrug, weit mehr ergeben war, auch die kriechende Verehrung der römischen Bischöfe am Hieronymus nicht wohl vertragen konnte. In einer ganz andern Denkungsart schrieb Martianay sein Buch: La Vie de St. Jerôme. Paris, 1706. 4. Die Ordnung deßelben, die Auszüge aus den Schriften des Hieronymus, und die Schreibart selbst, würden es angenehm genug machen, wenn es nur nicht vom Anfange bis zum Ende, Lobrede und partheiische Vertheidigungsschrift, oft in einem unausstehlich hohen und declamirenden Tone, wäre. Ihm steht billig sogleich der italienische Franziskaner, Sebastian Dolci, zur Seite,

deßen

deßen Schrift: Maximus Hieronymus vitae suae scriptor. Anconae. 1750. 4. sich schon durch ihre Aufschrift verräth. Freylich läßt sich Hieronymus sehr richtig aus seinen eigenen Schriften zeichnen; aber nicht alsdann, wenn man ihn, wie dieser Verfaßer, nur bloß zu seinem Vortheile, und über seine Gegner triumphirend, auftreten läßt. Auch der neueste mir bekannt gewordene Biograph des Hieronymus, der Jesuit **Johann Stilting**, (in Actis Sanctorum Septembris, Tom. VIII. pag. 418-688. Antverp. 1762. fol.) ist durchgehends ein erklärter Panegyrist und Apologet deßelben. Er hat allerdings seine Vorzüge: eine große Fruchtbarkeit an Nachrichten aller Art vom Hieronymus; viele Sorgfalt in der Aufklärung seiner Lebensumstände und Schriften, von welchen leztern er die Zeit manchmal noch genauer als Vallarsi bestimmt; und andere nützliche Anmerkungen. Allein so mühsam und umständlich oft seine Erörterungen über kleine Gegenstände sind; so flüchtig berührt er meistentheils die wichtigern. Dieser Schriftsteller, der gegen dreyßig Folioseiten über die Verehrung des Hieronymus nach seinem Tode, über seinen Körper, andere Reliquien, Feste, Erscheinungen, und ähnliche Saalbadereyen, zusammengetragen hat, giebt von keinem beträchtlichen Werke deßelben eine so geprüfte Nachricht, woraus man deßen vollständigen Inhalt, die Methode, den Werth deßelben, und die Fehler, welche er darinne begangen hat, ersehen könnte. Aber ihn gegen allen und jeden Tadel zu vertheidigen, das sah **Stilting** weit mehr als eine treue historische Darstellung, für seine Hauptpflicht an. Daraus ist der seltsame Schritt erwachsen, daß er den Anfang seiner Lebensbeschreibung mit demjenigen macht, was mehr als eine natürliche Folgerung aus derselben, zulezt stehen sollte, wenn es anders nöthig war: mit einer Rettung des Hieronymus gegen manche Vorwürfe

J. n. C.G. 363 bis 430.

des

J. n. des Tillemont. Er findet überhaupt, (p. 454.)
C. G. daß dieser Schriftsteller mehr gelehrt, als dem
363 heiligen Hieronymus ergeben gewesen sey: eine
bis
430. unbegreifliche Beschuldigung gegen einen Geschichtschreiber. Allein es konnte ihm nicht anders als unverzeihlich vorkommen, daß Tillemont sich erkühnt hatte, die heftigen Leidenschaften des Hieronymus zu tadeln, ihm sogar gewißermaaßen den Rufinus, an ruhigerm Sinn und Leben, vorzuziehen. — Man sollte erwarten, daß die protestantischen Schriftsteller, die eben so geneigt sind, Fehler in den Kirchenvätern aufzusuchen, als bereit, ihr Gutes zu schätzen, unpartheiischere Lebensbeschreibungen des Hieronymus aufgesetzt haben möchten. Doch außer vielen besondern und wohlgerathenen Beurtheilungen deßelben, die sie gelegentlich in andern Büchern anbrachten, haben sie nichts Erhebliches von dieser Art geleistet. Cave (Histor. Litterar. Scriptor. Ecclesiastic. pag. 268. Basil. 1741. fol.) mischt kaum eine schüchterne Anzeige von dem ungestümen Betragen des Hieronymus in seinen Streitigkeiten, unter die unmäßigsten Lobsprüche deßelben. Oudin, der dieses abschreibt, (Commentar. de Scriptoribus Ecclesiasticis, Tom. I. pag. 790-882.) setzt noch eine sehr ausführliche Beschreibung der drey ältern Hauptausgaben des Hieronymus hinzu. Was beyde von seinen Lebensumständen und Schriften melden, giebt zwar einen für gemeine Leser hinlänglichen aber im Grunde unbestimmten Begriff. In einem ganz andern Geiste, und mit sehr scharfsichtigen Blicken, ist diejenige Abschilderung des Hieronymus abgefaßt, die man neulich in einem allgemein beliebten Buche, (Zimmermann über die Einsamkeit, Erster Theil, Seite 261-326. Leipzig, 1784. 8.) gelesen hat. Ein Feuer belebt sie, wie den Hieronymus selbst, wenn er seine Gegner, aber nicht so wahr, zeichnete; man kann dabey zugleich die große Kunst des Verfaßers,

faßers, die dem bloßen Geschichtschreiber keineswegs vergönnt ist, und seine ausnehmende Gabe, unterhaltend zu schreiben, nicht verkennen.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Fernere Geschichte der Manichäischen und Donatistischen Streitigkeiten.

Die Origenianischen Streitigkeiten, welche bisher Gelegenheit gegeben hatten, das Leben und die Gaben zween der berühmtesten Lehrer der Kirche, die daran Antheil nahmen oder nehmen mußten, des Chrysostomus und Hieronymus, zu beschreiben, waren nicht die einzigen ältern Religionshändel, noch aus dem dritten Jahrhunderte, und dem Anfange des vierten, welche die Christen auch gegen das Ende des vierten, und weit hinein in das fünfte, beschäftigten. Man sah zu dieser Zeit die Manichäischen, welche sich lange unter den übrigen ohne vieles Geräusche fortgeschlichen hatten, lebhafter als jemals vorher, unter den Christen getrieben werden, und die Donatistischen zu neuen, sehr merkwürdigen Auftritten Veranlaßung geben. Eine Hauptperson in beiden dieser Streitigkeiten war Augustinus; und doch spielte er noch eine wichtigere Rolle in den Pelagianischen.

Den Ursprung und die erste Ausbreitung des Manichäismus aus seinem Vaterlande Persien in einige Gegenden des römischen Reichs, bis gegen den Anfang des vierten Jahrhunderts, hat man in der frü-

J. n. frühern Geschichte gelesen. (Th. IV. S. 400 = 421.)
C.G. Das eben daselbst (S. 420.) angeführte äußerst
363 scharfe Gesetz, das Diocletianus um das Jahr 290.
bis wider die Manichäer in Africa gegeben haben soll,
430. setzt freylich eine nicht sehr wahrscheinliche Vermehrung derselben in diesem Welttheil, so bald nach ihrem Aufkommen in einem weit davon entfernten Lande, voraus. Doch wird es auch begreiflich, wie der heydnische Kaiser, dem an den kirchlichen Partheien unter seinen christlichen Unterthanen wenig gelegen seyn konnte, auf den Bericht des Statthalters vom römischen Africa, so streng mit ihnen verfahren sey. In der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts, pflanzte sich diese Parthey immer fort, ohne großes Aufsehen zu erregen. Da der Arianismus und die donatistischen Händel so viele Unruhen stifteten: so scheinen die Manichäer weniger bemerkt worden zu seyn, und also auch desto weniger gelitten zu haben. Eine Nachricht des Ammianus Marcellinus, (Hist. L. XV. c. 13.) daß der ältere Constantinus, als er die verschiedenen ketzerischen Religionspartheien im Reiche, (superstitionum sectas) wie die Manichäer, und ihres gleichen, genauer kennen lernen wollte, sich dazu des Strategius, den man ihm deswegen empfolen hatte, bedient, und ihn nachher Musonianus genannt habe, eines Mannes, der endlich bis zur Oberstatthalterschaft der Morgenländer gestiegen sey; diese Nachricht steht zu abgebrochen und einzeln hingeworfen da, als daß sie lehrreich seyn könnte. Es kommen aber auch andere Spuren um die Mitte des gedachten Jahrhunderts vor, daß die Manichäer die Aufmerksamkeit der Fürsten und Großen erregt haben. Valesius hat es ziemlich wahrscheinlich gemacht, (Not. ad Socrat. Hist. Eccl. Libr. I. c. 22.) daß in einer Stelle des Libanius, (Libr. IV. Ep. 140.) wo er dem Statthalter von Palästina gewiße Leute empfielt, welche der Sonne

ohne

ohne blutige Opfer dienten, Gott in der zweyten J. n.
Benennung verehrten, enthaltsam wären, den Tag C.G.
des Todes für einen Gewinn hielten, zwar an vie- 363
len Orten, aber nur in geringer Anzahl, sich be- bis
fänden, welche niemanden beleidigten, und gleich- 430.
wohl von manchen gedrückt würden, keine andere als die Manichäer verstanden werden können, die er nur bey ihrem verhaßten Nahmen nicht nennen wollte. Es scheint, daß sie unter Nachsicht der Obrigkeit, aber nicht vermöge besonderer Gesetze, verfolgt worden sind.

An Streitschriften gegen sie, fehlte es in diesen Jahren noch weniger: zu einem Merkmal, daß diese Parthey auch ihre Schriftsteller hatte, welche Eindruck machten. Daß der berühmte Lehrer der Beredsamkeit zu Rom, **Victorinus**, um die Mitte des vierten Jahrhunderts, eine **Widerlegungsschrift** des **Manichäers Justinus** aufgesezt habe, davon hat man schon anderwärts eine Anzeige gefunden. (Th. VI. S. 21. fg.) Auch die ähnliche, aber griechische Schrift des **Serapion**, Bischofs zu **Thmuis** oder **Thmupolis** in Aegypten, aus gleichem Zeitalter, ist in der ältesten Geschichte der Manichäer bereits angeführt worden. (Th. IV. S. 420.) Sie ist nur kurz, und von keiner besondern Erheblichkeit. (Serapionis adversus Manichaeos liber, in Canisii Thesauro Monument. Ecclesiast. et Historic. Vol. I. p. 43-55. ed. Basnag.) **Serapion** dringt zuerst darauf, daß die Sünde keine Substanz, sondern nur eine aus falscher Wahl entstandene Handlung sey. Er widerlegt sodann die Meinung, als wenn der Körper seiner Substanz nach böse wäre, dadurch, daß derselbe, dieses vorausgesetzt, unmöglich ein Sitz der Tugend und Tempel Gottes seyn könnte. Die Grundsätze der Manichäer findet er desto ungereimter, da sich der Körper öfters beßer betrage, als selbst die Seele; auch

J. n. C. G. 363 bis 430.

zieht er aus den Beyspielen der Beßerung in der heiligen Schrift, die Folge, daß die Substanz des Menschen vor und nach der Bekehrung einerley sey.

Ausführlicher, und mit größerm Ruhm in der alten Kirche, schrieb **Titus**, Bischof zu **Bostra**, der damaligen Hauptstadt von Arabien, gleichfals in griechischer Sprache, ein Werk wider die **Manichäer**, das man auch in der ebengedachten Sammlung (Vol. I. p. 59-162.) findet, wo es zuerst in der Urschrift erschienen ist. Er lebte unter dem **Constantius** und seinen Nachfolgern, bis auf den **Valens**. Wie gehäßig sich der Kaiser **Julianus** gegen ihn bezeigt habe, ist in der Geschichte deßelben erzählt worden. (Th. VI. S. 321. fg.) Er hatte auch einen **Commentarius** über den **Lucas** hinterlaßen; von welchem aber jezt nur noch Auszüge in einer Sammlung mehrerer Schriftauslegungen der Kirchenväter über dieses Buch, die sich handschriftlich in der königlichen französischen Bibliothek befindet, vorhanden sind. Selbst von seinem Werke wider die **Manichäer**, das aus vier Büchern bestand, sind nur die drey ersten übrig geblieben. Im ersten und zweyten widerlegt er die **Manichäer** zum Gebrauch der **Heyden**; im dritten aber sucht er die Christen vor denselben zu warnen. Ein kurzer Auszug seiner Gründe verdient wohl hier einen Platz zu haben.

Alle diejenigen, so fängt **Titus** an, welche sich bemühen, die Ursachen der Sünden von Gott zu entfernen, nennen ihn heilig und wahrhaftig, leugnen auch nicht, daß er für uns Sorge trage; eignen aber eben so richtig den Menschen allein ihre Sünden zu. Denn sonst sind sie, indem sie eine Kleinigkeit heilen wollten, in eine weit gefährlichere Krankheit, in das Leugnen der göttlichen Vorsehung, verfallen. So hat **Manes**, als er beweisen wollte,

daß Gott nicht der Urheber des Bösen sey, ihm, dem J. n.
Ungezeugten und Lebendigen, das Böse, als eine C.G.
ungebohrne, lebendige und ewige Substanz, die ihm 363
stets widerstrebe, und niemals gänzlich ausgerottet bis
werden könne, entgegengesetzt. Wir hingegen, die 430.
wir die Sünden bey den Menschen für heilbar halten, weil wir sie nicht von einem feindseeligen Grundwesen herleiten, machen Gott nicht so schwach gegen das Böse, und erleichtern uns auch die Beßerung. Schon die natürlichen Begriffe streiten mit der Lehre des Manes von zwey widerwärtigen Grundwesen. „Es war, schreibt er, Gott und die Materie; das Licht und die Finsterniß, das Gute und Böse, einander in allem höchst zuwider.“ Nach seiner Meinung sind sie von einander getrennt; mithin ist keines von beyden uneingeschränkt und unendlich. Weiter folgt daraus, daß jedes seinen besondern Ort habe; alsdann wäre aber der Ort älter, als diese Grundwesen; oder er machte gar ein drittes aus: denn es läßt sich sonst nicht sagen, was jene beyde von einander scheiden sollte. Ueberhaupt läßt es die Vernunft gar nicht zu, daß es zwey Grundwesen gebe. Was diesen Nahmen mit Recht führen soll, muß älter als alles übrige seyn, und über dasselbe die Herrschaft führen. Eben so wenig laßen sich zwey einander als Substanzen entgegengesetzte Wesen denken, weil sie schon in ihrer Natur mit einander übereinkommen müßen; aber widrige Eigenschaften laßen sich wohl bey denselben annehmen. Sobald etwas als ungebohren festgesetzt wird, so kann es einem andern ungebohrnen unmöglich zuwider seyn. Zwar sagen die Manichäer, man müße alles, was Gott zuwider ist, auch mit widrigen Nahmen nennen, wie zum Beispiel, Finsterniß und Böses. Wenn wir also Gott die Wahrheit nennen: so wird das andere Grundwesen Lüge heißen müßen. Allein solchergestalt wird dieses gar nicht vorhanden

J. n. C. G. 363 bis 430.

zieht er aus den Beyspielen der Beßerung in der heiligen Schrift, die Folge, daß die Substanz des Menschen vor und nach der Bekehrung einerley sey.

Ausführlicher, und mit größerm Ruhm in der alten Kirche, schrieb Titus, Bischof zu Bostra, der damaligen Hauptstadt von Arabien, gleichfals in griechischer Sprache, ein Werk wider die Manichäer, das man auch in der ebengedachten Sammlung (Vol. I. p. 59-162.) findet, wo es zuerst in der Urschrift erschienen ist. Er lebte unter dem Constantius und seinen Nachfolgern, bis auf den Valens. Wie gehäßig sich der Kaiser Julianus gegen ihn bezeigt habe, ist in der Geschichte deßelben erzählt worden. (Th. VI. S. 321. fg.) Er hatte auch einen Commentarius über den Lucas hinterlaßen; von welchem aber jezt nur noch Auszüge in einer Sammlung mehrerer Schriftauslegungen der Kirchenväter über dieses Buch, die sich handschriftlich in der königlichen französischen Bibliothek befindet, vorhanden sind. Selbst von seinem Werke wider die Manichäer, das aus vier Büchern bestand, sind nur die drey ersten übrig geblieben. Im ersten und zweyten widerlegt er die Manichäer zum Gebrauch der Heyden; im dritten aber sucht er die Christen vor denselben zu warnen. Ein kurzer Auszug seiner Gründe verdient wohl hier einen Platz zu haben.

Alle diejenigen, so fängt Titus an, welche sich bemühen, die Ursachen der Sünden von Gott zu entfernen, nennen ihn heilig und wahrhaftig, leugnen auch nicht, daß er für uns Sorge trage; eignen aber eben so richtig den Menschen allein ihre Sünden zu. Denn sonst sind sie, indem sie eine Kleinigkeit heilen wollten, in eine weit gefährlichere Krankheit, in das Leugnen der göttlichen Vorsehung, verfallen. So hat Manes, als er beweisen wollte,

daß

als wenn jemand, der den Adler hoch fliegen sähe, es J. n.
der Natur des Pferdes verübelte, daß es dieses nicht C.G.
auch vermag. Der Mensch muß so gut werden, als es 393
seiner Natur nach möglich ist: und dazu gehört An- bis
strengung. Von Natur hat ihn Gott weder gut noch 430.
böse gemacht; aber er hat ihm die Vernunft ertheilt, um jenes zu wählen. Schön ist er von Natur, wie Gold, wie Edelgestein, wie ein Werk Gottes; aber gut oder böse wird er erst durch Vorsatz. Mithin ist es eine Wohlthat für den Menschen, daß er sündigen kann, weil er nur durch Enthaltung davon bewährt wird. Indem wir sagen, Gott könne nichts Ungerechtes thun: so zeigt dieses Nichtkönnen keine Schwachheit an; sondern es gehört zur höchsten Vollkommenheit, nichts Ungerechtes zu wollen. Er ist gut durch die Freyheit seiner Natur: und so soll auch der Mensch durch die Freyheit seines Vorsatzes Gott nachahmen, durch welchen er die Tugend ehrt. Stellt jemand dagegen einen Menschen auf, der sich zwar zuweilen des Bösen enthalten will; aber sagt, er könne es nicht: so kömmt dieses von der Fertigkeit im Sündigen her, die gleich einer langen Krankheit nicht leicht gehoben werden kann. Die Manichäer wollen zwar auch daraus beweisen, daß zwo entgegengesetzte Naturen in uns sind, weil wir bald etwas Böses, bald wieder etwas Gutes denken. Allein daraus folgt weiter nichts, als daß wir beyderley denken; uns aber auch zu dem Beßern entschließen können. Man würde sonst eben so schließen müßen, das Gesicht sey eine Mischung aller Farben, weil es bald diese, bald jene, an den Gegenständen erkennt. Ihr Einwurf gegen die göttliche Vorsehung, der von den Unordnungen im Zustande der Menschen, von der ungleichen Vertheilung der Güter, vom Glück der Gottlosen, und dergleichen mehr, hergenommen ist, beweiset weiter nichts, als daß es nur auf Tugend

J. n. C.G. 363 bis 430. seyn können; das fällt auch in die Augen, wenn man Gott Unsterblichkeit, und das andere Grundwesen Untergang nennt. Auf die Frage, welche die Manichäer aufwerfen, woher denn die Unordnung in der Welt komme? antworten sie, aus Unwißenheit der göttlichen Regierung und Einrichtung, mit lauter Erdichtungen von der Materie, vom Lichte, und dergleichen mehr. Der Bischof zeigt umständlich, wie seicht dieselben sind; es würde aber nicht lehrreich seyn, ihm dabey nachzugehen.

Er nennt dieses auch selbst im Anfange des zweyten Buchs, mehr ein Spiel, als eine ernsthafte Streitigkeit, und geht nunmehr von derselben zum Beweise über, daß das Böse keineswegs als eine Substanz da sey, und daß es kein Gott widriges ewiges Grundwesen der Materie gebe. Wenn die Manichäer fragen, schreibt er, woher das Böse in der Welt entstanden sey? so antworten wir darauf: Da nur Ein Gott ist, der alles erschuffen hat, so ist nichts seinem Wesen nach böse; sondern alles sehr gut, und zu gewißen Absichten zubereitet; das Böse aber ist blos in den Sünden der Menschen, wenn sie die ihnen eingepflanzte Vernunft nicht, wie es in ihrer Gewalt steht, zur Ausübung der Tugend anwenden. Warum sind wir aber einer so großen Gefahr ausgesetzt, daß es auf uns ankömmt, ob wir gut oder böse sind? Deswegen, weil wir, wenn uns Gott so gemacht hätte, daß wir nicht sündigen könnten, auch niemals gut geworden wären. Wer es nicht in seiner Gewalt hat, Böses zu thun, und sogar dazu gereizt wird; aber aus vernünftigen Gründen es unterläßt, der kann nicht tugendhaft heißen. Würde jemand sagen, wir sollten gar nicht fähig seyn, etwas der Tugend widriges anzunehmen: so würde dieses eben so viel bedeuten, als, wir sollten keine Menschen seyn. Es wäre nicht anders,

als wenn jemand, der den Adler hoch fliegen sähe, es der Natur des Pferdes verübelte, daß es dieses nicht auch vermag. Der Mensch muß so gut werden, als es seiner Natur nach möglich ist: und dazu gehört Anstrengung. Von Natur hat ihn Gott weder gut noch böse gemacht; aber er hat ihm die Vernunft ertheilt, um jenes zu wählen. Schön ist er von Natur, wie Gold, wie Edelgestein, wie ein Werk Gottes; aber gut oder böse wird er erst durch Vorsatz. Mithin ist es eine Wohlthat für den Menschen, daß er sündigen kann, weil er nur durch Enthaltung davon bewährt wird. Indem wir sagen, Gott könne nichts Ungerechtes thun: so zeigt dieses Nichtkönnen keine Schwachheit an; sondern es gehört zur höchsten Vollkommenheit, nichts Ungerechtes zu wollen. Er ist gut durch die Freyheit seiner Natur: und so soll auch der Mensch durch die Freyheit seines Vorsatzes Gott nachahmen, durch welchen er die Tugend ehrt. Stellt jemand dagegen einen Menschen auf, der sich zwar zuweilen des Bösen enthalten will; aber sagt, er könne es nicht: so kömmt dieses von der Fertigkeit im Sündigen her, die gleich einer langen Krankheit nicht leicht gehoben werden kann. Die Manichäer wollen zwar auch daraus beweisen, daß zwo entgegengesetzte Naturen in uns sind, weil wir bald etwas Böses, bald wieder etwas Gutes denken. Allein daraus folgt weiter nichts, als daß wir beyderley denken; uns aber auch zu dem Beßern entschließen können. Man würde sonst eben so schließen müßen, das Gesicht sey eine Mischung aller Farben, weil es bald diese, bald jene, an den Gegenständen erkennt. Ihr Einwurf gegen die göttliche Vorsehung, der von den Unordnungen im Zustande der Menschen, von der ungleichen Vertheilung der Güter, vom Glück der Gottlosen, und dergleichen mehr, hergenommen ist, beweiset weiter nichts, als daß es nur auf Tugend

J. n. C.G. 393 bis 430.

J. n. C.G. 363 bis 430.

ankomme, um glücklich zu seyn. Denn die Mittel, es zu werden, stehen allen offen; Reichthum und üppiges Wohlleben gehören nicht darunter. Die Straflosigkeit vieler Verbrecher, und die Unterdrückung vieler Gerechten, werden aus weisen Ursachen zugelaßen. Kriege, welche sie auch von der bösen Grundursache herleiten, entstehen aus den Lastern der Menschen. Der Todt ist gar kein Uebel; sondern etwas Natürliches, und sogar eine Wohlthat, selbst für den Sünder, dem er im Lauf seiner Laster Einhalt thut; selbst nach den Grundsätzen der Manichäer, als welche durch denselben die Seele von der bösen Materie befreyen laßen. Erdbeben, Pest, und andere Landplagen, können auch nicht, wie sie behaupten, von einem bösen Grundwesen herrühren. Denn es entspringt aus denselben die nützliche Folge, daß die Menschen den Wollüsten entsagen, und sich beßern. Bringen sie gleich nicht bey allen solche Früchte hervor; so sollen sie doch auch nur von Sünden abmahnen, nicht aber zwingen, dieselben zu verlaßen. Eben so geht nun der Verfasser auch das übrige durch, was Manes in der Natur der Dinge oder in der Verfaßung der Menschen aufsuchte, um seinen Grundsatz von zwey Urwesen zu bestätigen: die Finsterniß, die wilden Thiere, die einander, wie er glaubte, entgegen gesetzten Elemente, und vieles andere mehr; antwortet auf alles, und zieht endlich die Schlußfolge, daß alles darinne gut, nach einem herrschenden Gesetze Gottes eingerichtet, nichts aber im Streite mit einander begriffen sey; daß die größte Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Dinge doch auch die sichtbarste Uebereinstimmung unter der Regierung des einzigen Gottes mit sich führe.

Im dritten Buche sorgt endlich Titus auch für die Verwahrung seiner christlichen Leser gegen die

die Lehrsätze des Manes. Weil dieser nemlich selbst J. n.
die heilige Schrift zu seiner Absicht sehr gemißbraucht C.G.
hat, indem er das Alte Testament dem bösen Grund- 363
wesen, das Neue hingegen dem guten beylegte, und bis
das leztere willkührlich verfälschte: so wird zuerst 430.
jenes wider ihn gerettet. Es ist leicht zu erachten, was hier ohngefähr wider den Manes gesagt worden sey. Insonderheit dringt der Verfaßer darauf, daß doch der Urheber des Alten Testaments, der ganz Finsterniß seyn soll, die Zukunft des Sohnes Gottes in der Welt, und andere göttliche Rathschläge vorausgewußt hat, welche nicht einmal den Engeln bekannt wären, und daß er viele gute Vorschriften gegeben hat. Hierinne wird das alte Gesetz mit dem Evangelium häuffig verglichen. Noch wird unter andern der Vorwurf beantwortet, das Gesetz sey unerbittlich strenge; das Evangelium aber faße desto mehr Gnade und Mitleiden in sich. — Ohne Zweifel hat sich der Bischof im vierten Buche auch des gemißhandelten Neuen Testaments angenommen. Hieronymus (de viris illustr. c. 102.) und Epiphanius (Haer. LXVI. c. 21.) haben dem ganzen Werke nicht geringe Lobsprüche ertheilt; und gemäßigter scheint es, einige Stellen abgerechnet, würdig zu seyn.

Außer diesen Widerlegungsschriften, finden sich noch andere Spuren um die Mitte des vierten Jahrhunderts, daß der Manichäismus eine ziemliche Anzahl von Anhängern, Lehrer und Schriftsteller, auch gewiße Freyheiten in der Ausübung gehabt haben müße, die, wenn sie gleich nicht ausdrücklich ertheilt worden waren, doch stillschweigend zugestanden oder ergriffen, ihre Wirkung thaten. Athanasius beschreibt um das Jahr 357. oder 358. die grausamen Gewaltthätigkeiten, welche der Feldherr Sebastianus, ein Manichäer, von den Arianern zu Alexandrien verleitet, wider die dortigen

J. n. C. G. 363 bis 430. Christen begangen habe. (Apolog. de fuga sua, c. 9. p. 256. ed. Patav. 1777. Tom. I. P. I.) Unter der gleich darauf folgenden Regierung des Julianus, mögen die Manichäer, gleich andern irrgläubigen Partheien, der allgemeinen Begünstigung dieses Kaisers genoßen haben. Daß sie damals in einigen morgenländischen Provinzen, in Africa, Italien, Gallien und Spanien, wo nicht zahlreich, doch in kleinen Gemeinen vorhanden gewesen sind, gewinnt viele Wahrscheinlichkeit aus ihrer gleich folgenden Geschichte.

Man hat in den neuern Zeiten die Frage aufgeworfen, aus welchen Ursachen die immer stärker gewordene Ausbreitung einer Parthey, wie diese war, welche die Grundsätze des Christenthums und die heilige Schrift so willkührlich verfälschte, unter den Christen hergeleitet werden müße. (Weismanni Introd. in Memorab. Eccles. Hist. S. N. T. T. I. p. 272. sq. Hal. 1745. 4. Walchs Hist. der Ketzereyen, I. Theil, S. 799.) Der erstere der angeführten Schriftsteller findet diese Ursachen in der im dritten und vierten Jahrhunderte gewöhnlichen Vermischung des Christenthums und Heydenthums; im Mißbrauche der Vernunft bey der Untersuchung des Ursprungs vom Guten und Bösen; in der vielversprechenden Weisheit des Manes, die er aus seltnen Handschriften geschöpft hatte; in der vorgegebenen ausnehmenden Wißenschaft von natürlichen Dingen, deren sich die Parthey rühmte, die auch Augustinus in seinen jüngern Jahren bey ihr gesucht hat; muthmaaßlich auch in dem strengern Leben der Manichäer. Die meisten dieser Ursachen scheinen recht wohl getroffen zu seyn; nur hätte es noch bestimmter angemerkt werden sollen, daß in dem philosophisch- physikalischen Gewande, in welches Manes, künstlicher als die andern mit ihm verwand-

wandten Gnostiker, sein Lehrgebäude einkleidete, eine J. n.
Hauptempfelung deßelben gelegen habe. Man kann C. G.
noch hinzusetzen, daß die immer wachsende Uneinigkeit 363
der Christen in Religionssachen, bey vielen einem Lehr- bis
begriffe gute Aufnahme erwerben mußte, nach wel- 430.
chem man über Christenthum und Bibel vernünfteln, abschneiden und hinzusetzen konnte, so viel man wollte, ohne sich des Nahmens eines Christen zu begeben. Verschiedene geschickte Köpfe, die zu den Manichäern übertraten, haben ihnen auch durch mündlichen Vortrag und Schriften nicht wenig aufgeholfen. Noch darf man hier eine Vermuthung wagen, die durch historische Spuren einige Festigkeit erhält. Die christliche Lehre vom Teufel, wie sie in dem Jahrhunderte Constantins vorgetragen, und mit der übrigen Glaubens- und Sittenlehre verbunden wurde, konnte wohl manchen zum Manichäismus fortreißen. Nach derselben war er ein sehr mächtiges und furchtbares Wesen, das den Absichten Gottes stets, und oft nur zu glücklich, entgegenarbeitet; von dem das Böse im Menschen hauptsächlich herkömmt; das noch immer in den Beseßenen seinen Sitz hatte; den Götzendienst, seine Erfindung, auf tausenderley Art unterstützte, die Ascceten unaufhörlich plagte; kurz, vor deßen fast unwiderstehlichem Einfluße in Welt und Menschen, sich wenige genugsam in Acht nehmen konnten. Man erinnert sich besonders an die manichäischen oder wenigstens manichäischscheinenden Stellen im Lactantius, die man vergebens für unächt erklärt hat, und die aus seinen übrigen Behauptungen vom Teufel so natürlich fließen. (Christl. KGesch. Th. V. S. 225. fg. 246.) Er läßt den untern Theil des Menschen oder den Leib, eben so dem Teufel zugehören, als den obern, oder die Seele, Gott; er spricht von einem Gegengotte, mit welchem Nacht und Mitternacht in Verbindung stünden;

 von

J. n. C. G. 363 bis 430.

von dem bösen Wesen, welches nur Finsterniß und Verderben einführe. Von solchen Vorstellungen ist kaum noch erst ein Uebergang zu der Meinung von einem bösen Grundwesen nöthig, das dem guten entgegen gesetzt sey.

Diese Vermehrung der Manichäer, die eine Zeitlang ziemlich sicher von Statten gegangen seyn mag; der verdoppelte Eifer der Kaiser gegen die Ketzer nach den Zeiten des Constantius und Julianus, ihrer Beschützer; auch das zunehmende Ansehen der katholischen Bischöfe bey Hofe, scheinen so viele Gesetze hervorgebracht zu haben, welche in den lezten dreyßig Jahren des vierten Jahrhunderts, und in den ersten dreyßig des fünften, wider sie gegeben wurden. Sie beweisen überhaupt, daß die Manichäer damals beynahe für die schlimmsten und verabscheuungswürdigsten unter allen Ketzern angesehen worden sind. Von den übrigen werden sie öfters durch einen besondern Platz abgesondert, mit Schimpfwörtern und härtern Strafen belegt. Den Anfang machte ein Gesetz des ältern Valentinianus vom Jahr 372. an den Statthalter von Rom, durch welches alle gottesdienstliche Versammlungen der Manichäer verboten, die Häuser, worinne sie ihren Unterricht ertheilten, zur kaiserlichen Kammer geschlagen, und ihren Lehrern Strafen angedroht wurden. (Cod. Theodosian. Libr. XVI. tit. 5. de Haeret. l. 3.)

Darauf folgten strengere und ausführlichere Verordnungen wider sie, vom ältern Theodosius. Im Jahr 381. erklärt er sie für ehrlos, und für unfähig, entweder andern durch ein Testament etwas zu vermachen; oder ein solches Vermächtniß zu geniessen. Er befahl vielmehr, daß ihre Verlaßenheit der Kammer anheimfallen sollte. Auch wollte er, indem

er sich auf sein und seiner Vorfahren frühere Gesetze von gleichem Inhalte berief, daß dieses nicht bloß künftig, sondern auch in Ansehung der bisher von solchen Personen hinterlaßenen Erbschaften, gelten sollte. Denn obgleich, setzt er hinzu, die kaiserlichen Befehle (coeleſtia ſtatuta) eigentlich nur auf die folgende Zeit giengen; so müßte doch auch das hartnäckige Betragen derer in Betrachtung gezogen werden, welche durch die kaiserlichen Gesetze und Abmahnungen, (divina monitione) nicht von verbotenen Zusammenkünften hätten loßgerißen werden können. Doch nimmt der Kaiser diejenigen Söhne der Manichäer davon aus, welche sich zur katholischen Kirche gewandt hatten. Weiter verbietet er den Manichäern alle Versammlungen in großen und kleinern Städten, die sie zu ihren geheimen und schlimmen Religionsübungen (feralium myſteriorum ſepulchra) anzustellen pflegten. Auch soll es ihnen nichts helfen, wenn sie sich gleich ehrwürdige Nahmen von rechtschaffenen Gesinnungen beilegten; oder sich unter verschiedenen Benennungen versteckten, als wenn sie zu andern Partheiien gehörten. Von solchen Nahmen werden in dem Gesetze folgende angeführt: Encratitae, die **Enthaltsamen**, Apotactitae, die ihren Gütern **Entsagenden**, Hydroparaſtatae, **Waßertrinker**, Saccophori, **Sackträger**, wovon die drey erstern Anhänger des **Tatianus**, aber auch andere **Gnostiker** anzeigten; da hingegen der vierte, wiewohl er in dem Gesetze mit dem dritten fast als gleichbedeutend gebraucht wird, sich wie die drey erstern, gar wohl zu der strengen Lebensart schickt, durch welche sich die Manichäer auszeichneten. (l. 7. C. Theod. de Haeret.) — **Theodosius** bestätigte nicht allein im folgenden Jahre, den Hauptinhalt dieses Gesetzes, der den **Manichäern** Testamente zu errichten, und Versammlungen zu halten untersagte; sondern bestimmte ihn auch noch

schär-

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

schärfer. (l. 9. l. c.) Er unterschied die einsam lebenden unter ihnen, (Solitarii) von welchen dieses Verbot auch gelten sollte, und ihre für weit schlimmer angesehenen Gattungen, (Encratitae, Saccophori, Hydroparastatae,) als welche, sobald sie einige Zusammenkünfte, auch nur auf dem Lande oder in Privathäusern anstellen würden, sogleich am Leben gestraft werden sollten. Er trug zugleich dem Oberstatthalter auf, zu dieser Absicht gerichtliche Ausspäher (Inquisitores) zu bestellen; er erlaubte, daß gegen diese Irrlehrer vor Gerichte Ankläger (Indices Denunciatoresque) angenommen werden dürften, und vergönnte niemanden, Einwendungen wider solche Klagen zu machen. Daß er der erste Kaiser gewesen sey, der so gehäßige obrigkeitliche Veranstaltungen wider Ketzer getroffen hat, worinne ihm sein Sohn Honorius nachfolgte, ist bereits an einem andern Orte (Th. IX. S. 316.) bemerkt worden. — Schon im Jahr 383. wiederholte Theodosius das Verbot, keine gottesdienstliche Versammlungen zu halten, wie für andere Ketzer, also auch für die Manichäer, (l. 11. Cod. Th. de Haeret.) bey einer Gelegenheit, die ebenfals am erstgedachten Orte erzählt worden ist, (S. 318. fg.) und worüber man noch den Sozomenus (Hist. Eccl. L. VII. c. 12.) vergleichen kann. Er setzte hinzu, daß keiner von ihnen die Menge an sich ziehen, noch irgend etwas einer Kirche ähnliches errichten sollte; und er vergönnte es jedermann, sie aus dergleichen Anmaaßungen zu vertreiben. — Wiederum befahl er gemeinschaftlich mit dem jüngern Valentinianus, im J. 389, daß die Manichäer aus Rom, bey angedrohter Lebensstrafe, verjagt werden sollten; er sprach ihnen auch aufs neue das Recht, etwas zu vermachen, ab. (l. 18. loc. cit.) — Daß ein anderes Gesetz dieser Kaiser vom Jahr 391, worinne den Ketzern aller Aufenthalt und alle Versammlung in

den mit Rom benachbarten Städten verboten wird, vornemlich gegen sie gerichtet sey, hat Gothofredus sehr wahrscheinlich gemacht. (l. 20. loc. cit. cum Commentar. Gothofr.) — Man kann damit auch die Verordnung des jüngern Valentinianus vom Jahr 382. verbinden, (L. XVI. C. Th. t. 7. de Apostatis, l. 3.) worinne er sowohl auf diejenigen, welche zu den Manichäern übergiengen, als auf solche, welche andere dazu beredt hätten, Strafen setzt.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Honorius bezeigte sich gegen diese Parthey nicht gelinder. In einer Verordnung des Jahrs 399. an den Statthalter von Africa, untersagte er ihre Versammlungen mit den härtesten Ausdrücken; befahl, daß die Anhänger derselben gerichtlich aufgesucht, und deswegen bestraft werden sollten; eben dieses sollte auch diejenigen treffen, welche sich unterstehen würden, dieselben in ihren Häusern vor der obrigkeitlichen Ahndung zu verbergen. (l. 35. C. Th. de Haeret.) — Auch nach Africa ergieng im Jahr 405. ein anderes Gesetz von ihm, (l. 38. l. c.) Kraft deßen die Manichäer gänzlich aufhören sollten: vielleicht eine Würkung von dem Anhalten ihres Gegners Augustinus. — Noch strenger ist seine Verordnung vom Jahr 407. (l. 40. l. c.) Er will, daß die Ketzerey der Manichäer als ein Verbrechen wider den Staat (publicum crimen) behandelt werden soll, mit dem beigefügten zu viel beweisenden Grunde, weil Verbrechen gegen die Religion zum allgemeinen Schaden gereichten. Ihre Güter sollten confiscirt werden; ausgenommen, wenn sie katholische Anverwandte hätten, denen sie heimfallen könnten. Sie selbst sollten unfähig seyn, Vermächtniße und Erbschaften zu erlangen oder Schenkungen vorzunehmen, und Handelschaft zu treiben. Weil man auch bey Staatsverbrechen, noch den Verstorbenen anklagen konnte: so sollte die Verfügung wegen ihrer Güter

selbst

J. n. C.G. 363 bis 430.

selbst bey den schon Verstorbenen gültig seyn; wie sie denn auch keinen letzten Willen aufsetzen, und ihre Söhne nur alsdann erben dürften, wenn sie Mitglieder der rechtgläubigen Kirche geworden wären. Knechte, welche ihre Herren wegen dieser Ketzerey angeben würden, sollten nicht strafbar seyn; sondern vielmehr bey den Rechtgläubigen die Freyheit erlangen. Die Häuser, in welchen Zusammenkünfte der Manichäer gehalten worden wären, sollten der Kammer anheim fallen. Ueberdieses sollten die Statthalter und Obrigkeiten, welche alles dieses nicht vollstrecken würden, ansehnliche Geldstrafen bezahlen. — Im folgenden Gesetze (l. 41. loc. cit.) vom Jahr 407. bewies Honorius viele Nachsicht gegen diejenigen, welche die Parthey der Manichäer verlassen wollten. Wenn sie es gleich noch so spät, und indem ihnen die Strafe schon bevorstünde, thun würden; so sollten sie doch nicht das geringste zu besorgen haben, sobald sie nur ihren bisherigen Irrthum bekannt hätten. — Hingegen bestätigte er im Jahr 408. seine vorigen Gesetze wider die Manichäer, zur genauesten Ausübung, und gebot besonders, daß ihre Versammlungshäuser den katholischen Kirchen zugeschlagen werden sollten. (l. 43. l. c.)

Dazu kamen auch in den Morgenländern die Verordnungen des jüngern Theodosius. Eine derselben im Jahr 423. bekräftigte die allgemeinen Gesetze wider die Ketzer, in Ansehung ihrer. (l. 59. Cod. Th. de Haeret.) — Eine andere von eben demselben Jahre, bedrohte sie mit der Einziehung ihrer Güter. (Cod. Th. L. XVI. tit. 10. de Pagan. Sacrific. et Templis, l. 24.) — Im Jahr 425. befahl dieser Kaiser, daß sie aus Rom vertrieben werden sollten. (l. 62. C. Th. de Haer.) — Eben dieses erstreckte er noch in dem gedachten Jahre, auch auf andere Städte. (l. 64. l. c.) — Endlich faßte er in einem

nem langen Gesetze vom Jahr 428. (l. 65. l. c. l. 5. J. n.
C. Iust. de Haeret.) alles zusammen, was ehemals C.G.
wider die Ketzer verordnet worden war, und setzte 363
noch einiges dazu. Der Inhalt deßelben ist schon bis
an einem andern Orte angezeigt worden. (Th. IX. S. 430.
313.) Aber unter drey und zwanzig ketzerischen Partheien, welche darinne genannt sind, werden die Manichäer, vor allen andern, zu ihrer Schande ausgezeichnet. Sie, welche bis zur tiefsten Lasterhaftigkeit gesunken wären, (ad imam usque scelerum nequitiam pervenerunt,) sollten nirgends im römischen Reiche gottesdienstliche Versammlungen anstellen, und aus den Städten vertrieben werden, weil die Elemente selbst durch sie verunreinigt würden. — Man geräth hier natürlich auf die Frage, warum gerade die Manichäer vor allen andern ketzerischen Partheien von den Kaisern so sehr verabscheuet worden sind? Allein es läßt sich schwerlich etwas ganz Befriedigendes darauf antworten. Denn daß ihnen, wenigstens einem Theil von ihnen, lasterhafte Sitten, zauberische Künste, schändliche Religionsgebräuche, hartnäckige, wohl gar aufrührische Widersetzlichkeit gegen die kaiserlichen Befehle, und grobe Verfälschungen der christlichen Religion, vorgeworfen worden sind, das hatten sie mit so vielen andern irrgläubigen Sekten gemein. Ihr ausländischer Ursprung allein kann ihnen nicht so großen Nachtheil gebracht haben. Es bleibt also, wie es scheint, nur dieses übrig, daß der äußerst schlimme Begriff, den die Kaiser von den Manichäern voraussetzten, ihnen von den hitzigen Gegnern derselben, den katholischen Lehrern, beygebracht worden sey, in deren Schriften sich noch so viele schwarze Züge von dieser Gattung finden, die aus gemeinen Gerüchten, vielleicht auch einzelen wahren Beispielen und Ausschweifungen dieser Parthey gesammelt waren.

We-

J. n. C. G. 363 bis 430. Wenigstens wurde der Streit zwischen beiden Partheien, eben zu der Zeit, da die angezeigten Gesetze ausgefertigt wurden, am heftigsten getrieben. Es ist in der That traurig zu sehen, daß die christlichen Lehrer in öffentlichen Predigten, nicht bloß ihre getauften Zuhörer, sondern sogar bloße Lehrlinge der Religion, mit Erbitterung gegen die Ketzer, vorzüglich gegen die Manichäer, zu erfüllen suchten. So besteht die größere Hälfte der sechsten Catechesis oder Predigt, welche Cyrillus, Bischof von Jerusalem, zwischen den Jahren 347. und 350. an die bald zu taufenden Catechumenen gehalten hat, aus einer warnenden Beschreibung von Ketzereyen: und bey keiner hält er sich länger auf, als bey der Manichäischen. „Du mußt zwar, sagt er darinne, (Catech. VI. ad Φωτιζομένυς, seu Competentes, pag. 91. ed. Thom. Milles, Oxon. 1708. fol.) „alle Ketzer haßen; aber vor allen andern denjenigen, welcher vom Unsinn (μανία) den Nahmen „hat; — wegen seiner gottlosen Lehren mußt du ihn „haßen, als einen Urheber von Bosheit, einen Sammelplatz von Unreinigkeit, der den Unflat jeder Ketzerey aufnimmt, und aus allen Lästerungen eine „Ketzerey zusammengesetzt hat.“ Hierauf erzählt Cyrillus sehr umständlich, obgleich nicht ganz getreu, die Geschichte des Manes, und die Gebräuche seiner Parthey, worunter ein so natürlich abscheulicher vorkömmt, daß ihn der Verfaßer (p. 100.) zwar nicht deutlich erklären will; aber doch merklich genug beschreibt. Beausobre hat es ziemlich wahrscheinlich gemacht, daß diese Erzählung falsch sey; (Histoire de Manichée et du Manicheisme, Tome II. p. 748. sq.) obgleich Augustinus ebenfals (de Haeresib. c. 46.) eine ähnliche beybringt. Gesezt sogar, der Abschaum dieser Parthey hätte etwas dergleichen begangen; so konnte es doch weder zu einer allgemeinen Beschuldigung wider dieselbe dienen,

noch

noch weniger ein würdiger Inhalt von Predigten seyn. J. n. C. G. 363 bis 430.

Freylich wurde das manichäische Lehrgebäude selbst, zu dieser Zeit desto häufiger in Schriften angegriffen. Didymus, der berühmte Lehrer zu Alexandrien, schrieb, wie man glaubt, um das Jahr 380, ein Buch gegen daßelbe, von dem sich noch ein beträchtliches Stück erhalten hat. (in Franc. Combesii Auctar. noviss. Biblioth. Patr. P. II. p. 21. sq. et in Canisii Thesaur. Monum. Vol. I. p. 204. sq. ed. Basn.) Um den Hauptirrthum von zwey einander entgegen gesetzten Grundwesen zu widerlegen, beweiset er, daß sie unmöglich beyde ungezeugt seyn können. Denn sie haben das Daseyn und die Substanz mit einander gemein; ihre Widerwärtigkeit kömmt nur auf ihre Eigenschaften an; dasjenige, was sie gemein haben, ist vor dem Widerwärtigen vorhanden; mithin können sie nicht ungezeugt seyn, weil vor dem Ungezeugten nichts vorhanden ist. Das böse Grundwesen kann auch deswegen nicht ungezeugt seyn, weil es strafwürdig, und also dem Verderben ausgesetzt ist. Nach andern ähnlichen Gründen, bemüht sich der Verfaßer insonderheit zu zeigen, daß die biblischen Lehren von der Sündhaftigkeit des Menschen keineswegs ein böses Grundwesen voraussetzen, und daß demselben auch die Lehren von der Heiligung des Körpers, ingleichen von der Ehrwürdigkeit der Ehe widersprechen. Die Worte des Apostels: Wir waren von Natur Kinder des Zorns, gehen seiner Meinung nach, nicht auf die menschliche Natur; sondern von Natur heißt nur so viel, als wahr und würklich. Den Ehestand will er zwar nicht schlechtweg für sündlich gehalten wißen; aber doch für ein geringeres Gutes, als das ehelose Leben. Er bemerkt weiter, daß der Teufel durch freyen Willen böse geworden, nicht es seiner Natur nach, gleich ge-

J. n. C. G. 363 bis 430. gewesen sey, und daß ihn Gott eben sowohl zur Tugend fähig geschaffen habe.

Mit dieser Schrift kommt ein kleiner Aufsatz des **Gregorius, Bischofs von Nyßa**, enthaltend **zehn Schlußreden wider die Manichäer**, (in Opp. Tom. III. p. 180. Paris. 1638. fol.) sehr überein, und ist vielleicht aus jener Quelle geflossen. Wenn etwas böse ist, schließt er, so muß es bestraft werden; aber nichts, was bestraft wird, ist unverderblich; mithin ist kein Böses unverderblich. Er fährt weiter fort: Da nichts verderbliches unerschaffen ist: so kann es auch das Böse nicht seyn. — Nichts ist seinem Wesen nach böse, weil das Böse eine Eigenschaft ist; keine Eigenschaft ist ein Wesen; folglich ist das Böse kein Wesen. — Ganz entgegen gesezte Dinge haben nichts mit einander gemein. Daraus folgt nothwendig, daß, bey dem Daseyn des Guten, dem Bösen dieses nicht zugeschrieben werden könne. — Wenn das Böse seiner Natur nach ungezeugt ist: so ist es eben deswegen da, weil es böse ist. Nun aber sündigt niemand, indem er nach der Natur handelt. Was nicht sündigt, ist auch der Strafe nicht unterworfen; der Satan ist ihr unterworfen: mithin ist er nicht ungezeugt.

Aber unter allen Lehrern der Kirche dieser Zeit, hat **Augustinus** sich als den eifrigsten und furchtbarsten Gegner der **Manichäer** gezeigt. Er war selbst viele Jahre seiner frühern Jugend hindurch ein Anhänger dieser Parthey, wiewohl nur ein Zuhörer, nicht von der vollkommenern Gattung der Auserwählten, gewesen: und man wird in seiner Lebensgeschichte sehen, daß es derselben gar nicht an blendenden Reizungen für junge denkende Köpfe gefehlt habe. Er kannte sie also auch großentheils sehr gut; allein, wie es immer mit denjenigen gegangen ist,

die, nachdem sie eine Religionsgesellschaft verlaßen hatten, wider dieselbe schrieben, so erhitzte sich auch seine Feder in dieser Beschäftigung nicht selten zur heftigen Partheylichkeit, oder tauchte sich in Galle. Mit ansehnlichen Lehrern der Manichäer hielt er mündliche Unterredungen; Hauptschriftsteller derselben bestritt er in besondern Werken; er suchte ihnen auf jede Art Abbruch zu thun; manche kaiserliche Gesetze wider sie, kamen von seinem Einfluße her; und die Begriffe, welche sich die Nachwelt von ihnen gemacht hat, beruhen hauptsächlich auf seinen Schriften und Nachrichten. J. n. C. G. 363 bis 430.

Ohngefähr drey Jahre darauf, nachdem er zur katholischen Kirche zurückgekehrt war, im J. 387, fieng er zu Rom an, seine Streitschriften gegen die Manichäer aufzusetzen. Unter denselben nennt er selbst in der verbeßernden Recension seiner Schriften, (Retractatt. L. I. c. 7. p. 6. T. I. Opp. ed. Antverp. 1700. fol.) seine beiden Bücher: **von den Sitten der katholischen Kirche, und von den Sitten der Manichäer.** (l. c. p. 511. sq.) Er konnte, sagt er, die Prahlerey der Manichäer nicht ertragen, mit welcher sie sich, wegen ihrer falschen und betrügerischen Enthaltsamkeit, den wahren Christen vorzogen. In dem erstern dieser Bücher also stellt er sowohl die Sittenlehre der rechtgläubigen Kirche, als ihre glückliche Ausübung in derselben dar. Ausführlich beweiset er, daß Gott das höchste Gut der menschlichen Seele, und die Tugend nichts anders sey, als die **höchste Liebe Gottes.** Dieses leztere zeigt er theils an den vier Haupttugenden, der Mäßigkeit, Tapferkeit, Gerechtigkeit und Klugheit, theils an der christlichen Liebe gegen uns selbst und den Nächsten, als welche auch aus der Liebe Gottes am sichersten entspringe. Er fordert darauf die Manichäer auf, ihr Vorgeben, daß die Evangelien,

J. n. C. G. 363 bis 430. worinne alle diese Vorschriften enthalten sind, verfälscht wären, darzuthun, und statt derselben ächtere aufzuweisen. Daß aber jene Sittenlehren bey den Katholischen auch in einer gewißen Vollkommenheit ausgeübt werden, bestätigt er durch eine Abschilderung des Lebens der Einsiedler, Klosterleute, vieler trefflichen Männer vom geistlichen Stande, und anderer frömmerer Christen. Er gesteht, daß es Abergläubische und Lasterhafte genug in der katholischen Kirche gebe; findet es aber höchst ungerecht, daß die Manichäer ihr daraus einen Vorwurf machten, da sie, bey ihrer geringen Anzahl, doch so wenige Beobachter ihrer Gesetze hätten. Und wenn sie, setzt er hinzu, die Gläubigen tadelten, daß sie Kinder zeugten, liegende Gründe und Geld besäßen: so erinnerten sie sich nicht, daß der Apostel dieses den schwächern Christen erlaubt habe.

In dem andern dieser Bücher, von den Sitten der Manichäer, geht Augustinus bis auf ihre Grundsätze vom Ursprunge und von der Natur des Bösen zurück. Sie selbst, schreibt er, gestehen, das Böse sey dasjenige, was wider die Natur ist; dadurch aber wird schon ihre Ketzerey, als wenn das Böse eine Substanz oder Natur wäre, umgestürzt. Eben dieses geschicht auch, wenn man das Böse dasjenige nennt, was schadet, oder eines Guten beraubt. Dem Reiche der Finsterniß kann es nicht schaden, weil daselbst nichts Gutes ist; dem Reiche des Lichts auch nicht, weil dieses unverletzlich ist; wem soll es also schaden? Sollten sie endlich sagen, das Böse sey ein Verderben: so folgt wiederum, daß es keine Substanz seyn könne, weil es etwas außer sich verderben muß, das gut ist. Ihr Einwurf aus dem Propheten: (Jes. C. XLV. v. 7.) Ich mache das Gute, und schaffe das Böse, fällt weg, wenn man weiß, daß hier Schaffen so viel sey, als das

Vor-

Vorhandene in eine beßere Ordnung bringen. Nach- J. n.
dem Augustinus auch andere damit verbundene Ein- C. G.
fälle der Manichäer widerlegt hat, prüft er ihre 363
strengere Sittenlehre, die sie unter drey Siegeln, bis
des Mundes, der Hände und des Schooßes, be- 430.
griffen. Zu dem ersten rechneten sie alle Empfindungen des Kopfs, oder alle sich auf die Sinnen deßelben beziehende Pflichten und Laster; zum zweyten alle Würkungen; zum dritten alle Begierden der Wollust. Nach dieser Eintheilung, faßte das erste Siegel folgende Vorschriften in sich: alle Lästerungen (mithin auch, wie sie es erklärten, die christlichen Lehren von Gott, von der Schöpfung und Erlösung, und dergleichen mehr,) zu vermeiden; sich des Fleisches, der Fische, der Eyer und der Milch, auch des Weins zu enthalten; ob ihnen gleich Getränke aus Weintrauben bereitet erlaubt waren; und außer der übrigen Strenge in Absicht auf Nahrung und Bequemlichkeit, besonders gehäufte Fasten zu beobachten. Das Siegel der Hand enthielt die manichäischen Lehrsätze, daß man keine Thiere umbringen, Bäume umhauen, Früchte von denselben pflükken, oder aus der Erde reißen dürfe; aber kleine Thiere, welche dem menschlichen Körper beschwerlich fielen, zu tödten, war nicht verboten. Endlich waren, vermöge des Siegels vom Schooße, Beischlaf und Ehe gänzlich untersagt. Augustinus bleibt bey den Ursachen und Absichten aller dieser moralischen Lehren der Manichäer stehen, und zeigt ausführlich, wie unzulänglich, wenn gleich mit ihren Grundsätzen genau verbunden, dieselben sind. Daß er ihnen jedoch hierinne nicht alle Gerechtigkeit habe wiederfahren laßen, hat schon Mosheim (Commentar. de Rebus Christianor. ante Constant. Magn. p. 853. sq.) bewiesen. Denn er läßt die wichtigern Pflichten weg, welche jene Parthey unter dem Siegel der Hand verstand, um sie durch die bloße Mel-

J. n. C.G. 363 bis 430. dung der unerheblichsten, desto verächtlicher zu machen. Aufhebung aller natürlichen Zuneigung gegen Eltern und Anverwandte, vollkommene Armuth, Muße ohne die geringste Arbeit, aber mit Betrachtungen beschäftigt, waren einige jener erheblichern Vorschriften; wie man selbst aus andern Büchern des Augustinus, insonderheit aus seinem Werke gegen den Faustus, sieht. Das Verbot des Ackerbaues hieng damit natürlich zusammen; weniger aber ein anderes, nach welchem die Manichäer Armen außerhalb ihrer Gemeine weder Brodt noch andere Gaben mittheilen durften; wiewohl dieses durch einige Einschränkungen wieder gemildert wurde. Auch darf es bey diesem Abriß der strengern Sittenlehre der Manichäer, nicht unbemerkt bleiben, daß sie eigentlich für die Auserwählten unter ihnen, nicht für die Zuhörer, bestimmt war. Augustinus, der schon daran so viel zu tadeln fand, wirft ihnen noch besonders gegen das Ende dieses Buchs vor, daß er selbst bey ihren Auserwählten viele Ausschweifungen angetroffen habe, von welchen er auch Beispiele anführt.

Bald darauf schrieb er sein Werk vom freyen Willen, (de libero arbitrio, p. 421. sq.) wovon er das erste Buch noch zu Rom, die beiden andern aber erst um das Jahr 395. in Africa endigte. Seine Absicht war, wie er selbst an einem andern Orte schreibt, den Ursprung des Bösen darinne dergestalt zu untersuchen, daß er dasjenige, was er hierüber dem göttlichen Worte glaubte, auch durch Vernunftschlüße begreiflich zu machen suchte. Er bewies gegen die Manichäer, daß das Böse allerdings vom freyen Willen herrühre; nicht aber von einem unveränderlichen und Gott gleich ewigen bösen Wesen. (Retractat. L. I. c. 9.) Das Werk ist großentheils in ein Gespräch zwischen dem Augustinus und Evo-

dius eingekleidet. Im ersten Buche zeigt der Verfaßer anfänglich, was Böses thun heiße; sodann, daß alle böse Handlungen aus freyer Entschließung des Menschen herkommen, weil sie niemand zwinge, den unordentlichen Begierden, aus welchen die Laster entspringen, zu gehorchen. Evodius wendet im Anfange des zweyten Buchs dawider ein, warum denn Gott dem Menschen den freyen Willen geschenkt habe, da er doch ohne denselben nicht sündigen könnte? Deswegen, antwortete Augustinus, weil der Mensch ohne denselben auch nichts Gutes thun könnte. Allein, fährt jener fort, wenn uns der freye Wille zum Guten gegeben worden ist: so sollte er sich doch auch nicht zum Bösen mißbrauchen laßen! Hier, versezt sein Gegner, kömmt alles darauf an, daß man überzeugt sey, Gott habe uns den freyen Willen ertheilt: denn ist erst dieses ausgemacht, so darf man es nicht wagen, zu bestimmen, wie derselbe beschaffen seyn sollte. Daher führt Augustinus zuerst den Beweis vom Daseyn Gottes folgendergestalt, daß er zeigt, der innere Sinn des Menschen sey vortrefflicher als seine äussern Sinnen; weit über alles bey ihm erhebe sich die Vernunft: und wenn es etwas noch Herrlicheres als diese gebe, so müße daßelbe ewig und unveränderlich seyn; man müße es Gott nennen. Dieses sey aber einleuchtend, wenn man bedenke, daß es Eine unveränderliche Wahrheit und Weisheit gebe, die niemanden eigen, allen Verständigen gemein, und erhabner als der Verstand sey. Augustinus schließt weiter: Wenn das Daseyn Gottes erwiesen ist: so muß auch alles Gute von ihm herkommen; folglich muß auch der freye Wille unter das Gute gehören. Freylich kann man ihn nicht zur ersten Claße der großen Güter, worinne die Tugenden stehen, rechnen; sondern nur zur mittlern, welche die Seelenkräfte ausmachen, die man gut und auch übel gebrauchen kann. Der Wille, welcher ein solches mittleres

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430. Gut ist, kann den Menschen glücklich und unglücklich machen. Allein die Bewegung, welche ihn von dem unveränderlichen Gute zu dem veränderlichen abwendet, ist gewiß nicht von Gott; denn sie ist böse, und verursacht die eigentliche Sünde. Woher entsteht denn aber diese Bewegung? mit dieser Frage wird das dritte Buch angefangen. Sie ist nicht natürlich und nothwendig: denn sonst könnte sie keine Schuld nach sich ziehen; vielmehr ist sie ganz frey. Zwar muß sich alles so zutragen, wie es Gott vorher gesehen hat; allein dieses hebt die Freyheit der menschlichen Handlungen nicht auf; Gott sieht nur den Willen voraus, und straft daher die Sünden sehr gerecht. Man hüte sich also auch zu sagen, es wäre beßer, wenn die Menschen unfähig zur Sünde geschaffen worden wären, wie die Engel und Seeligen. Unsere Begriffe vom Beßern waren keine Vorschrift für den Schöpfer. Er muß vielmehr deswegen gelobt werden, daß er Seelen, welche sündigen und in Sünden beharren können, geschaffen hat, weil sie doch beßer sind, als diejenigen, welche nothwendig sündigen müßen. Auch wird niemand im Ernste behaupten, wenn er es gleich sagt, daß er lieber nicht seyn, als unglücklich seyn wolle. Gleichergestalt ist es ein unrichtiges Urtheil, daß es Gott leicht gefallen seyn würde, alles so zu ordnen, daß kein Geschöpf elend werden könnte: denn die Unvollkommenheiten einzeler Geschöpfe tragen viel zur Vollkommenheit des Ganzen bey. Da Gott nicht Urheber der Sünde ist: so wird seine Gerechtigkeit durch Bestrafung derselben desto mehr verherrlicht. Der Mensch ließ sich vom Teufel verführen, und wurde also mit Recht demselben unterworfen; aber weil er weniger als jener gesündigt hatte, so wurde er auch wieder von der Herrschaft deßelben befreyet. Selbst wenn alle Engel sündigten, würde doch die göttliche Regierung ungestört glücklich fortgehen. Unsere unvermeidliche oder

aus

aus Unwißenheit entsprungene Sünden kommen alle von der Sünde des ersten Menschen her. Ja, sagt man häuffig, wenn Adam und Eva gesündigt haben, was haben wir Arme gethan, daß wir so unwißend, und mit so viel Schwierigkeiten umgeben, auf die Welt kommen? Diese Klage würde gerecht seyn, wenn Gott den Menschen nicht so viele Anleitungen gäbe, deren sich auch nicht wenige glücklich bedienen, um beides zu überwinden. Es war nicht der Billigkeit gemäß, daß Adam beßere Menschen zeugte, als er selbst war; wohl aber können diese die natürliche Verfaßung, in der sie gebohren werden, weit übertreffen. Diese Fortpflanzung der Sünde vom Adam auf seine Nachkommen, bleibt auch in Ansehung unserer Seele begreiflich und gerecht, man mag über die Art, wie sie in den Leib kömmt, eine von den vier bekannten Meinungen annehmen, welche man will. Denn ist nur Eine Seele geschaffen worden, aus welcher alle übrigen bey den Neugebohrnen herstammen: wer kann sagen, daß er nicht gesündigt habe, da doch der erste gesündigt hat? Entstehen sie aber einzeln bey jedem Gebohrnen: so ist es wiederum der guten Ordnung sehr gemäß, daß das üble Betragen des erstern die Natur des folgenden, und das gute Betragen des folgenden die Natur des erstern sey. Was ist darinne unwürdiges, wenn der Schöpfer auch hieran hat zeigen wollen, die Seele sey den körperlichen Geschöpfen so weit überlegen, daß der Ursprung des einen gerade mit derjenigen Stufe anfängt, bey welcher das andere untergieng? Oder die Seelen befinden sich zuerst an einem geheimen Orte bey Gott, und werden von ihm, so wie die Menschen nach und nach zur Welt kommen, in ihre Leiber abgeschickt, um dieselben zu beleben und zu regieren. In diesem Falle müßen sie das vorhergehende Leben vergeßen, die Beschwerlichkeiten des gegenwärtigen übernehmen, und

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

insonderheit die starken Hindernisse, welche ihnen die Folgen des sterblichen Körpers verursachen, überwinden; wozu sie auch von Gott die nöthigen Kräfte erhalten. Sollten aber die Seelen freywillig den ihnen bestimmten Körper beziehen: so kann dasjenige, was aus ihrer Entschließung fließt, nicht dem Schöpfer zur Last gelegt werden; und sie müßen sich desto mehr anstrengen, mit göttlicher Hülfe den Sieg zu erfechten. Von diesen vier Meinungen, sagt Augustinus, kann ich keine schlechtweg behaupten: entweder weil sie noch nicht hinlänglich von den Auslegern der heiligen Schrift erörtert worden sind; oder weil dergleichen Untersuchungen, wenn sie schon vorhanden sind, mir noch fehlen. Unterdeßen muß man nur Glauben haben, um von dem Wesen des Schöpfers nicht unwürdig zu denken. Ungeübte machen zwar auch den Einwurf: warum werden Kinder gebohren, die bald darauf wieder sterben? und wie wird ein solcher Mensch im Weltgerichte angesehen werden, der weder etwas Gutes noch etwas Böses verrichtet hat? Darauf aber kann man antworten: Für den zusammenhängenden Umfang der ganzen Schöpfung kann eben so wenig ein Mensch überflüßig geschaffen werden, als das Blat eines Baums; man darf aber auch nicht befürchten, daß es ein Mittelleben zwischen guten Handlungen und Sünden geben möchte, so daß auch das Urtheil des Richters zwischen Belohnung und Strafe kein Mittel treffen könnte. Man pflegt auch wohl zu fragen, was denn die Taufe den Kindern nütze, da sie doch meistentheils bald nach derselben sterben, ohne dadurch einige Einsichten erlangt zu haben? Hier ist der fromme Glaube ganz richtig, daß ihnen der Glaube ihrer Pathen zu Statten komme. Noch mehr klagt man darüber, daß kleine Kinder, die ihres Alters wegen noch keine Sünden haben begehen können, wenn ihre Seelen nicht eher als mit ihren

Kör-

Körpern entstanden sind, so viele Schmerzen leiden J. n.
müßen. Aber dadurch würkt Gott manches Gute C.G.
bey ihren Eltern; und wer weiß was für Belohnun- 363
gen er den Kindern dafür aufbewahrt! bis 430.

Aus diesem Hauptinhalte einer den Manichäern entgegengesetzten Schrift, die sehr gedähnt, und noch mit andern spitzfindigen Fragen angefüllt ist, sieht man leicht, daß Augustinus zugleich manches erörtert habe, daß bey den nachmaligen pelagianischen Streitigkeiten wichtig genug war. Würklich hielt er es auch in seinen letzten Jahren für nöthig, (Retract. Libr. I. c. 9.) sich gegen die Meinung zu verwahren, als wenn er in diesem Buche Pelagianisch vom freyen Willen geschrieben hätte, indem er vielmehr sich darinne den Irrthümern dieser damals noch nicht vorhandenen Parthey nachdrücklich widersetzt habe.

In Africa setzte er um das Jahr 389. ein anderes Werk wider die Manichäer auf. (de Genesi contra Manichaeos, Libri II. Opp. T. I. p. 479. sq. ed. Antverp.) Er war erinnert worden, daß seine vorhergehenden Schriften gegen dieselben, von Ungelehrten fast gar nicht verstanden würden; man bat ihn also, für diese faßlicher sich auszudrücken. Weil nun die gedachten Irrgläubigen das ganze alte Testament verwarfen, und die Schwächern unter den Katholischen durch ihren Tadel in Verlegenheit setzten: so suchte er hier den Anfang der mosaischen Schriften zu retten. Im ersten Buche geht er die Schöpfungsgeschichte in dieser Absicht durch; im zweyten aber die folgenden Erzählungen bis zur Verstoßung der Menschen aus dem Paradiese. Die Manichäer fragten gleich bey den ersten Worten des Geschichtschreibers, in was für einem Anfange Gott alles geschaffen habe? wenn dieses auf eine gewiße Zeit gehe, was er denn vorher gethan habe? und

J. n. C. G. 363 bis 430. warum es ihm auf einmal gefallen habe, dasjenige zu thun, was er vorher niemals seit ewigen Zeiten gethan hatte? Darauf giebt Augustinus die Antwort, Anfang gehe hier nicht auf die Zeit; sondern auf Christum, der als das Wort beym Vater war, durch welchen und in welchem alles gemacht worden sey. Christus selbst hat den Juden auf die Frage, wer er sey? geantwortet: der Anfang, weil ich auch mit euch rede. Joh. C. VIII. v. 25. Sollten wir aber auch glauben, daß Gott Himmel und Erde im Anfange der Zeit geschaffen habe: so müßen wir es so verstehen, daß vor dem Anfange der Zeit, keine Zeit gewesen sey, weil doch Gott die Zeit selbst gemacht hat. — Wenn die Manichäer weiter darüber spotteten, daß Gott sich anfänglich in der Finsterniß befunden haben müße, welche auf dem Abgrund lag: so wirft ihnen der Verfaßer selbst Finsterniß der Unwißenheit vor, weil sie nicht verstünden, in was für einem Lichte Gott wohne; nemlich in demjenigen, aus welchem das Licht kam, das nach dem Johannes alle Menschen in der Welt erleuchtete. — Auf einen andern ihrer Einwürfe, wie denn die drey ersten Tage der Schöpfung ohne die erst am vierten Tage erschaffene Sonne haben seyn können? ist er zwar geneigt zu antworten, jene Tage würden nur nach dem Zeitraum berechnet, den die Sonne in ihrem Lauf von Morgen gegen Abend durchgehe; allein wegen der Worte: es wurde Abend und Morgen, erklärt er die Sache lieber so, Abend zeige ein vollendetes, und Morgen ein angefangenes Werk an. — Ueber nichts machten sich die Manichäer in der Schöpfungsgeschichte so lustig, als daß der Mensch nach Gottes Bilde geschaffen seyn sollte; sie fragten: ob denn Gott eine Nase, Zähne, und dergleichen Theile mehr von einem Menschen habe? Ein unglücklicher Einfall überhaupt, sagt Augustinus: denn indem sie das alte Testament dadurch verdächtig machen wollen, erinnern sie sich

nicht,

nicht, daß auch im Neuen, welches sie doch anneh- J. n.
men, menschliche Glieder, als Zeichen geistlicher C. G.
Kräfte, Gott beygelegt werden. Allein, fährt er 363
fort, sie müßen wißen, daß nach dem katholischen bis
Lehrbegriff die geistlichen Gläubigen nichts von einer 430.
menschlichen Gestalt bey Gott annehmen, und wenn es heißt, der Mensch sey nach dem göttlichen Ebenbilde erschaffen, dieses nach dem innern Menschen gesagt werde, wo Vernunft und Verstand ist. Daher besteht dieses Ebenbild in unsrer Herrschaft über die Thiere: und selbst unser Körper ist so gebauet, daß er anzeigt, wir sind beßer als sie, und also Gott ähnlich. Daß der Mensch bisweilen von wilden Thieren getödtet wird, ist kein Einwurf wider jene Herrschaft, wie die Manichäer glauben: erstlich, weil sich nach dem Fall der Menschen, ihre erste Vollkommenheit verloren hat; und sodann, weil doch der Mensch von keinem Thiere bezwungen werden kann, da er sie beinahe alle überwältigt. Man braucht auch nicht bloß zu sagen, daß der Mensch durch seine Vernunft über alle Thiere herrsche; man kann dieses eben sowohl geistlich verstehen, daß wir alle Gemüthsbewegungen, durch die wir nemlich den Thieren etwas ähnlich sind, durch Mäßigkeit und Bescheidenheit unter unsere Gewalt bringen. — Eben so bedeutet nach seiner Meinung die Ruhe Gottes von der Schöpfung, diejenige Ruhe, welche uns Gott schenken will, wenn wir gute Werke verrichten. Unter den sieben Tagen aber der Schöpfung und der Ruhe, werden die sieben Zeitalter abgebildet, durch welche das menschliche Geschlecht nach und nach von seiner Erschaffung zur ewigen Ruhe übergeht. — Beym zweyten Hauptstücke schreitet Augustinus auf eben diesem Wege fort. „Wenn die Manichäer, schreibt er, den geheimen Verstand nicht tadeln, sondern ehrerbietig aufsuchen wollten: so würde er ihnen auf ihr Bitten mitgetheilt werden. Denn die from-

J. n. C.G. 363 bis 430. men Forscher werfen hier mehr Fragen auf, als diese Elenden; aber nicht wie diese, um dasjenige nicht zu finden, was sie suchen. Diese ganze Erzählung muß also zuerst nach der Geschichte, darauf nach der Weißagung erklärt werden. Wer alles, was hier vorkömmt, nicht anders als nach dem Buchstaben nehmen wollte, und könnte nicht allein Gotteslästerungen vermeiden, sondern auch alles dem katholischen Glauben gemäß auslegen: den müßte man nicht beneiden; wohl aber seine vorzüglichen Einsichten loben. Allein es giebt hier keinen andern Ausgang, um das Geschriebene fromm und Gottes würdig zu verstehen, als zu glauben, daß es figürlich und räthselhaft vorgetragen sey; wie auch die Apostel so viele Stellen des alten Testaments erklärt haben." Diesem zu Folge bedeutet das Paradies die menschliche Glückseligkeit, die Schlange den Teufel, Eva die sinnlichen Begierden, Adam die Vernunft: und wenn diese mit jenen sich vereinigt, um den Reizungen des erstern zu folgen, so entsteht noch immer bey uns die Sünde. Daß die Schlange, so lange sie lebt, Erde eßen soll, heißt entweder so viel, der Teufel soll, so lange er seine Gewalt behält, bis zu seiner lezten Strafe, über diejenigen herrschen, welche er durch irdische Begierden betrogen hat; oder es liegt darunter die dritte Art von Versuchung, die Neubegierde, verborgen: denn wer Erde ißt, dringt in das Tiefe und Finstere hinein. In der Folge findet der Verfaßer an der Schlange ein Bild der Ketzer, und besonders der Manichäer. Zuletzt aber stellt er die vornehmsten Lehrsätze derselben von Gott, mit der Katholischen ihren zusammen. Sie, sagt er, setzen die Natur Gottes im Elende; wir aber behaupten dieses bloß von derjenigen Natur, die Gott aus Nichts erschaffen hat, und die auch nicht nothwendig, sondern aus freyem Willen elend geworden ist. Eben so widersprechen wir ihnen, wenn sie leh-

ren, daß die Natur Gottes von Gott selbst zur Be- J. n.
reuung der Sünden gezwungen werde; daß sie von C.G.
Gott selbst Verzeihung erhalte, und nothwendig ver- 363
änderlich sey; daß ihr fremde Sünden schaden; daß bis
Gott genöthigt sey, einen Theil seiner Natur der Na- 430.
tur des Bösen zur Marter zu überlaßen.

So glaubte Augustinus die Erzählungen Mosis gegen die Vorwürfe der Manichäer gerettet zu haben. Doch in der Folge gestand er, (de Genesi ad litteram, Libr. VIII. c. 2. p. 171. T. III. Opp. ed. Antverp.) daß er hierbey zu sehr geeilt, und, weil er nicht gleich den Wortverstand überall ausforschen konnte, dieses für schwer und beinahe unmöglich gehalten, mithin nur die figürlichen Deutungen so kurz und deutlich angegeben habe, als es den Lesern angenehm zu seyn schien. Er hätte hinzusetzen sollen, daß er dadurch seine Hauptabsicht desto mehr verfehlt habe, weil die Einwürfe der Manichäer eigentlich nicht die allegorischen Erklärungen trafen, deren sich unzählige aussinnen laßen. Eine Stelle des Werks, worinne er geschrieben hatte, (L. I. c. 3.) alle Menschen könnten sich, wenn sie wollten, von der Liebe sichtbarer Dinge zur Erfüllung der göttlichen Gebote wenden, verbesserte er nachmals auch, damit sie die Pelagianer nicht gegen ihn gebrauchen möchten, durch den Zusatz: nachdem ihr Wille von dem Herrn vorbereitet, und mit dem Geschenke der Liebe bereichert worden ist. (Retract. L. I. c. 10.)

Ein anderes seiner Bücher, von der wahren Religion, (T. I. Opp. p. 557. sq. ed. cit.) das er um das Jahr 390. ausfertigte, beweiset ausführlich, daß man Einen wahren, und zugleich dreyeinigen Gott verehren müße, und wie groß die Barmherzigkeit Gottes sey, nach welcher den Menschen die christ-

liche

J. n. liche Religion, als eine Vorschrift zu dieser Vereh-
C.G. rung, ertheilt worden ist. Insonderheit aber ist die-
363 ses Buch gegen die zwo Naturen der Manichäer,
bis das heißt, gegen ihre Meinungen von dem Ursprunge
430. und der Natur des Bösen, gerichtet. Weder bey den Heyden, schreibt Augustinus, wo die Philosophen selbst die herrschende Religion für falsch hielten, und nur an sinnlichen Dingen hiengen, auch unter sich selbst uneins waren, und anders lebten, als sie dachten; noch bey den Juden, welche bloß irdische Belohnungen von Gott hoffen, noch bey andern Religionspartheyen, nur in der katholischen Kirche, ist die wahre Religion. Den Hauptinhalt derselben macht die Geschichte und Weißagung von demjenigen aus, was die göttliche Vorsehung in der Zeit zur ewigen Glückseeligkeit der Menschen thut. Indem er unter andern weitschweifigen Erörterungen, auch vom Ursprunge der Sünde handelt, sagt er, sie sey so sehr freywillig, daß sie ohne diese Eigenschaft gar nicht Sünde heißen könne. Diese Behauptung kam ihm in seinem spätern Leben zweydeutig vor. Er setzte also hinzu, (Retract. L. I. c. 13.) man müße hier die Sünde denken, wiefern sie nur Sünde ist; nicht wiefern sie auch Strafe der Sünde ist; wiewohl selbst diejenigen Sünden, welche nicht freywillige genannt würden, weil sie in der Unwißenheit oder gezwungen begangen werden, nicht ganz ohne Willen begangen werden könnten; denn wer unwißend sündige, thue es doch mit Willen, weil er es für keine Sünde halte; und wer vom Fleisch überwältigt sündige, willige doch auch darein. Man kann sogar, meint er, auch die Erbsünde in den Kindern, wenn sie noch keinen freyen Willen haben, nicht ungeschickt freywillig nennen, weil sie ihnen durch den ersten bösen Willen des Menschen zugezogen, und gleichsam erblich worden ist. — In dem Buche selbst bemerkte er ferner, daß Gott auf eine

zwey-

zweyfache Art für das Heil der Menschen gesorgt J. n.
habe: durch das Ansehen seines Zeugnißes, dem man C.G.
glauben müße, und durch die Vernunft, zu deren Ge- 363
brauch jenes vorbereitet. Das übrige besteht aus ei- bis
ner Menge sittlicher Lehren und Warnungen nach den 430.
Vorschriften des Christenthums. Selbst die Sendung und das Leben des Sohnes Gottes auf der Welt, wird nur von der moralischen Seite betrachtet. (cap. 16.) Indem er den ganzen Menschen annahm, heißt es, zeigte er den Fleischlichgesinnten, was für eine erhabene Stelle die menschliche Natur unter den Geschöpfen einnehme. Durch Wunder erwarb er dem Gotte Beifall, der er selbst war; durch Leiden dem Menschen, den er trug. Die Wollüstigen scheuecten sich vor Schmerzen und Todt; er ließ sich geisseln, kreuzigen und umbringen. Seine Auferstehung zeigte genugsam, daß nichts von der menschlichen Natur umkomme, sondern alles von Gott erhalten werde.

Weil aber die Manichäer auch deswegen über die Katholischen zu spotten gewohnt waren, daß diese den Menschen nur immer zu glauben befohlen, und keineswegs sie durch Gründe von der Wahrheit zu überzeugen suchten: so schrieb Augustinus an seinen Freund Honoratus, der sich auch von jenen Irrlehrern hatte verführen lassen, gegen das Jahr 391. als er nicht lange Presbyter zu Hippo geworden war, ein Buch von der Nutzbarkeit zu glauben. (Liber de utilitate credendi, T. VIII. p. 31. sq. ed. Antverp.) Er unterscheidet darinne zuerst den Ketzer von demjenigen, der den Ketzern glaubt; ist aber bey dem Begriff des erstern äusserst ungerecht. Jener soll ein Mann seyn, der um eines zeitlichen Vortheils, hauptsächlich um des Ruhms und der Herrschaft willen, falsche und neue Meinungen erzeugt, oder annimmt. Dieser wird durch Einbildung von Wahrheit und Frömmigkeit

J. n. hintergangen: und Augustinus gesteht, daß er eben
C.G. sowohl in diese Claße ehemals gehört habe, als jezt
363 sein Freund. Die Manichäer, fährt er fort,
bis
430. greiffen hauptsächlich das alte Testament an; sie sez-
zen die Ungeübten, welche nicht wißen, wie man das-
selbe erklären und vertheidigen müße, in Verlegen-
heit. Es giebt aber eine vierfache Art, diesen Theil
der Bibel auszulegen: nach der Historie, was ge-
schrieben oder geschehen sey; nach der Aetiologie,
warum etwas geschehen oder gesagt sey; nach der
Analogie, daß sich das alte und neue Testament nicht
widersprechen, und nach der Allegorie, daß man etwas
figürlich verstehen müße. Er entschuldigt sich, daß er
griechische Ausdrücke gebrauchen müße, weil keine la-
teinische vorhanden wären; sucht zu zeigen, daß
Christus und die Apostel sich schon dieser Erklä-
rungsmethoden bedient haben; warnet vor verschie-
denen Abwegen beym Lesen von Schriftstellern, und
erinnert darauf, daß man zum Lesen des alten Testa-
ments nicht mit Vorurtheilen gegen daßelbe kommen,
oder es sich von Feinden deßelben auslegen laßen
müße. Die Achtung und Geneigtheit zu glauben,
mit der man es, wie jedes Buch, von dem man sich
belehren laßen will, lesen muß, schließt die Untersu-
chung nicht aus, welche auch in der katholischen
Kirche keine Hinderniße findet. Allein die wahre Re-
ligion kann ohne Glauben, mit welchem die von
Gott vorgeschriebenen Lehren angenommen werden,
nicht bestehen. Sehr wenige sind im Stande, Gott
durch die Vernunft richtig zu erkennen; für die aller-
meisten ist der Glaube das sicherste, ohne daß sie leicht-
gläubig gegen jede Meinung seyn dürften. Muß
man doch täglich vieles glauben, um die Pflichten der
Gesellschaft zu erfüllen! In Religionsangelegenhei-
ten aber ist es desto dienlicher, den Weisen zu gehor-
chen, da es den meisten Menschen an Weisheit fehlt;
und diese suchen nicht einmal einen Weisen, wenn sie

nicht

nicht glauben, daß er es sey. Man bekümmert sich selbst um die Religion nicht, wenn man nicht glaubt, daß sie vorhanden sey. Die Ketzer gestehen sogar, daß man Christo glauben müße; Er hat den Glauben vorzüglich gefordert: und dieser stützt sich auf das göttliche Ansehen, welches theils durch Wunder, theils durch die Menge der würdigsten Anhänger des Christenthums, zum Glauben reizt. — Man wird wohl nicht leugnen können, daß Augustinus hier einige Blößen gegeben, und überhaupt zu wenig erklärt habe, wie Glaube und Untersuchung bey der christlichen Religion mit einander vereinigt werden müßen.

J. n. C.G. 363 bis 430.

Darauf folgte sogleich, auch um das Jahr 391, sein Buch von zwo Seelen, worinne er die Meinung der Manichäer widerlegt, daß es zweyerley Seelen gebe: eine Art, welche von Gott, die andere, welche von dem Volke der Finsterniß herkomme, jene gut, diese böse, und beyde in dem Menschen beysammen. (T. VIII. Opp. p. 55. sq. ed. Antverp.) Er setzt ihnen erstlich den Grund entgegen, daß jede Seele, da sie eine Art von Leben und ein verständiges Ding, mithin vortrefflicher als das sichtbare Licht sey, welches doch die Manichäer von Gott herleiteten, eines gleichen Ursprungs seyn müße. Selbst die Seele einer Mücke, sogar lasterhafte Seelen, wären als Seelen, nicht als Laster, oder mangelhaft, betrachtet, dem Lichte vorzuziehen. Er antwortet zugleich auf die biblischen Stellen, aus welchen jene Parthey beweisen wollte, daß die bösen Menschen unmöglich von Gott geschaffen seyn könnten. Zweytens bestreitet er die manichäische Meinung aus dem Begriffe von Sünde und Willen. Sünde, sagt er, kann nur im Willen seyn. Der Wille ist eine Bewegung des Gemüths, ohne von jemanden gezwungen zu werden, etwas nicht zu verlieren, oder sich etwas zu verschaffen. Die Sünde aber ist der

J. n. C. G. 363 bis 430. Wille, etwas zu behalten, oder zu erwerben, was die Gerechtigkeit verbietet, und deßen uns zu enthalten, was in unsrer Freyheit steht. Nun behaupten die Manichäer, die beyden jezt im Menschen vermischten Arten von Seelen wären ehemals abgesondert gewesen. Hier frage ich sie, ob die böse Art vor ihrer Vermischung mit der guten, einen Willen gehabt habe? Hatte sie keinen: so war sie ohne Sünde und unschuldig, mithin gar nichts Böses. Sollte sie aber deswegen böse heißen, weil sie zwar mit keinem Willen begabt, aber doch fähig wäre, das Gute, durch Berührung deßelben, gleich dem Feuer, zu verlezen und zu verderben: wie schändlich wäre es zu sagen, daß die Natur des Bösen so viel zur Veränderung irgend eines Theils von Gott vermöge? oder zu glauben, daß jenes höchste Gut verderblich und verletzbar sey? War hingegen in der bösen Art ein Wille: so war es gewiß jene freywillige Bewegung des Gemüths, um etwas zu verlieren, oder zu erwerben. Aber dieses Etwas war entweder ein Gutes, oder wurde dafür gehalten: sonst könnte man nicht darnach streben. Gleichwohl gab es in dem höchsten Bösen vor jener Vermischung gar nichts Gutes: wo wäre also die Kenntniß oder Meinung vom Guten darinne hergekommen? — Nach andern solchen Folgerungen, beweiset Augustinus auch aus der gerechten Verdammung der bösen Seelen, daß sie nicht von Natur, sondern durch ihren Willen, böse geworden sind; welches er noch durch die von den Manichäern selbst zugegebene Nutzbarkeit der Reue über die Sünden, bestätigt. — Unter den Stellen dieses Buchs, welche er nach vielen Jahren genauer erklärte oder beßerte, war auch diese, daß die Sünde bloß im Willen zu suchen sey, als welchen Satz die Pelagianer für ihre Meinung gebrauchen konnten, daß die kleinen Kinder keine Sünde hätten, weil ihnen dieselbe in der Taufe, wegen des Mangels an freyem

Willen,

Willen, erlaßen worden wäre. Es ist aber doch wenigstens, antwortet er ziemlich unglücklich, diejenige Sünde, deren Schuld und Strafe vom Adam auf sie gefallen ist, mit Willen begangen worden. (Retractat. Libr. I. cap. 15.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Eine Unterredung, die er öffentlich zu Hippo, im Jahr 392. mit dem manichäischen Aeltesten Fortunatus hielt, der viele daselbst zu seiner Parthey gebracht hatte, wurde nachgeschrieben; ist jedoch nicht so erheblich, als man erwarten sollte. (Acta seu Disputatio contra Fortunatum Manich. pag. 68. sq. loc. cit.) Sie stritten über die Frage vom Ursprunge des Bösen, den Augustinus im freyen Willen; sein Gegner aber in einer mit Gott gleich ewigen Natur des Bösen setzte. Fortunatus drang darauf, das Böse könne nicht von Gott herkommen, berief sich auf Schriftstellen, an statt daß die Anwesenden forderten, er sollte Gründe beibringen, weil er nicht alles in der heiligen Schrift befindliche annahm; antwortete schlecht auf den Einwurf des Augustinus, wie dem Menschen das Böse zugerechnet werden könne, wenn er nicht freywillig darauf gerathen wäre? und gestand endlich, daß er nichts weiter wider die Lehre der Katholischen zu sagen habe. Er versprach, daß er sich darüber mit den Lehrern seiner Parthey besprechen, und, wenn sie ihn nicht überzeugten, zu einer neuen Unterredung kommen wolle; zog aber von Hippo weg, ohne wieder zu erscheinen. Dieses meldet Augustinus, (Retract. L. I. c. 15.) und man muß außerdem voraussetzen, daß das Gespräch getreulich nachgeschrieben worden sey.

Zwey Jahre darauf fielen dem Augustinus einige Streitschriften in die Hände, welche Adimantus, einer der vornehmsten Schüler des Manes, der seine Parthey in den Morgenländern glücklich

J. n. C. G. 363 bis 430. ausbreitete, und den der berühmte Manichäer Faustus allein nach ihrem Stifter verehrt wißen wollte, (Augustin. contra Faustum, L. I. c. 2.) aufgesetzt hatte, um zu beweisen, daß sich zwischen dem Alten und Neuen Testamente sehr häufige Widersprüche fänden. Augustinus setzte ihm ein besonderes Buch entgegen, (contra Adimantum, p. 81. sq. T. VIII. Opp.) darinne er die Worte deßelben anführte, und seine Einwürfe beantwortete. So ausführlich dieses Buch gerathen ist; so wenig verdient es einen eigentlichen Auszug. Die allermeisten vom Adimantus angegebenen Widersprüche waren sehr leicht aufzulösen, wie wenn Gott den Israeliten befahl, die heydnischen Völker auszurotten; Christus hingegen die Liebe gegen Feinde einschärfte; oder wenn den Israeliten irdischer Seegen von Gütern aller Art versprochen; vom Erlöser aber gesagt wird, man müße alles verlaßen, und ihm nachfolgen, weil die ganze Welt demjenigen nichts helfen könne, der an seiner Seele Schaden nähme; und dergleichen mehr. Hin und wieder sind die Antworten des Augustinus ganz treffend; aber es geht ihm auch hier nicht selten, wie man es oben (S. 270.) bey seiner Vertheidigung des ersten Buchs Mosis wider die Manichäer gesehen hat: da er zu wenig geübter Ausleger der heiligen Schrift war, so behilft er sich bisweilen mit spitzfindigen und gezwungenen Erklärungen. Adimantus hält es, zum Beispiel, für widersprechend, daß Salomo die Menschen ermahnt, der Ameise nachzuahmen, und gleich ihr, im Sommer für die Nahrung des Winters zu sorgen; Christus aber seine Zuhörer warnet, sie möchten nicht für den künftigen Tag sorgen. Nun wirft ihm Augustinus vor, er wiße nicht, daß die erstere Stelle geistlich verstanden werden müße: das Bild der Ameise zeige den Christen an, der in ruhigen Umständen, (oder im Sommer) das Wort Gottes sammeln soll,

damit er in Trübsalen (oder im Winter,) seine geistliche Nahrung habe. J. n. C. G. 363 bis 430.

Nach der Widerlegung des Schülers, gieng Augustinus auf den Lehrer selbst los. Er schrieb im Jahr 397. eine Abhandlung gegen den Brief des Manes vom Grunde des Glaubens; (Liber contra Epistolam Manichaei, quam vocant Fundamenti, p. 109. sq. T. VIII. Opp.) bestritt aber nur die ersten Lehrsätze deßelben, und setzte zu dem übrigen Inhalte des bloß nach seinem Anfange eingerückten Briefs Anmerkungen, die zu einer genauern Widerlegung dienen konnten. Auch hier ist es überflüßig, einen vollständigen Auszug mitzutheilen, weil das Lehrgebäude des Manes, das zum Theil auf diesem Briefe beruht, schon anderwärts beschrieben worden ist. (Th. IV. S. 400. fg.) und was sich gegen seine Einfälle erinnern läßt, von selbst errathen werden kann. Merkwürdig, und sogar schön, kann die Stelle gleich im Eingange heißen, wo Augustinus alles heftige Betragen gegen die Manichäer mißbilligt. „Diejenigen, sagt er, mögen wider euch wüten, die es nicht wißen, wie mühsam die Wahrheit gefunden, und wie schwer Irrthümer vermieden werden! diejenigen mögen es thun, welche nicht wißen, wie selten und hart es sey, fleischliche Einbildungen durch die Heiterkeit eines frommen Gemüths zu überwinden! wie schwer das Auge des innern Menschen geheilt werde! wie viel Seufzer und Aechzen dazu nöthig sind, um Gott nur von einer geringen Seite zu erkennen! die niemals durch einen solchen Irrthum, als der eurige ist, betrogen worden sind!" Da ihn dieses letztere Schicksal selbst betroffen hatte: so hält er es für seine Schuldigkeit, mit eben so vieler Duldsamkeit den Manichäern zu begegnen, als ihm, da er noch zu ihrer Parthey gehörte, von andern begegnet wurde. Mehr declamatorisch hingegen ist die

J. n. C. G. 363 bis 430.

bald darauf folgende Stelle, in der er die Gründe sammelt, welche ihn in der rechtgläubigen Kirche erhielten. Außer der gewißen Weisheit in göttlichen Dingen, schreibt er, ist es die Uebereinstimmung so vieler Völker; das durch Wunderwerke angefangene, durch Hoffnung unterhaltene, durch Liebe vermehrte, durch Alter befestigte Ansehen; die Folge der Priester, von dem apostolischen Sitze des Petrus selbst an, bis auf das gegenwärtige Bißthum; endlich selbst der Nahme der katholischen Kirche, welchen sie unter so vielen Ketzereyen so sehr allein behauptet hat, daß, obgleich alle Ketzer sich den Nahmen der Katholischen wünschen, gleichwohl keiner derselben, wenn ihn ein Fremder frägt, wo man sich zur katholischen Kirche versammle, sich untersteht, ihm entweder seine Kirche oder sein Haus zu zeigen; — alles dieses hält mich im Schooße jener Kirche zurück. — Unter den Bemerkungen, welche Augustinus dem Manes entgegen setzt, legt er auch auf diese einen Werth, daß jede Natur, als Natur betrachtet, gut sey, indem sie sich ganz ohne böse Eigenschaften, aber niemals ohne alle gute denken laße; und daß man, da jedes Böse eine Art von Verdorbenheit sey, die Verdorbenheit aber nicht von Natur, sondern wider die Natur sey, leicht einsehen könne, sie setze etwas Gutes voraus, das verdorben worden ist.

Doch das wichtigste von den vielen Werken, in welchen Augustinus wit den Manichäern kämpfte, dürften fast seine drey und dreyßig (zum Theil sehr kurzen) Bücher wider den Faustus ausmachen, die er, auf Verlangen einiger Katholischen, um das Jahr 400. zu Stande brachte. (Opp. Tom. VIII. p. 131. sq.) Faustus, der unter den Lehrern und Schriftstellern der Manichäer in diesem Zeitalter so sehr hervorragt, war aus Milevis in Numidien gebürtig, und wurde Bischof bey seiner Parthey.

then. Augustinus befand sich damals unter dersel- J. n.
ben: und da ihm andere seine Fragen und Einwürfe C.G.
nicht beantworten konnten, vertrösteten sie ihn desto 363
mehr auf den Faustus, als auf einen Mann, der bis
auch das Schwerste aufzulösen im Stande wäre. 439.
Nach einer fast neunjährigen Erwartung kam endlich Faustus. Augustinus fand an ihm, wie er schreibt, (Confess. L. V. c. 6. p. 80. sq. Tom. I. Opp. ed. Antverp.) einen sehr unterhaltenden Sprecher, der auch von demjenigen, was die übrigen Manichäer sagten, weit angenehmer zu schwatzen wußte. Aber so sehr ihm auch die Beredsamkeit deßelben gefiel; so durfte er ihn doch nicht mit Fragen belästigen; zugleich merkte er bald, daß Faustus, außer der Sprachwißenschaft, und der durch das Lesen des Cicero, Seneca und der Dichter erlangten Fertigkeit, sich wohl auszudrücken, keine eigentliche Gelehrsamkeit besitze. Unterdeßen hatte sich doch dieser manichäische Lehrer eben durch die gedachte Gabe, durch einen natürlich guten Kopf, und ein gefälliges einschmeichelndes Betragen, Bewunderer und Anhänger genug erworben; so daß ihn Augustinus deswegen einen großen Fallstrick des Teufels nennt. (Confess. L. V. c. 3. L. XVI. in Faustum, c. 26. L. XXI. c. 10.) Er rühmte sich auch in einer von seinem Gegner aufbehaltenen Stelle, (L. V. in Faust. c. 1. sq.) daß er, nach der Vorschrift des Evangelium, Vater, Mutter, Frau, Kinder, und alles übrige verlaßen, das Geld verworfen habe, eine strenge Lebensart führe, nicht für den andern Tag sorge, und vieles um der Gerechtigkeit willen leiden müße. Augustinus gesteht ihm zwar nicht alles dieses zu; er wirft ihm vielmehr ein bequemes und wollüstiges Leben vor, das allen Zuhörern seiner Parthey, besonders zu Rom, bekannt sey. (l. c. c. 5. 6.) Doch erzählt er gleich darauf selbst, (c. 8.) daß Faustus wenigstens eine kleine Verfolgung ausgestanden habe.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Die Katholischen zogen ihn und einige andere Manichäer vor das Gericht des Statthalters; brachten es aber durch ihre Fürbitte dahin, daß dieselben nur leicht bestraft, nur auf eine Insel verwiesen wurden: und bald wurden sie auch aus derselben zurück berufen. Kaum, sagt Augustinus, kann man dieses eine Strafe nennen, indem die Diener Gottes dieses täglich freywillig thun, daß sie sich vom Geräusche der Menge in die Einsamkeit zurück ziehen.

Wie schwer es dem Gegner des Faustus werde, ihm ganz Gerechtigkeit wiederfahren zu laßen, sieht man wohl aus diesen Stellen. Allein was Augustinus zu verstehen giebt, daß Faustus ein bloßer Schwätzer gewesen sey, das glaubt man ihm nicht so willig, wenn man dasjenige lieset, was er selbst aus dem Buche deßelben aufbehalten hat. Dieses Buch, in welchem der manichäische Lehrer, nach der Beschreibung des Augustinus, (Retractatt. L. II. c. 7.) das Gesetz und die Propheten, und ihren Gott, auch die Menschwerdung Christi, lästerte, von den Schriften des neuen Testaments aber behauptete, daß sie verfälscht worden wären, ist in der genannten Widerlegungsschrift größtentheils eingerückt worden. Zwo Stellen aus demselben hat man schon anderwärts gelesen. (Th. IX. S. 50. und S. 187.) Unter denselben enthält die erstere einen freylich nur schwachen Angriff auf die Aechtheit der Schriften des neuen Bundes. Aber in der zweyten wird den Christen ihre abergläubische Verehrung der Märtyrer mit Folgerungen vorgeworfen, die sie zwar mit dem Augustinus leugnen konnten; und deren sie sich doch schämen mußten. Es war nicht genug, sich gegen die Beschuldigung eines gottesdienstlichen Anrufens der Märtyrer eifrig zu verwahren; man hätte auch alle schon vorhandene Spuren dieses Aberglaubens, alle Gebräuche, welche zu demselben führten, vernich-

ten

ten sollen; und Augustinus insonderheit hätte sich J. n.
hüten sollen, noch mehrere Jahre nach der Ausferti- C.G.
gung seines Werks wider den Faustus, in einem an- 363
dern, das er zur Vertheidigung des Christenthums bis
gegen die Heyden schrieb, so schlechte Mährchen von 430.
wunderbaren Heilungen, die in den Kirchen der Märtyrer, oder durch ihre Reliquien gewürkt worden wären, zu erzählen, als an einem andern Orte daraus beygebracht worden sind. (Th. VII. S. 302. fgl.) Es trifft sich noch mehrmals, daß Augustinus keine recht genugthuende Antworten giebt; aber in vielen Stellen wurde ihm solches desto leichter; er sagt daher auch viel Gutes, aber fast immer in einer Mischung von seichten Gedanken, und ziemlich weitschweifig.

Faustus macht zuerst Einwendungen gegen das neue Testament. Er will zwar die evangelische Geschichte annehmen; aber nicht das Geschlechtsregister in derselben, weil sie dort selbst offenbar vom Evangelium unterschieden werde. Weil auch Matthäus und Lucas einander darinne widersprächen, ohne daß man entscheiden könne, welcher von beyden Recht habe: so wendet er sich zu den beyden übrigen Evangelisten. Ihr Anfang gefällt ihm, weil weder David, noch Maria und Joseph bey ihnen vorkommen, und Marcus scheint sogar, indem er Jesum Christum den Sohn Gottes nennt, es dem Matthäus vorzuwerfen, daß er denselben den Sohn Davids nennt; es müßte denn jeder von einem andern Jesus reden. Augustinus antwortet unter andern auf die Schwierigkeiten des zweyfachen Geschlechtsregisters Jesu, alles komme dabey auf den doppelten Vater an, der dem Joseph gegeben werde: und dieses laße sich leicht durch die Annehmung des einen an Kindes Statt erklären; es fänden sich aber bey diesem Geschlechtsregister noch andere Fragen, (wie zum

J. n. C. G. 363 bis 430.

Beispiel, warum der Zeugungen beym Lucas sieben und siebzig, oder so viele sind, als die Zahl der Vergebung, die wir unserm Bruder schuldig sind, beträgt,) welche bloß von den Rechtgläubigen aufgelöset werden könnten. — Im vierten Buche lieset man die Ursachen, warum Faustus das alte Testament nicht annehmen könne. Erstlich werde er durch daßelbe enterbt, indem es das Land Canaan lediglich den verschnittenen, opfernden, und andere Cärimonien, die den Christen nicht gefallen, beobachtenden Israeliten verspreche. Zweytens sey diese Erbschaft selbst so elend, und bloß körperlich, von allen Vortheilen der Seele entfernt, daß er sie, nach der seeligen Verheißung des Himmelreichs und ewigen Lebens im neuen Testamente, verwerfen würde, wenn sie ihm gleich der Erblaßer umsonst aufdringen wollte. — Faustus erklärt sich weiter im fünften Buche, daß er das Evangelium in Ansehung seines schwerern Inhalts, nemlich der Beobachtung der Gebote Christi, wenn gleich nicht in Absicht auf den Glauben, daß Gott ein Mensch gebohren worden sey, annehme; denn dieses habe der Erlöser selbst nicht gefordert. Hingegen nehme er, wie er im sechsten Buche sagt, das alte Testament nicht an, weil er die mosaischen Vorschriften deßelben eben so wenig, als die Katholischen, befolge. Hier ist die Antwort seines Gegners sehr lang gerathen, um zu zeigen, daß jene Vorschriften, wenn sie gleich von Christen nicht gehalten würden, doch bedeutungsvoll und ehrwürdig wären. — In den folgenden Büchern wendet Faustus gegen das Geschlechtsregister Jesu ein, daß er sich niemals einen Vater, oder ein Geschlecht auf Erden beigelegt habe; gegen das alte Testament, daß ihn das neue oder freyere hindere, sich unter die Knechtschaft des erstern zu begeben; ingleichen, daß er das Alte mit noch mehrerm Rechte verwerfe, als die Apostel, die doch unter demselben gebohren

bohren waren. — Wenn gleich Paulus Christum J. n.
aus den Nachkommen Davids gebohren werden C. G.
läßt, (Röm. Cap. I. v. 3.) so meint doch Faustus, 363
(im eilften Buche,) der Apostel habe nachmals sei- bis
nen Irrthum verbeßert, indem er schrieb, er kenne 430.
niemanden nach dem Fleische; (2 Corinth. C. V. v. 16.) und weiter, das Alte sey vergangen, es sey alles neu geworden in Christo.

Sehr lang beschäftigten den Augustinus im zwölften Buche die Einwürfe des Faustus gegen die Propheten des alten Testaments. Dieser behauptete nicht nur, daß er in ihren Schriften, ohngeachtet der aufmerksamsten Forschung, gar keine Zeugniße von Christo gefunden habe; sondern auch, daß es wider die gerühmte Einfalt des christlichen Glaubens laufe, erst Zeugen, und noch dazu Juden, zu verlangen; ferner, daß, wenn ja die Christen von jenem Grundsatze abgewichen wären, sie sich doch wenigstens an dem Zeugniße Gottes von Christo im neuen Testament begnügen möchten, zumal da sich der Erlöser nicht auf das Zeugniß der Propheten berufe; endlich, daß diese weder Klugheit noch Tugend besessen, mithin nicht einmal der Würde der ihnen beigelegten Zeugniße gemäß gelebt hätten. Was Augustinus auf alles dieses antworte, läßt sich von selbst errathen. Aber er schwächt das Gute, welches er beibringt, gar sehr durch die erzwungenen, oft in der That kindischen Deutungen, die er aus so vielen Geschichten des alten Testaments herauspreßt. So soll Noah, als der achte der erhaltenen Menschen, ein Vorbild der Auferstehung seyn, weil Christus am achten Tage, das heißt, am ersten nach dem siebenten des Sabbaths, auferstanden sey; das Schiff des Noah soll ein Sinnbild der Kirche Christi seyn, und das sechshundertste Lebensjahr, in welchem er daßelbe betrat, soll die Zeit der Erbauung der Kirche an-

J. n. C. G. 363 bis 430.

anzeigen; so wie die herausgelaßene, aber aus Mangel einer Ruhestätte zurückkehrende Taube andeutet, daß den Heiligen durch das neue Testament in dieser Welt keine Ruhe versprochen worden sey. In Predigten dieser Zeit, ja sogar in biblischen Auslegungsschriften, hatten solche Einfälle ihren, wie man glaubte, gebührenden Platz; aber einen Mann, wie Faustus, konnten sie doch nur zum Spotten reizen.

Hätten sogar, fährt dieser Manichäer im dreyzehnten Buche fort, einige hebräische Propheten den Sohn Gottes angekündigt, was geht dieses uns an? Nur diejenigen würde der Tadel treffen, die auf die vorgegebene Zeugniße der Propheten, vom Judenthum zum Christenthum übergegangen wären, und jene alsdann undankbar vernachläßigt hätten. Wir gebohrne Heyden aber sind nicht erst Juden geworden, um durch diese Propheten zum Christenthum geleitet zu werden; bloß der Ruf von den Tugenden und der Weisheit unsers Erlösers, zog uns zu ihm. Wenn ich noch ein Heyde wäre, und es wollte mir jemand Christum aus den Propheten beliebt machen: so würde ich ihn sogleich für wahnwitzig halten, daß er einem Heyden zweifelhafte Dinge durch noch zweifelhaftere zu beweisen versuchte. Der Heyde glaubt weder den hebräischen Propheten von Christo; noch Christo von ihnen: er ist es seinem eigenen Glauben schuldig, wenn er ein Christ wird. Sollte es unterdeßen, wie man sagt, Weißagungen der Sibylle, des Hermes, des Orpheus, und anderer heydnischen Propheten von Christo geben: so würden sie eher uns Heyden zum Glauben behülflich seyn. — Im vierzehnten Buche versichert Faustus, daß seine Parthey den Moses, obgleich derselbe niemanden verschont habe, doch hauptsächlich deswegen verabscheue, weil er Christum, der für unser Heil am Kreuze gehangen hat, für verflucht erklärt. Augu-

stinus

stinus gebraucht erstlich diesen Einwurf wider die J. n.
Manichäer selbst, indem nach ihrem Grundsatze, C. G.
der Ausspruch Mosis Christum, welcher nicht 363
würklich gestorben seyn soll, auch nicht treffen kann. bis
Aber, setzt er hinzu, es war eigentlich die Sünde, 430.
und der durch sie verursachte Todt, welche am Kreuze Christi verflucht wurden. Haßte Gott nicht die Sünde und unsern Todt: so würde er nicht seinen Sohn senden, um denselben zu übernehmen und zu vernichten. Ist es also zu verwundern, wenn dasjenige Gotte verflucht ist, was Gott haßt? — Einen andern Grund giebt Faustus im funfzehnten Buche an, warum die Manichäer das alte Testament verwürfen: sie sind durch das Neue hinlänglich gesättigt; ihre Kirche, eine Braut Christi, verschmäht die Schätze geringerer Liebhaber; der Gott der Hebräer kann dasjenige nicht erfüllen, was er verspricht, und sie verlangen es nicht einmal. Die katholische Kirche hingegen, gereizt durch die von ihm verheißenen irdischen Vortheile, buhlt, wie eine geile Jungfrau, mit einem fremden Manne, gerade wider die Vorschrift des Apostels, Röm. C. VII. v. 2. fg. — Faustus erklärt sich sogar im sechszehnten Buche bereit, es anzunehmen, wenn man beweisen könnte, daß Moses von Christo geschrieben habe; es könne dieses seinem Glauben so wenig schaden, daß es ihm dabey immer noch frey stehen würde, die jüdische Religion für falsch zu erklären; so wie man einen Fisch eßen könne, ohne das Meerwaßer, aus dem er gezogen ist, trinken zu können. Allein Christus habe durch die Worte: **Alle, die vor mir gekommen, sind Diebe und Räuber gewesen,** zu allererst auf Mosen gezielt; da wo es die Unterredung mit den Juden nothwendig mit sich brachte, (Joh. C. VIII. v. 13.) habe er sich doch nicht auf Mosen berufen; und wenn er gleich gesagt haben sollte, **daß Moses von ihm geschrieben habe,**

so

J. n. C.G. 363 bis 430. so müße man doch aus dem darauf erfolgten Stillschweigen der Juden schliessen, daß er dieses würklich nicht gesagt habe. Die ihm beigelegten Ausdrücke: Wenn ihr dem Moses glaubtet, so würdet ihr auch mir glauben, wären wegen des großen Unterschieds zwischen den Lehren Christi und Mosis, höchst unwahrscheinlich. Die Stelle 5 B. Mos. C. XVIII. v. 15. könne unmöglich auf Christum gehen, als welcher gar kein solcher Prophet wie Moses gewesen sey. — Zwar, so schreibt Faustus weiter im siebzehnten Buche, soll Christus, nach dem Matthäus, gesagt haben, er sey nicht gekommen, das Gesez aufzulösen, sondern es zu erfüllen. Allein, da nicht Matthäus, sondern Johannes dabey gegenwärtig gewesen seyn soll, und der leztere gleichwohl in seiner Geschichte nichts davon erwähnt: so sey es nicht glaublich, daß Christus dieses gesagt habe: zumal da er würklich das Gesetz aufgelöset und zerstört habe. — Auf diesem leztern Beweise besteht zwar Faustus noch im achtzehnten Buche, indem, wie er meint, vorausgesetzt, daß Christus das Gesez erfüllt habe, auch die Christen sich beschneiden lassen müßten. Doch im neunzehnten giebt er zu, Christus habe sich jener Worte bedient; nur müße man untersuchen, was für ein Gesez er gemeint habe. Es gebe ein dreyfaches: das jüdische, das natürliche der Heyden, und die Wahrheit, von welcher Paulus sagt, (Röm. C. VIII. v. 2.) das Gesez des Geistes mache lebendig in Christo. Nun aber sey es deutlich, daß Christus von der Erfüllung und Ergänzung des Naturgesetzes rede. Er selbst, Faustus, sey beinahe ein Jude geworden, weil er die gedachten Worte des Erlösers anfänglich vom jüdischen Gesetze verstanden habe.

Hierauf wendet sich der Streit im zwanzigsten Buche zu den Vorwürfen, welche man den Manichäern

chäern machte. Warum betet ihr die Sonne an? J. n.
sagte man; ist es nicht darum, weil ihr Heyden, und C.G.
eine von den Heyden nur getrennte Parthey (Schisma) 363
seyd? Nichts weniger, giebt Faustus zur Antwort. bis
„Wir verehren an dem Vater, dem allmächtigen 430.
Gotte, an Christo, seinem Sohne, und an dem heiligen Geiste, Eine und eben dieselbe Gottheit, unter einer dreyfachen Benennung. Aber von dem Vater glauben wir, daß er das höchste Licht bewohne, welches Paulus unzugänglich nennt; von dem Sohne, daß er sich in dem zweyten und sichtbaren Lichte befinde, und, da er nach der Einsicht des Apostels, der Christum Gottes Kraft und Gottes Weisheit nennt, doppelt ist, seine Kraft in der Sonne, seine Weisheit aber im Monde wohne; endlich bekennen wir, daß der heilige Geist, welcher die dritte Majestät ist, der Umfang, Sitz und Aufenthalt der ganzen Luft sey, aus deßen Kräften und geistiger Ergießung auch die empfangende Erde den leidensfähigen Jesus gebähre, der das Leben und Heil der Menschen, von jedem Holze hängend, ist. Daher hegen wir gegen alle Geschöpfe, und ihr gleichergestalt gegen Brodt und Kelch, eine gewißenhafte Verehrung; ob ihr gleich die Urheber derselben heftig haßet. — Von den Heyden sind wir so sehr verschieden, daß wir, anstatt mit ihnen Gutes und Böses, Ewiges und Vergängliches, von Einem Grundwesen herzuleiten, vielmehr Gott als die Grundursache von allem Guten, und die Hyle von allem Bösen betrachten. Auch verehren die Heyden Gott durch Altäre, Tempel, Bilder, Opfer und Räuchern; ich aber halte mich selbst, wenn ich anders deßen würdig bin, für einen vernünftigen Tempel Gottes. Ich nehme Christum seinen Sohn als das lebendige Bild der lebendigen Mejestät an; zu seinem Altar mache ich ein Gemüth, das durch gute Künste und Wißenschaften unterrichtet ist, und setze die Ehrenbezeigungen gegen Gott und

J. n. C. G. 363 bis 430.

Opfer bloß in reinen Gebeten. Ich verehre also auch Christum anders als ihr. Ihr macht würklich nur eine von den Heyden getrennte Parthey aus; die Lehre von einem höchsten Gotte habt ihr von ihnen losgerißen, so daß ihr alles von Gott herleitet; ihre Opfer habt ihr in Liebesmahle, und ihre Götzen in Märtyrer verwandelt, die ihr mit gleichen Gelübden verehret; die Schatten der Verstorbenen besänftigt ihr mit Wein und Speisen; die feyerlichen Tage der Heyden, wie Neujahr und Sonnenwende, begeht ihr mit ihnen; am Leben habt ihr wenigstens nichts geändert. Auch eure Vorgänger, die Juden, haben sich zwar ebenfals von den Heyden abgesondert; aber nichts als das Schnizwerk haben sie fahren gelaßen; Tempel, Opfer, Altäre, Priesterschaft, und den ganzen Gottesdienst, haben sie mit eben solchen Gebräuchen, ja weit abergläubischer als die Heyden, ausgeübt. In der Meinung aber von einem höchsten Gotte, sind sie von den Heyden gar nicht verschieden." Diese lange Stelle ist, wie man sieht, von einem sehr gemischten Werthe: merkwürdig in Absicht auf das manichäische Glaubensbekenntniß von Gott; unerwartet schwach und seltsam in den Vorwürfen gegen den Glauben der Christen; desto treffender im Tadel des christlichen Aberglaubens. Eben so wenig ist Augustins Antwort durchaus von gleicher Stärke. Er läßt sich zwar keinen Vortheil entgehen, den er für die Katholischen und wider die Manichäer nützen kann; allein so geschickt er die abergläubische Gottseeligkeit seiner Mitchristen entschuldigt, wie man schon an einem andern Orte (Th. IX. S. 187. fg.) gelesen hat; so war doch dieses nicht befriedigend für denjenigen, der sie völlig kannte. Auf die Versicherung des Faustus, daß er sich selbst zum Tempel Gottes darstelle, versetzt Augustinus, es sey also ein Tempel, von dem der Teufel einen Theil gemacht habe; gleichsam als wenn sein Gegner hier

denn Elias nicht gestorben sey, da er doch ein J. n.
Mensch gewesen ist? und ob es dem unsterblichen C.G.
Christus nicht erlaubt gewesen sey, im Nothfall auch 363
den Todt zu berühren, da es jenem Sterblichen ver- bis
gönnt war, sich der Unsterblichkeit zu bemächtigen? 430.
Faustus fügt hinzu, man hätte jene Frage, was Jesus nach seiner Natur thun konnte, auch auf seine übrige Handlungen erstrecken sollen; unterdeßen habe er nur seinen Gegnern mit ihren eignen Waffen begegnen wollen; denn sonst glaube er weder, daß Jesus gestorben, noch daß Elias unsterblich gewesen sey. — Eben so beantwortet er in dem überaus kurzen sieben und zwanzigsten Buche eine andere Einwendung: Wenn Jesus nicht gebohren ist, so hat er auch nicht gelitten; hat er aber gelitten, so ist er auch gebohren worden, durch die Folgerung: Hat er ohne männlichen Saamen gebohren werden können, so hat er auch leiden können, ohne gebohren zu werden. Allein Augustinus versichert an beyden Stellen, dieses wären Einwürfe, welche sich Faustus selbst ersonnen hätte, so wie auch den im acht und zwanzigsten Buche: Jesus konnte nicht sterben, wenn er nicht gebohren worden war, und worauf er die Antwort giebt: Er konnte auch nicht gebohren werden, wenn man nicht voraussetzt, daß er nicht Gott war. — Also war es wohl Zauberey, (dieses wendet er sich ferner im neun und zwanzigsten Buche ein,) daß er gesehen worden ist, und gelitten hat, wenn er nicht gebohren worden ist? und antwortet abermals durch die Gegenwendung: auch das wäre folglich Zauberey gewesen, daß er im Mutterleibe getragen und zur Welt gebohren worden ist, wenn er nicht aus männlichem Saamen gebildet wurde.

Im dreyßigsten Buche führt Faustus die Katholischen redend ein, indem sie die Stelle des Apostels, 1. Timoth. C. IV. v. 1. als eine Weißa-

J. n. C.G. 363 bis 430. von den Manichäern, da sie doch das Evangelium annähmen, auch alles zu glauben, was in demselben, das heißt im neuen Testamente, geschrieben wäre. Glaubt ihr denn, versetzt Faustus, darum weil ihr das alte Testament annehmet, alles was in demselben enthalten ist? Ihr sucht ja aus demselben nur die Prophezeiungen heraus, welche einen künftigen König der Juden verkündigten, weil ihr ihn für Jesum haltet, und außerdem einige wenige gemeine Vorschriften des bürgerlichen Lebens; das übrige alles achtet ihr, wie Paulus sich ausdrückt, für Koth. Ist es daher befremdlich, wenn ich gleichfals aus dem neuen Testamente nur das Reineste und für mein Heil Brauchbarste aussuche; dasjenige aber übergehe, was eure Vorfahren betrüglich eingeschoben haben, und wodurch die Majestät und Gefälligkeit deßelben verändert wird? Hat das Testament des Vaters, (den ihr auf eine widersprechende Art für den Urheber des jüdischen Gesezzes ansehr,) einiges, das nicht beobachtet werden darf: glaubt ihr denn, daß das Testament des Sohnes allein nicht habe verfälscht werden können, allein nichts in sich faße, das gemißbilligt werden müße? vornemlich, da er es weder selbst, noch seine Apostel, sondern lange Zeit nachher einige unbekannte Männer geschrieben haben, welche, damit man ihnen die Glaubwürdigkeit in einer Geschichte, die sie nicht kannten, nicht versagen möchte, an die Spitze ihrer Schriften, theils Nahmen der Apostel, theils ihrer Gefährten, gesetzt haben, indem sie versicherten, sie hätten nach denselben geschrieben. Faustus sammelt hierauf Gebräuche des alten Testaments, welche die Christen nur halb beobachteten; Schandthaten ehrwürdiger Männer in demselben, und Stellen deßelben, welche die Christen nicht für wahr halten sollen, wie zum Beispiel: daß jeder verflucht sey, der keinen Saamen in Israel erweckt, weil

denn Elias nicht gestorben sey, da er doch ein J. n.
Mensch gewesen ist? und ob es dem unsterblichen C.G.
Christus nicht erlaubt gewesen sey, im Nothfall auch 363
den Todt zu berühren, da es jenem Sterblichen ver- bis
gönnt war, sich der Unsterblichkeit zu bemächtigen? 430.
Faustus fügt hinzu, man hätte jene Frage, was Jesus nach seiner Natur thun konnte, auch auf seine übrige Handlungen erstrecken sollen; unterdeßen habe er nur seinen Gegnern mit ihren eignen Waffen begegnen wollen; denn sonst glaube er weder, daß Jesus gestorben, noch daß Elias unsterblich gewesen sey. — Eben so beantwortet er in dem überaus kurzen sieben und zwanzigsten Buche eine andere Einwendung: Wenn Jesus nicht gebohren ist, so hat er auch nicht gelitten; hat er aber gelitten, so ist er auch gebohren worden, durch die Folgerung: Hat er ohne männlichen Saamen gebohren werden können, so hat er auch leiden können, ohne gebohren zu werden. Allein Augustinus versichert an beyden Stellen, dieses wären Einwürfe, welche sich Faustus selbst ersonnen hätte, so wie auch den im acht und zwanzigsten Buche: Jesus konnte nicht sterben, wenn er nicht gebohren worden war, und worauf er die Antwort giebt: Er konnte auch nicht gebohren werden, wenn man nicht voraussetzt, daß er nicht Gott war. — Also war es wohl Zauberey, (dieses wendet er sich ferner im neun und zwanzigsten-Buche ein,) daß er gesehen worden ist, und gelitten hat, wenn er nicht gebohren worden ist? und antwortet abermals durch die Gegenwendung: auch das wäre folglich Zauberey gewesen, daß er im Mutterleibe getragen und zur Welt gebohren worden ist, wenn er nicht aus männlichem Saamen gebildet wurde.

Im dreyßigsten Buche führt Faustus die Katholischen redend ein, indem sie die Stelle des Apostels, 1. Timoth. C. IV. v. 1. als eine Weißa-

 gung

J. n. C. G. 363 bis 430. von den Manichäern, da sie doch das Evangelium annähmen, auch alles zu glauben, was in demselben, das heißt im neuen Testamente, geschrieben wäre. Glaubt ihr denn, versetzt Faustus, darum weil ihr das alte Testament annehmet, alles was in demselben enthalten ist? Ihr sucht ja aus demselben nur die Prophezeiungen heraus, welche einen künftigen König der Juden verkündigten, weil ihr ihn für Jesum haltet, und außerdem einige wenige gemeine Vorschriften des bürgerlichen Lebens; das übrige alles achtet ihr, wie Paulus sich ausdrückt, für Koth. Ist es daher befremdlich, wenn ich gleichfals aus dem neuen Testamente nur das Reineste und für mein Heil Brauchbarste aussuche; dasjenige aber übergehe, was eure Vorfahren betrüglich eingeschoben haben, und wodurch die Majestät und Gefälligkeit deßelben verändert wird? Hat das Testament des Vaters, (den ihr auf eine widersprechende Art für den Urheber des jüdischen Gesezzes ansehet,) einiges, das nicht beobachtet werden darf: glaubt ihr denn, daß das Testament des Sohnes allein nicht habe verfälscht werden können, allein nichts in sich faße, das gemißbilligt werden müße? vornemlich, da er es weder selbst, noch seine Apostel, sondern lange Zeit nachher einige unbekannte Männer geschrieben haben, welche, damit man ihnen die Glaubwürdigkeit in einer Geschichte, die sie nicht kannten, nicht versagen möchte, an die Spitze ihrer Schriften, theils Nahmen der Apostel, theils ihrer Gefährten, gesetzt haben, indem sie versicherten, sie hätten nach denselben geschrieben. Faustus sammelt hierauf Gebräuche des alten Testaments, welche die Christen nur halb beobachteten; Schandthaten ehrwürdiger Männer in demselben, und Stellen deßelben, welche die Christen nicht für wahr halten sollen, wie zum Beispiel: daß jeder verflucht sey, der keinen Saamen in Israel erweckt, weil

der Teufel seyd, indem ihr sie stets um die Wette zu dieser Lebensart aufmuntert; so daß in euren Kirchen beinahe schon mehr solcher Jungfrauen als Weiber sind? Hat nicht Jesus selbst ehelos gelebt, und unter den Verschnittenen die freywilligen um des Himmelreichs willen, das heißt, die alle Begierde zu heyrathen bey sich vertilgen, den übrigen vorgezogen? Hat nicht Paulus selbst die Thekla zum ehelosen Leben beredet? und haben nicht verschiedene Apostel diesen Stand durch ihr Beispiel empfolen?" Die Antwort des Augustinus ist hier kürzer, als die Stelle des Faustus selbst, und nicht völlig genugthuend. Er merkt zwar sehr richtig an, daß die Abneigung der Manichäer gegen Speisen und Heyrathen, aus ihrem falschen Grundsatze von der Entstehung alles Körperlichen aus der bösen Materie fließe; aber die schwärmerische ascetische Enthaltsamkeit hat er schlecht vertheidigt. — Beßer antwortet er im ein und dreyßigsten Buche auf die Einwendung, welche Faustus aus den Worten des Apostels: **Den Reinen ist alles rein,** wider den Moses und die Propheten hernimmt, weil sie nicht allein so viele Gesetze von reinen und unreinen Speisen gegeben, sondern auch selbst ein durch allerhand Laster beflecktes Leben geführt, Gott, wie der Apostel hinzusetzt, zwar erkannt, aber durch ihre Werke verleugnet hätten. Doch sie möchten noch, sagt Faustus, durch ihre Unwißenheit entschuldigt werden können; was könnt aber ihr Christen für euch sagen, indem ihr dem Ausspruche des Apostels zuwider, glaubt, desto mehr Christo zu gefallen, je mehr ihr euch von Speisen enthaltet, das heißt, je mehr ihr euch, nach seiner Meinung, an Gemüth und Gewißen verunreinigt?

J. n. C. G. 363 bis 430.

Ein neuer Vorwurf wird den Christen im zwey und dreyßigsten Buche gemacht. Sie forderten

 von

J. n. C. G. 363 bis 430. Einwurf, warum seine Parthey die Patriarchen verwerfe, da doch Christus gesagt habe, es würden viele vom Morgen und Abend kommen, und mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich sizzen? Man kann gar wohl zugeben, sagt er, daß sie durch die Barmherzigkeit Christi, aus der Hölle, welche sie verdient hatten, befreyet, und in den Himmel, welchen sie weder glaubten, noch hofften, versetzt worden sind; allein was geht uns dieses an? Er hat auch dem Räuber am Kreuze Gnade wiederfahren laßen; deswegen werden wir die Sitten der Räuber nicht billigen. Doch es ist nicht einmal ausgemacht, ob Christus jene Worte gesagt habe, weil Lucas, ob er gleich die Begebenheit, bey welcher sie ausgesprochen worden seyn soll, so wie Matthäus erzählt, dieselben dennoch nicht angeführt hat.

So stritt Faustus gegen das Christenthum; vorausgesetzt, daß Augustinus gerade die wichtigsten Stellen seines Werks aufbehalten habe: zwar kein furchtbarer Feind deßelben, auch öfters merklich schwach; aber doch nicht schlechter, als viele von denen, welche in den neuern Zeiten die jüdischen und christlichen Religionsschriften den kühnsten Muthmaaßungen unterworfen haben. Es ist insonderheit lehrreich, an seinem Beispiele zu sehen, wohin die tiefe Herabwürdigung des alten Testaments, sogar aus Eifer für die christliche Religion, ingleichen die willkührlichste Freyheit, aus der Bibel nur so viel herauszuwählen, als unsern Begriffen, Lehrgebäuden und Absichten angemeßen ist, führen könne.

Mit einem andern Lehrer dieser Parthey, Felix, hielt Augustinus im Jahr 404. eine öffentliche Unterredung in der Kirche und vor der Gemeine zu Hippo, deren wörtliche Abschrift unter seine Bücher eingerückt worden ist. (de Actis cum Felice Mani-

Manichaeo Libri duo, p. 333. sq. T. VIII. Opp. ed. Antverp.) Felix, der nach dem Poßidius (de vita Augustini c. 16.) einer von den Auserwählten der Manichäer war, kam in die gedachte Stadt, um seine Meinungen auszubreiten, wie Augustinus erzählt, (Retractatt. L. II. c. 8.) von welchem er ein zwar wenig gelehrter, aber desto listigerer Mann genannt wird. Doch der Erfolg dieses Gesprächs war vielmehr dieser, daß Felix zur katholischen Kirche übergieng. Ein solcher Ausgang macht auf die Mittel aufmerksam, durch welche er bewürkt worden ist. Man hatte dem Felix seine Schriften weggenommen: er übergab darauf dem Befehlshaber der Stadt einen Aufsatz, worinne er sich willig erklärte, verbrannt zu werden, wenn etwas Schlimmes in seinen Schriften gefunden würde; auch zeigte er sich bereit, die Wahrheit deßen, was Manes geschrieben hatte, zu vertheidigen. Augustinus fieng also an, mit ihm über des leztern Brief vom Grunde des Glaubens zu streiten, und bewies, daß der von dem Erlöser versprochene heilige Geist den Aposteln würklich ertheilt worden, nicht aber erst mit dem Manes gekommen sey. Er widerlegte auch die Einwendungen des Felix, daß doch kein Apostel das gelehrt habe, was Manes, und daß einer von ihnen selbst, sein Wißen Stückwerk genannt habe. Darauf kamen beyde Gegner auf das gleich folgende in jenem Briefe von den zwey Reichen des Lichts und Finsterniß. Als nun Auguistnus, wie ehemals wider den Fortunatus, den Beweisgrund vorbrachte, daß dem keines Verderbens fähigen Gotte auch von dem Volke der Finsterniß kein Schaden habe zugefügt werden können, daß also auch die Folgen dieses vermeinten Schadens wegfielen: da mußte sich Felix, um antworten zu können, einen Aufschub von drey Tagen ausbitten. Man gestand ihm denselben mit der Bedingung zu, daß er sich für überwunden erkennen

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430. nen sollte, wenn er unterdessen entliefe; er wählte aber einen Christen, bey welchem er bis dahin bleiben wollte. Nach fünf Tagen erschien er wieder in der Kirche zur Fortsetzung des Gesprächs, und entschuldigte sich sogleich, daß er auch jezt nicht antworten könne, weil man ihm seine Bücher nicht zurückgegeben hätte. Da jedoch der schon neulich vorgenommene Brief des Manes als ein Inbegriff seiner Lehrsätze angesehen werden konnte: so wurde der Streit gleichwohl erneuert. Felix antwortete auf den vorhergenannten Einwurf, die Lehre von einem guten und bösen Grundwesen sey deutlich genug in den Gleichnißen Christi von dem guten und bösen Baum, vom guten Saamen und vom Unkraut, von Schaafen und Böcken, auch in den Briefen Pauli, enthalten. Ihr versteht alle diese Stellen unrecht, erwiederte Augustinus: denn der Mensch hat einen freyen Willen, gut oder böse zu handeln; aber von Natur ist nichts böse. Dagegen wandte Felix ein, daß doch diejenigen von einer unverbeßerlichen Natur seyn müßten, von welchen Christus sage, daß sie in das ewige Feuer kommen würden; weiter, wenn Gott nichts schaden könne, warum er seinen Sohn in die Welt gesandt habe? und ob wir nicht von einer widerwärtigen Macht gefangen gehalten würden, weil dieser uns befreyen mußte? Alles dieses beantwortete Augustinus, und drang endlich so eifrig mit seinem Hauptgrunde auf den Felix loß, daß dieser, nach dem Vorgange seines Gegners, den Manes, und seine Lehre, und den verführerischen Geist, der in demselben gewesen sey, schriftlich verfluchte.

Nicht lange nach dem Jahr 404, in welchem Augustinus diesen Sieg über einen freylich eben nicht philosophischen Kopf erfochten hatte, schrieb er, immer unermüdet in der Entkräftung dieser Parthey, ein Buch von der Natur des Bösen wider die

Ma-

Manichaeo Libri duo, p. 333. sq. T. VIII. Opp. ed. J. n.
Antverp.) Felix, der nach dem Poßidius (de vita C.G.
Augustini c. 16.) einer von den Auserwählten der 363
Manichäer war, kam in die gedachte Stadt, um bis
seine Meinungen auszubreiten, wie Augustinus er- 430.
zählt, (Retractatt. L. II. c. 8.) von welchem er ein zwar wenig gelehrter, aber desto listigerer Mann genannt wird. Doch der Erfolg dieses Gesprächs war vielmehr dieser, daß Felix zur katholischen Kirche übergieng. Ein solcher Ausgang macht auf die Mittel aufmerksam, durch welche er bewürkt worden ist. Man hatte dem Felix seine Schriften weggenommen: er übergab darauf dem Befehlshaber der Stadt einen Aufsatz, worinne er sich willig erklärte, verbrannt zu werden, wenn etwas Schlimmes in seinen Schriften gefunden würde; auch zeigte er sich bereit, die Wahrheit deßen, was Manes geschrieben hatte, zu vertheidigen. Augustinus fieng also an, mit ihm über des leztern Brief vom Grunde des Glaubens zu streiten, und bewies, daß der von dem Erlöser versprochene heilige Geist den Aposteln würklich ertheilt worden, nicht aber erst mit dem Manes gekommen sey. Er widerlegte auch die Einwendungen des Felix, daß doch kein Apostel das gelehrt habe, was Manes, und daß einer von ihnen selbst, sein Wißen Stückwerk genannt habe. Darauf kamen beyde Gegner auf das gleich folgende in jenem Briefe von den zwey Reichen des Lichts und Finsterniß. Als nun Auguistnus, wie ehemals wider den Fortunatus, den Beweisgrund vorbrachte, daß dem keines Verderbens fähigen Gotte auch von dem Volke der Finsterniß kein Schaden habe zugefügt werden können, daß also auch die Folgen dieses vermeinten Schadens wegfielen: da mußte sich Felix, um antworten zu können, einen Aufschub von drey Tagen ausbitten. Man gestand ihm denselben mit der Bedingung zu, daß er sich für überwunden erken-

nen

J. n. verlaßen habe, aus Ruhmsucht und Ehrbegierde bey
C.G. den Katholischen verbleibe; daß er wohl niemals
363 bis ein ächter Manichäer gewesen sey, noch die Geheimniße
430. dieses Lehrbegriffs kennen gelernt habe, weil er unter dem Nahmen des Manichäus, wider den Hannibal und Mithridates streite. Darauf folgten, unter allerhand seltsam gedrehten biblischen Stellen, Ermahnungen an den Augustinus, zu dem geistlichen, in jeder Seele gekreuzigten Heilande zurück zu kehren, und seine Seele zu retten. Höre doch auf, sagt Secundinus, Christum in einen Mutterleib zu verschließen, damit du nicht selbst wieder darinn verschloßen werdest! Höre auf, aus zwo Naturen Eine zu machen, weil das Gericht des Herrn sich nähert! Er bietet dem Augustinus ein friedfertiges Gespräch an; gesteht aber zugleich, gewiße Dinge ließen sich nicht so erklären, daß man sie verstehen könne. Würklich scheint er auch überhaupt die Gabe nicht beseßen zu haben, seine Meinung deutlich vorzustellen, wie die gezwungene und verworrene Schreibart seines Briefs zu erkennen giebt, der unter den Schriften des Augustinus steht. (Opp. T. VIII. p. 369. sq.)

Dieser konnte also auch mit einem solchen Gegner ohne große Schwierigkeiten fertig werden. Er zieht zwar selbst die Schrift, welche er wider ihn aufsetzte, (contra Secundinum Manichaeum, Liber unus, l. c. p. 372. sq.) allem übrigen vor, was er gegen die Manichäer geschrieben hatte. (Retractatt. Libr. II. c. 10.) Man kann aber schwerlich eine andere Ursache von dem Werthe, welchen er darauf legt, ausfindig machen, als daß er darinne einen persönlichen Angriff auf sich glücklich zurück geschlagen, und zugleich jene Parthey aus Grundsätzen, welche sie zum Theil selbst zugab, widerlegt habe. So sucht er den Secundinus, welcher Jesum Christum den

König

König der Lichter genannt hatte, daraus zu der J. n.
Folgerung zu nöthigen, daß alles von Gott aus C.G.
Nichts, keineswegs aus der bösen Materie, erschaf- 393
fen worden sey. Weiter frägt er ihn, ob die Ein- bis
willigung der Seele in das Böse eben sowohl eine 430.
Substanz sey, als die Seele selbst? zeigt, wie viel Ungereimtes aus dieser Behauptung folgen würde, und überführt ihn auf diesem Wege, daß allerdings in einer guten Substanz, wie die Seele ist, etwas Böses seyn könne, das keine Substanz sey. Da auch Secundinus selbst gesagt hatte, die Seele sündige alsdann durch ihren Willen, wenn sie in das Böse willige: so leitet er daraus die Folge her, die böse Natur oder die Liebe derselben sey kein Uebel; sondern da alle Naturen in ihrer Art gut wären, so sey das Böse die Sünde, welche durch den Willen der Seele entstehe, wenn sie das Geschöpf an statt des Schöpfers liebe. Woher ist aber, frägt Augustinus, im Nahmen seines Gegners, dieses Böse der Sünde gemacht worden, wenn es keine Natur des Bösen giebt? und setzt diesem Einwurfe eine andere Frage entgegen: Woher ist denn die böse Einwilligung in jener Natur, von der du zugiebst, daß sie böse sey? Denn was sie leidet, um in das Böse zu willigen, das würde sie ohne Leidensfähigkeit nicht leiden können. Und woher hat sie denn diese Leidensfähigkeit? Wenn sie betrogen wird, woher kommt es denn, daß sie betrogen werden kann? Kurz es ist eine Gebrechlichkeit und Verderblichkeit in derselben. Wenn du es nun ausfindig gemacht haben wirst, woher diese Veränderlichkeit in der Substanz des höchsten Guten rühre, ehe noch irgend eine Vermischung des Guten und Bösen erfolgt ist: so wirst du gewiß aufhören mich zu fragen, woher das Böse komme? Gleichwohl ist es eine Gotteslästerung, in der Substanz des höchsten Guten eine Veränderlichkeit anzunehmen; und dahin führen doch die manichäi-

schen

J. n. C.G. 363 bis 430. verlaßen habe, aus Ruhmsucht und Ehrbegierde bey den Katholischen verbleibe; daß er wohl niemals ein ächter Manichäer gewesen sey, noch die Geheimniße dieses Lehrbegriffs kennen gelernt habe, weil er unter dem Nahmen des Manichäus, wider den Hannibal und Mithridates streite. Darauf folgten, unter allerhand seltsam gedrehten biblischen Stellen, Ermahnungen an den Augustinus, zu dem geistlichen, in jeder Seele gekreuzigten Heilande zurück zu kehren, und seine Seele zu retten. Höre doch auf, sagt Secundinus, Christum in einen Mutterleib zu verschließen, damit du nicht selbst wieder darinn verschloßen werdest! Höre auf, aus zwo Naturen Eine zu machen, weil das Gericht des Herrn sich nähert! Er bietet dem Augustinus ein friedfertiges Gespräch an; gesteht aber zugleich, gewiße Dinge ließen sich nicht so erklären, daß man sie verstehen könne. Würklich scheint er auch überhaupt die Gabe nicht beseßen zu haben, seine Meinung deutlich vorzustellen, wie die gezwungene und verworrene Schreibart seines Briefs zu erkennen giebt, der unter den Schriften des Augustinus steht. (Opp. T. VIII. p. 369. sq.)

Dieser konnte also auch mit einem solchen Gegner ohne große Schwierigkeiten fertig werden. Er zieht zwar selbst die Schrift, welche er wider ihn aufsetzte, (contra Secundinum Manichaeum, Liber unus, l. c. p. 372. sq.) allem übrigen vor, was er gegen die Manichäer geschrieben hatte. (Retractatt. Libr. II. c. 10.) Man kann aber schwerlich eine andere Ursache von dem Werthe, welchen er darauf legt, ausfindig machen, als daß er darinne einen persönlichen Angriff auf sich glücklich zurück geschlagen, und zugleich jene Parthey aus Grundsätzen, welche sie zum Theil selbst zugab, widerlegt habe. So sucht er den Secundinus, welcher Jesum Christum den

König

König der Lichter genannt hatte, daraus zu der J. n.
Folgerung zu nöthigen, daß alles von Gott aus C.G.
Nichts, keineswegs aus der bösen Materie, erschaf- 393
fen worden sey. Weiter frägt er ihn, ob die Ein- bis
willigung der Seele in das Böse eben sowohl eine 430.
Substanz sey, als die Seele selbst? zeigt, wie viel Ungereimtes aus dieser Behauptung folgen würde, und überführt ihn auf diesem Wege, daß allerdings in einer guten Substanz, wie die Seele ist, etwas Böses seyn könne, das keine Substanz sey. Da auch Secundinus selbst gesagt hatte, die Seele sündige alsdann durch ihren Willen, wenn sie in das Böse willige: so leitet er daraus die Folge her, die böse Natur oder die Liebe derselben sey kein Uebel; sondern da alle Naturen in ihrer Art gut wären, so sey das Böse die Sünde, welche durch den Willen der Seele entstehe, wenn sie das Geschöpf an statt des Schöpfers liebe. Woher ist aber, frägt Augustinus, im Nahmen seines Gegners, dieses Böse der Sünde gemacht worden, wenn es keine Natur des Bösen giebt? und setzt diesem Einwurfe eine andere Frage entgegen: Woher ist denn die böse Einwilligung in jener Natur, von der du zugiebst, daß sie böse sey? Denn was sie leidet, um in das Böse zu willigen, das würde sie ohne Leidensfähigkeit nicht leiden können. Und woher hat sie denn diese Leidensfähigkeit? Wenn sie betrogen wird, woher kommt es denn, daß sie betrogen werden kann? Kurz es ist eine Gebrechlichkeit und Verderblichkeit in derselben. Wenn du es nun ausfindig gemacht haben wirst, woher diese Veränderlichkeit in der Substanz des höchsten Guten rühre, ehe noch irgend eine Vermischung des Guten und Bösen erfolgt ist: so wirst du gewiß aufhören mich zu fragen, woher das Böse komme? Gleichwohl ist es eine Gotteslästerung, in der Substanz des höchsten Guten eine Veränderlichkeit anzunehmen; und dahin führen doch die manichäi-

schen

J. n. C.G. 363 bis 430. Glückseeligkeit und Tugend mit dem Elend und Laster, zureichendere Gründe angegeben werden können, als durch die Lehre von einem einzigen höchsten Wesen. Es koste so viele Mühe, auf die Einwendungen über den Ursprung des Uebels zu antworten, daß es nicht zu verwundern sey, wenn die Meinung von zwey Grundwesen mehrere alte Philosophen geblendet, und auch unter den Christen zahlreiche Anhänger gefunden habe, unter welchen leztern die Lehre von der Hauptfeindschaft der bösen Geister gegen den wahren Gott, stets mit jener andern verbunden sey, welche die Empörung und den Fall eines ansehnlichen Theils der guten Engel in sich faße. Ja die Meinung von zwey Grundwesen würde allem Ansehen nach, noch mehr Fortgang gewonnen haben, wenn man sie weniger plump auseinander gesetzt, und sie nicht mit einigen verhaßten Uebungen begleitet hätte; oder wenn damals so viel als heutiges Tages über die göttliche Vorherbestimmung (praedestinatio) gestritten worden wäre; in welchem Streite die Christen sich einander wechselsweise anklagten, entweder Gott zum Urheber der Sünde zu machen; oder ihm die Regierung der Welt zu entziehen. Die Kirchenväter hätten zwar diejenigen, welche zwey Grundwesen annahmen, sehr wohl widerlegt; allein desto schlechter auf die Einwürfe über den Ursprung des Uebels geantwortet. Bey dieser Frage hätten sie sich bloß auf die Erfahrung einschränken, und darthun sollen, daß, da nach der heiligen Schrift nur ein gutes Grundwesen vorhanden sey, gleichwohl aber das Böse bey dem menschlichen Geschlechte Eingang gefunden hat, daßelbe nicht gegen die Natur jenes Grundwesens seyn könne. Mit Gründen hingegen, oder a priori, laße es sich nicht erklären, nicht einmal begreiflich machen, wie unter der Herrschaft eines unendlich guten, heiligen und mächtigen Wesens, das Böse habe eingeführt werden können. — Zu bestim-

eine Erinnerungsschrift über das Verhalten gegen diejenigen Manichäer, welche sich bekehren. (l. c. p. 33. sq.) J. n. C. G. 363 bis 430.

Da sich Augustinus so sehr im Gefechte mit dieser Parthey ausgezeichnet hatte: so sah er auch mit besonderer Zufriedenheit auf seine dabey ausgefertigten Streitschriften zurück; er rühmte sich, ihre betrüglichen Gründe mit aller Deutlichkeit zerstört zu haben. (contra Cresconium, L. III. c. 79. p. 327. L. IV. c. 64. p. 356. Tom. IX. Opp.) In der That glaubte auch Bayle, (Dictionn. histor. et critique, Art. Manichéens, p. 1899. sq. Tom. III. Rotterd. 1720. fol.) es sey ein Glück gewesen, daß Augustinus, der alle Kunstgriffe des Streitens so wohl verstand, den Manichäismus verlaßen habe, indem er sonst fähig gewesen wäre, die gröbsten Irrthümer davon abzusondern, und aus den übrigen Meinungen deßelben ein Lehrgebäude aufzurichten, welches unter seinen Händen die Rechtgläubigen in Verlegenheit gesetzt haben würde. Man darf bey diesem Urtheil nicht vergeßen, daß Bayle die Schwierigkeiten, die manichäische Lehre von zwey Grundwesen zu widerlegen, von einer gewißen Seite übertrieben groß vorgestellt habe. (loc. cit. p. 1897. sq. und noch mehr Art. Pauliciens, p. 2204. sq.) Er hielt dafür, daß dieses Lehrgebäude zwar nicht vertheidigt werden könne, sobald man die heilige Schrift ganz, oder auch nur zum Theil annähme; daß man es aber schwer genug finden würde, daßelbe umzustoßen, wenn es von heydnischen Philosophen, die im Streit geübt wären, behauptet würde. Sichere und deutliche Begriffe von dem höchsten Wesen zeigten freylich das Ungereimte der Meinung von zwey ewigen Grundwesen gar bald. Hingegen müße man doch gestehen, daß durch dieselbe von gewißen Erfahrungen in der Welt, besonders von der Vermischung der

J. n. C.G. 363 bis 430.

Glückseeligkeit und Tugend mit dem Elend und Laster, zureichendere Gründe angegeben werden können, als durch die Lehre von einem einzigen höchsten Wesen. Es koste so viele Mühe, auf die Einwendungen über den Ursprung des Uebels zu antworten, daß es nicht zu verwundern sey, wenn die Meinung von zwey Grundwesen mehrere alte Philosophen geblendet, und auch unter den Christen zahlreiche Anhänger gefunden habe, unter welchen leztern die Lehre von der Hauptfeindschaft der bösen Geister gegen den wahren Gott, stets mit jener andern verbunden sey, welche die Empörung und den Fall eines ansehnlichen Theils der guten Engel in sich faße. Ja die Meinung von zwey Grundwesen würde allem Ansehen nach, noch mehr Fortgang gewonnen haben, wenn man sie weniger plump auseinander gesetzt, und sie nicht mit einigen verhaßten Uebungen begleitet hätte; oder wenn damals so viel als heutiges Tages über die göttliche Vorherbestimmung (praedestinatio) gestritten worden wäre; in welchem Streite die Christen sich einander wechselsweise anklagten, entweder Gott zum Urheber der Sünde zu machen; oder ihm die Regierung der Welt zu entziehen. Die Kirchenväter hätten zwar diejenigen, welche zwey Grundwesen annahmen, sehr wohl widerlegt; allein desto schlechter auf die Einwürfe über den Ursprung des Uebels geantwortet. Bey dieser Frage hätten sie sich bloß auf die Erfahrung einschränken, und darthun sollen, daß, da nach der heiligen Schrift nur ein gutes Grundwesen vorhanden sey, gleichwohl aber das Böse bey dem menschlichen Geschlechte Eingang gefunden hat, daßelbe nicht gegen die Natur jenes Grundwesens seyn könne. Mit Gründen hingegen, oder a priori, laße es sich nicht erklären, nicht einmal begreiflich machen, wie unter der Herrschaft eines unendlich guten, heiligen und mächtigen Wesens, das Böse habe eingeführt werden können. — Zu be-

stim-

stimmen, wie wahr oder wie wichtig diese Vorstel- J. n.
lungen sind, gehört zwar nicht an diesen Ort. Al- C.G.
lein dazu dient es wenigstens, sie angeführt zu ha- 363
ben, daß man selbst durch ihre Vergleichung mit den bis
bisher ertheilten Auszügen der Streitschriften wider 430.
die **Manichäer**, urtheilen könne, ob in denselben so gar unglücklich eigentliche Grundsätze von göttlicher Weisheit und Güte, von so mannichfaltigen Anlagen des Menschen, und besonders von seiner Freyheit, gebraucht worden sind. Man lernt außerdem durch diese Beurtheilung das manichäische Lehrgebäude von einer Seite betrachten, auf welcher es mehr Aufmerksamkeit, als den gewöhnlichen Abscheu verdient. Es ist unterdeßen wohl auch gewiß, daß, wenn man nach den vorhandenen Urkunden sprechen soll, die scharfsichtigsten Köpfe von beiden Partheien lange nicht alle Vortheile aus ihrem Lehrbegriffe und ihrer Stellung gezogen haben, die man davon erwarten sollte. Daß endlich der **Manichäismus**, so sehr ihn auch **Augustinus** zu erschüttern suchte, durch ihn nicht zu Grunde gerichtet worden sey; daß er nicht bloß lange nach ihm fortgedauert, sondern würklich viele Jahrhunderte hindurch kein Ende genommen, sich vielmehr unter einem neuen Nahmen noch glücklicher fortgepflanzt habe, dieses wird die Geschichte bis zum zwölften Jahrhunderte hin beweisen.

J. n. C.G. 363 bis 430.

Geschichte der Priscillianisten und der ersten an Ketzern vollzogenen Lebensstrafen.

Hier kömmt unterdeßen noch ein Zweig des grossen manichäischen Stamms in Betrachtung, der eigene Merkwürdigkeiten genug hat, um an einer besondern Stelle beschrieben zu werden. Es ist die Parthey der Priscillianisten: zwar keine vollkommen manichäische; aber doch mit dieser, wie mit den Gnostikern überhaupt, sehr nahe verwandt; zweydeutig in ihrer Gestalt, auf eine unerwartete Art dauerhaft, und die erste irrgläubige unter den Christen, wider deren Anhänger Lebensstrafen gebraucht worden sind.

Marcus, ein Aegyptier aus Memphis gebürtig, war nach dem Sulpicius Severus, (Hist. Sacr. L. II. c. 46.) der erste, der die gnostische Ketzerey im vierten Jahrhunderte nach Spanien brachte. Isidorus von Sevilien, der zweyhundert Jahre später als Sulpicius schrieb, nennt ihn zwar aus einer Streitschrift wider die ersten Priscillianisten, einen geübten Kenner der Magie, und einen Schüler des Manes; (de Scriptor. Ecclesiast. c. 2.) allein diese Nachricht giebt wenig sicheres Licht über seine Gaben und Lehren. Sulpicius setzt hinzu,

daß

daß Marcus eine vornehme Frau, Agape, und einen Lehrer der Beredsamkeit, Elpidius, unterrichtet habe; und von diesen habe Priscillianus seinen Lehrbegriff empfangen. Eben derselbe macht von diesem Spanier folgende Abschilderung: „er stammte aus einem vornehmen Hause her, war sehr reich, eines regen, unruhigen Geistes, beredt, durch viele Belesenheit gelehrt, und sowohl im Vortrage, als im Disputiren, ungemein fertig. Wie glücklich wäre er gewesen, fährt der Geschichtschreiber fort, wenn er nicht so treffliche Gaben durch schlimme Beschäftigungen verdorben hätte! Man sah in der That an ihm viele Vorzüge des Geistes und Körpers. Er konnte lange wachen, Hunger und Durst ertragen, war nichts weniger als geldbegierig, und lebte überaus sparsam. Aber er war zugleich äußerst eitel, und viel zu sehr von der Kenntniß heydnischer Wissenschaften aufgeblasen; auch glaubte man, daß er von Jugend auf Zauberkünste ausgeübt habe.“ Es scheint, daß Sulpicius, der ein Zeitgenoße des Priscillianus war, und in dem benachbarten Gallien lebte, in dieser Abbildung ziemlichen Glauben verdiene. Von Schriften deßelben gedenkt er zwar nichts; allein Hieronymus legt ihm viele bey, (de viris illustr. c. 121.) von welchen er auch einige gesehen hatte. Jezt ist nur noch eine Stelle aus einem seiner Briefe übrig, welche Orosius (Consultatio seu Commonitorium ad Augustinum, de errore Priscillianistarum et Origenistarum, T. VIII. Opp. Augustini. p. 431. ed. Antverp.) aufbehalten hat.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Dieser Mann fieng gegen das Jahr 379. an, seine Lehrsätze auszubreiten. Durch eine besondere Geschicklichkeit zu überreden und einschmeichelnde Kunst, schreibt Sulpicius, wußte er viele Vornehme und Geringe denselben geneigt zu machen. Besonders liefen ihm die Frauenspersonen, nach ihrer gewöhnlichen

J. n. C. G. 363 bis 430. lichen Begierde zu neuen Dingen, ihrer Unbeständigkeit im Glauben, und ihrer lebhaften Neigung, alles zu wißen, haufenweise zu. Dazu kam, daß Prisscillianus in seinen Reden und ganzem Betragen einen gewißen Schein der Demuth annahm; auch dadurch hatte er sich allgemeine Hochachtung und Ehrerbietung erworben. Nach und nach breitete sich sein Lehrbegriff in dem größten Theil von Spanien aus. Selbst einige Bischöfe traten ihm bey, unter welchen Instantius und Salvianus sich auf das genaueste mit ihm verbanden.

Ein so schneller Fortgang dieser neuen Meinungen sezte zuerst den Hyginus, Bischof von Corduba, welcher ein Nachbar der eben genannten Bischöfe war, in Bewegung. Er gab dem Idacius, Bischof von Emerita, der damaligen Hauptstadt von Lusitanien, (jezt Merida in der spanischen Landschaft Estremadura,) davon Nachricht. Allein dieser Metropolitanus begegnete dem Instantius und dessen Freunden mit einer so ungebührlichen Heftigkeit, daß er das entstandene Feuer gleichsam noch durch eine Fackel verstärkte, und diejenigen nur erbitterte, die er unterdrücken wollte. (Sulpic. Sever. l. c.)

Nach vielen Streitigkeiten zwischen beiden Partheien, wurde endlich im Jahr 380, wie man es am wahrscheinlichsten angiebt, zu Cäsaraugusta, dem heutigen Saragoßa in Spanien, eine Kirchenversammlung von zwölf Bischöfen, unter welchen auch einige aus dem benachbarten Aquitanien waren, wie Phöbadius, (obgleich Fitadius genannt,) Bischof zu Agennum, jezt Agen, und Delphinus, Bischof zu Burdigalis, dem jezigen Bourdeaux, gehalten. Die Kezer, sagt Sulpicius, (c. 47.) unterstanden sich nicht, sich derselben anzuvertrauen; aber freylich mochten die Priscillianisten

sten glauben, daß es ihre Feinde wären, welche sie daselbst richten wollten. Es wurde also das Urtheil über die Abwesenden gefällt; die Bischöfe Instantius und Salvianus, ingleichen die Laien, Helvidius und Priscillianus, wurden verdammt. Es ward noch die Drohung hinzugefügt, daß derjenige, welcher mit den Verurtheilten die Kirchengemeinschaft unterhalten würde, in eben dieselbe Strafe verfallen sollte. Die acht Schlüße dieser Versammlung, welche sich erhalten haben, (in Harduini Actis Concilior. T. I. p. 805. sq.) sind großentheils nicht undeutlich demjenigen entgegengesetzt, was man an den Priscillianisten tadelte; wie besonders Fuchs (in der Bibliothek der Kirchenversammlungen, Th. I. S. 480. fg.) gezeigt hat. So wird durch den ersten Canon verordnet, daß rechtgläubige Frauenspersonen weder dem Unterrichte und den Zusammenkünften fremder Mannspersonen beywohnen, noch selbst unter einander sich zum Lehren oder Lernen versammeln sollten; und durch den zweyten, daß niemand am Sonntage fasten sollte, es möchte in Rücksicht auf die Zeit, oder aus besonderer Einbildung, oder aus Aberglauben, geschehen; auch sollte niemand von denen, welche in dem bewußten Verdachte beharren, in der großen Fastenzeit aus der Kirche wegbleiben, noch sich in geheimen Wohnungen und auf Bergen aufhalten; sondern alle sollten in ihrer Gemeine, nicht in fremden Dörfern, den Gottesdienst abwarten. Im dritten Canon wird derjenige auf immer verwünscht, (anathema sit,) der das in der Kirche empfangene Brodt des Abendmahls (Euchariſtiae gratiam) nicht würklich genoßen hat. Im vierten wird festgesetzt, daß in den drey Wochen vor dem Feste der Erscheinung Christi, am 6ten Jänner, niemand einen Tag aus der Kirche bleiben, sich im Hause verbergen, auf Dörfer oder Berge ziehen, und mit nackten Füßen herumgehen soll. Der

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

fünfte verbietet, daß kein Bischof denjenigen, der von einem andern Bischof in den Bann gethan worden ist, in die Kirchengemeinschaft aufnehmen soll. Es wurde weiter im sechsten Canon ausgemacht, daß, wenn ein Geistlicher aus Ueppigkeit und Eitelkeit sein Amt verlaßen, und unter dem Vorwande einer strengern Beobachtung des Gesetzes, lieber einen Mönch abgeben wollte, derselbe von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, und nicht eher als nach dem Büßen eines langen Bittens, wieder aufgenommen werden sollte. Im siebenten wird untersagt, daß sich keiner, dem nicht die Erlaubniß dazu gegeben worden ist, des Nahmens eines Lehrers anmaaßen soll; und dem achten zu Folge, daß keine gottgeweihte Frauenzimmer mit dem Schleier bekleidet werden sollen, wenn sie nicht dem Bischof bewiesen hätten, daß sie vierzig Jahre alt wären.

Aber eben weil es bey dieser Kirchenversammlung, von der man sonst nichts als die angeführten Schlüße übrig hat, vorausgesezt wird, daß diese fast durchgängig wider die Priscillianisten gerichtet wären, kann die Geschichte dieser Parthey nicht eher fortgesetzt werden, als bis ihre Abweichungen von den Katholischen in Lehren und Sitten entwickelt worden sind. Freylich ist dieses so gar leicht nicht, weil sich von ihr selbst keine Nachrichten darüber finden, und ihre Gegner nur beflißen gewesen sind, sie höchst irrgläubig und lasterhaft vorzustellen, Gerüchte von ihr gesammelt, schlimme Folgerungen wider sie gezogen, auch wohl Widersprüche in ihrer Abschilderung begangen haben. Darinne kommen sie alle mit einander überein, und es scheint auch am glaubwürdigsten zu seyn, daß die Priscillianisten überhaupt dem gnostischen, und besonders dem manichäischen Lehrbegriffe zugethan gewesen sind; ohne doch ganz

mit einem von beiden übereinzustimmen. Augustinus setzt noch hinzu, daß in den Unflat ihrer Ketzerey, gleichsam als in eine Grundsuppe, auch noch manches aus andern Ketzereyen, mit einer abscheulichen Mischung zusammengeflossen sey. (de Haeres. c. 70.) Allein weder er, noch die übrigen Schriftsteller, belehren uns, (nach der gewöhnlichen Behandlungsart ketzerischer Lehrgebäude bey den alten Kirchenlehrern,) in welchem Zusammenhange alle dem Anscheine nach abgerissene Lehrsätze der Priscillianisten mit einander gestanden haben. J. n. C. G. 363 bis 430.

Es würde in der That am erwünschtesten seyn, wenn Sulpicius Severus, der in diesem Theil seiner Geschichtbücher einen ziemlich guten historischen Anstand beobachtet hat, eine nähere Beschreibung von dem Lehrbegriffe dieser Parthey hinterlassen hätte. Doch außer dem allgemeinen Ketzernahmen, den er ihr beilegt, wie man bereits gesehen hat, sind es nur einige besondere Umstände, die er noch beibringt, und die in die folgende Erzählung eingeflochten werden müssen. Früher als er, und zur Zeit des Ursprungs der Priscillianisten selbst, räumte ihnen Philastrius eine Stelle in seinem langen Ketzerverzeichnisse ein. (de Haeresib. c. 84.) Denn daß sie es sind, die er unter dem Nahmen der Enthaltsamen, (Abstinentes) als Irrgläubige in Gallien, Spanien und Aquitanien nennt, ist schon an einem andern Orte (Th. IX. S. 371.) bemerkt worden: und Walch (Entwurf einer vollständigen Historie der Ketzereien, Th. III. S. 434. fgl.) hat darüber noch einige nützliche Erläuterungen mitgetheilt. Philastrius versichert also von ihnen, daß sie die Menschen überreden, die Ehen zu trennen, und sich mancher Speisen zu enthalten; daß sie eine Gnade versprechen, welche Christus nicht durch eine Vorschrift des Gesetzes, sondern um eine höhere Vollkommenheit

J. n. heit im Himmel zu erlangen, der Willkühr des Men-
C.G. schen überlaßen hat. Nach einer kurzen und schlech-
363 ten Widerlegung dieser Irrlehren, fährt er fort:
bis Das thun sie aber deswegen, damit sie, indem sie die
430. Speisen nach und nach verachten, sagen können, diese wären nicht gut, folglich auch nicht zu dieser Absicht den Menschen von Gott gegeben; sondern vielmehr nach ihrer Meinung, vom Teufel gemacht. Daß **Philastrius** in einer andern Stelle (c. 61.) unter dem Nahmen der **Manichäer** in **Spanien**, auch die **Priscillianisten** verstehe, hat man längst eingesehen.

Mehr als dreyßig Jahre darauf, etwa um das Jahr 415, setzte der Presbyter **Paulus Orosius**, der schon in dieser Geschichte (Th. VII. S. 314. fg.) vorgekommen ist, von eben dieser in seinem Vaterlande Spanien noch fortdauernden Parthey, eine Nachricht für den **Augustinus** auf, (Consultatio seu Commonitorium de errore Priscillianistarum et Origenistarum, in Augustini Opp. Tom. VIII. p. 431. sq. ed. Antverp.) die zwar auch ihre Mängel hat; aber doch vollständiger und in der Hauptsache zuverläßiger zu seyn scheint, als die übrigen. Er meldet darinne, daß **Priscillianus** in so fern noch ärger als die **Manichäer** gewesen sey, weil er seine Irrthümer auch aus dem alten Testamente zu bestärken gesucht habe. Seine Lehren wären folgende gewesen, daß die von Gott gebohrne Seele aus einem gewissen Vorrathshause hervorkomme; daß sie verspreche, vor Gott zu streiten; daß sie durch Ermahnungen der Engel unterrichtet werde; nachher, indem sie durch einige Kreise herabsteige, von den bösen Fürsten gefangen, und nach dem Willen des siegenden Fürsten in verschiedene Körper gestoßen, auch jeder derselben, mit einer Handschrift (chirographum) bezeichnet werde. Daraus leitete er den wichtigen Gebrauch

der

der Mathesis (der Sterndeuterey,) her, indem er behauptete, daß Christus diese Handschrift getilgt, und durch sein Leiden ans Kreutz geheftet habe, denn so sage er selbst in einem seiner Briefe: „Das ist die erste Weisheit, an der Gestalt der göttlichen Seelen, die Kraft der Natur und die Einrichtung des Körpers zu erkennen. Hierinne scheint Himmel und Erde verbunden, und alle Fürsten der Welt scheinen angestrengt zu seyn, um die Einrichtungen der Heiligen zu überwinden. Denn die Patriarchen nehmen den ersten Kreis Gottes, und die göttliche Handschrift der ins Fleisch zu sendenden Seelen ein, so wie dieselbe durch Uebereinstimmung Gottes, der Engel und aller Seelen verfertigt worden ist; dagegen sie auch zum würklichen Kriege bereit sind.“ (Eine Uebersetzung der Worte: Formalis militiae opus possident, welche nicht weniger dunkel sind, als die übrige ganze Stelle des Priscillianus.) Er lehrte nemlich, so fährt Orosius fort, daß die Nahmen der Patriarchen Glieder der Seele wären; wie zum Beispiel, Ruben im Kopfe, Juda in der Brust, Levi im Herzen, Benjamin in den Hüften, und dergleichen mehr; in den Gliedern des Leibes aber, glaubte er, wären die Himmelszeichen angebracht, wie der Widder im Kopfe, der Stier im Nacken, die Zwillinge in den Aermen, der Krebs in der Brust, und so weiter. Er nahm ferner eine ewige Finsterniß an, aus welcher der Fürst der Welt hervorgegangen seyn sollte. Eben dieses bestätigte er durch ein gewisses Buch, (Memoria Apostolorum) worinne der Erlöser insgeheim von seinen Schülern befragt wird, und zeigt, daß der Säemann in dem von ihm gebrauchten Gleichniße, kein guter gewesen sey, indem er sonst nicht den Saamen längs den Weg, oder an andere unschickliche Oerter ausgestreut haben würde; es sey vielmehr derjenige gewesen, welcher die gefangenen Seelen in verschiedene Körper nach seinem Gefallen aus-

In n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

ausgestreuet habe. In eben demselben Buche werde auch viel von dem Fürsten der Feuchtigkeiten, und von dem Fürsten des Feuers gesagt, indem Priscillianus zu verstehen gebe, daß alles Gute in der Welt durch Kunst, nicht durch Gottes Macht, geschehe. Insonderheit sagte er, daß Gott, wenn er den Menschen Regen geben wolle, dem Fürsten der Feuchtigkeiten, das Licht als eine Jungfrau zeige; wenn dieser sie zu umfaßen begierig sey, so schwitze er vor Bewegung, und mache dadurch Regen; wenn sie ihn aber verlaße, so errege er durch sein Brüllen den Donner. Die Dreyeinigkeit lehre er bloß mit Worten, indem er eine Verbindung ohne persönliches Daseyn und Eigenschaft behaupte; so daß Vater, Sohn und heiliger Geist nur Einer, nemlich Christus, wären.

Auf diese Schrift seines Freundes und Verehrers antwortete zwar Augustinus durch eine weit ausführlichere; (ad Orosium contra Priscillianistas et Origenistas, Liber, l. c. p. 434. sq.) bemerkte, daß er in andern Schriften, besonders in den wider die Manichäer gerichteten, schon vieles auch gegen die Priscillianisten brauchbare gesagt habe; setzte überdies, weil ihm Orosius berichtet hatte, daß zween Priscillianisten die Lehrsätze des Origenes angenommen hätten, einiges wider diese leztern hinzu; brachte aber über die erstere Parthey gar nichts Merkwürdiges bey. Doch gegen das Ende seines Lebens, um das Jahr 428, da er mehr Kenntnisse von derselben gesammelt hatte, gab er von ihr folgenden Begriff. (de Haeresib. c. 70.) Um ihre Befleckungen und schändlichen Seiten zu bedecken, haben die Priscillianisten unter ihren Lehrsätzen auch diese Worte: Schwöre! schwöre auch falsch! nur verrathe kein Geheimniß! (Iura! periura! secretum prodere noli!) Sie sagen, daß die Seelen, gleicher

Natur und Substanz mit Gott, zu einem freywilligen Kampfe auf der Erde, durch sieben Himmel und gewiße Fürstenthümer nach und nach herabstiegen, wo sie denn auf den bösen Fürsten stießen, von welchem diese Welt gemacht sey, und welcher sie in verschiedene fleischliche Körper säe. Sie behaupten auch, daß die Menschen durch das Verhängniß der Gestirne verknüpft wären, und unser Leib selbst nach den zwölf Himmelszeichen zusammengesetzt sey. Das Fleisch vermeiden sie als eine unreine Speise; sie trennen auch die Ehegatten, die sie dazu bereden können, wenn gleich der eine davon solches nicht will, weil sie die Schöpfung alles Fleisches den bösen Engeln beilegen. Sie verwerfen nicht allein keines von den kanonischen Büchern der Bibel; sondern bedienen sich auch der apokryphischen; drehen aber alles, was darinne ihren Irrthum zerstört, durch Allegorien zu ihrem Vortheil. Endlich denken sie von der göttlichen Dreyeinigkeit, wie die Sabellianer. — Noch vorher, ehe Augustinus dieses schrieb, war er um das Jahr 420. vom Consentius gefragt worden, ob man wohl, um die Priscillianisten und ihre Geheimnisse auszuforschen, weil sie doch durch Leugnen und Lügen, ja durch falsches Schwören, ihre Ketzerey versteckten, sich, wie einige Katholische thaten, stellen dürfe, als wenn man zu ihrer Parthey gehöre? Zur Antwort setzte er ein besonderes Buch auf, (contra mendacium ad Consentium, p. 327. sq. T. VI. Opp.) worinne er dieses leugnete. Daß die Priscillianisten würklich geglaubt haben, man sey berechtigt, zur Verbergung seiner Religion zu lügen, beweiset er aus der Schrift eines ihrer Bischöfe Dictinnius, die er das Pfund (Libra) genannt hatte, weil er es, wie die Römer das Pfund in zwölf Unzen, in eben so viele Abschnitte theilte. Augustinus widerlegt die Gründe dieser Meinung, welche aus der heiligen Schrift hergenommen wurden, indem er

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. zu zeigen suchte, daß die aus derselben angeführten
C. G. Lügen theils keine gewesen wären, theils nicht nach-
363 geahmt werden dürften. Gelegentlich nennt er noch
bis
430. andere Lehren der Priscillianisten; die aber schon in
seiner vorher gedachten Schrift stehen. — Wenige Zusätze zu diesen Nachrichten finden sich noch in einigen seiner Briefe. So sieht man aus einem derselben, daß die Priscillianisten, gleich den Manichäern, am Sonntage gefastet haben, unter dem Vorwande, die Apostel hätten selbst (Apost. Gesch. C. XX. v. 7.) ein Beispiel darinne gegeben; (Ep. XXXVI. p. 60. T. II. Opp.) und aus einem andern, (Ep. CCXXXVI. p. 644. sq.) daß diese Parthey in einem apokryphischen Buche, welches sie selbst den erweislich göttlichen Schriften vorzog, den Lobgesang, den Christus nach der Ostermahlzeit gesungen hatte, (wie Matthäus C. XXVI. v. 30. meldet,) und der im neuen Testament um derer willen weggelaßen worden sey, welche nach sich selbst, nicht aber nach dem Geiste und der Wahrheit Gottes gesinnt sind, aufbewahrt habe. — Auch versichert Augustinus in einer seiner Predigten, (Serm. CCXXXVIII, p. 694. T. V. Opp.) daß die Priscillianisten Christo bloß einen Geist, aber kein wahres Fleisch, beigelegt hätten.

Dieses sind ohngefähr die vornehmsten Erzählungen der Schriftsteller des Zeitalters selbst, in welchem die gegenwärtige Geschichte steht, von den Priscillianisten. Denn so zuverläßig die meisten beym Augustinus befindlichen, wegen der beständigen genauern Verbindung der afrikanischen Gemeinen mit den spanischen, (wie Walch l. c. richtig angemerkt hat,) seyn mögen; so wenig weiß man von einer sichern Quelle, aus der Hieronymus die seinigen geschöpft hätte. Daher trägt er sie theils ungewiß vor, wie um das Jahr 392. in einem seiner Bücher,

(de

(de viris illustr. c. 221.) wo er meldet, daß Pris- J. n.
cillianus noch immer von einigen gnostischer Irr- C. G.
thümer beschuldigt, von andern aber dagegen verthei- 363
digt werde; theils schreibt er in spätern Jahren, zwar bis
bestimmter, aber fast nur im Allgemeinen, oder nach 430.
herrschenden Sagen, die Priscillianisten wären Gnostiker und Manichäer, hielten unzüchtige Zusammenkünfte, und rühmten sich, wie die Manichäer, einer Vollkommenheit, nach welcher man weder durch Gedanken, noch aus Unwissenheit sündige. (Opp. T. IV. P. II. Ep. XLIII. ad Ctesiphont. p. 476. 477. Prolog. Dial. advers. Pelagian. p. 484. Ep. LXXVIII. ad Marcellin. p. 642. ed. Martian.)

Unterdessen sind die übrigen vorher angeführten Nachrichten von dieser Parthey, so weit es einseitige seyn können, immer hinlänglich, um zu erklären, warum sie von den Katholischen angegriffen worden sey. Nicht als wenn sie alle ohne Ausnahme für ganz zuverläßig gehalten werden könnten. Ein Beyspiel giebt der Vorwurf unzüchtiger Sitten ab, welchen man den Priscillianisten machte. Da man eben dieses beinahe allen gnostischen Partheyen vorgeworfen hat, und diese gleich den übrigen, wie es sich in der Folge noch deutlicher zeigen wird, einer strengen Sittenlehre zugethan war, auch keine beurkundeten Handlungen dieser Art bey derselben vorkommen: so scheint es, daß entweder manche geheime Versammlungen der Priscillianisten, (wie dieses der Fall bey den Christen überhaupt in den Augen der Heyden gewesen war,) oder würklich wollüstige Ausschweifungen einiger unter ihnen, dazu Gelegenheit gegeben haben. Ein anderes Beispiel ist die Beschuldigung des Meineydes und Lügens, wodurch die Priscillianisten das Bekanntwerden und Bekennen ihrer Religion gehindert haben sollen. Deswegen, weil es Augustinus allein erzählt, ist es zwar noch nicht

durch-

J. n. C.G. 363 bis 430. durchaus verwerflich: denn er beruft sich selbst auf das Zeugniß eines Schriftstellers der Priscillianisten. Dennoch aber beweiset er es auch aus diesem nicht, daß eine so weit getriebene Verstellung unter ihnen allgemein pflichtmäßig gewesen sey. Man kann noch hinzufügen, es könne nicht einmal, wie doch manche Neuere gethan haben, von allen oben beygebrachten Schlüßen der Kirchenversammlung von Cäsaraugusta vorausgesetzt werden, daß sie gegen Fehltritte oder Gebräuche der Priscillianisten gerichtet sind.

Genug, die oben genannte Synode trug es dem Jtacius, Bischof von Oßonuba, auf, den Jnhalt ihrer Schlüsse überall auszubreiten, und den Bischof Hyginus, eben denjenigen, der zuerst gegen jene Ketzer Lärmen geblasen, nachher aber selbst sie in die Kirchengemeinschaft aufgenommen hatte, vor andern von derselben auszuschließen. (Sulpic. Sever. l. c. c. 47.) Aber diese Wahl der versammleten Bischöfe war nicht glücklich gewesen. Denn Jtacius, wie der Geschichtschreiber an einem andern Orte (c. 50.) gesteht, „hatte eben so wenig Bedachtsamkeit, als Heiligkeit; er war kühn, geschwätzig, unverschämt, verschwenderisch, und wandte sehr viel auf gutes Eßen und Trinken. Er gieng so weit in seiner Thorheit, daß er alle, auch heilige Männer, welche entweder fleißig lasen, oder mit einem Wetteifer fasteten, als Mitverbundene oder Schüler des Priscillianus anklagte.“ Daher würkten auch die Anordnungen dieser Kirchenversammlung so wenig auf die Unterdrükkung der Priscillianisten, daß vielmehr die beyden Bischöfe derselben, Jnstantius und Salvianus, um ihrer Parthey mehr Stärke zu verschaffen, den Priscillianus zum Bischof von Abila, (jetzt Avila, einer Stadt in Alt-Castilien, die aber damals zu Gallicien scheint gerechnet worden zu seyn,) weihten.

Denn

Denn seine Gaben und seine schlaue Thätigkeit erwarben ihm vorzüglich das Recht, Lehrer und Oberhaupt zugleich abzugeben. J. n. C.G. 363 bis 430.

Erbittert über diesen Widerstand, wandten sich Idacius und Itacius nunmehr an die weltliche Obrigkeit, um durch deren Beistand die erst im Entstehen begriffene Parthey geschwinder zu vernichten. Ein unverständiger Entschluß, sagt Sulpicius Severus selbst, (c. 47.) indem es zwar der kürzeste Weg heißen konnte, Religionshändeln ein Ende zu machen, wenn Gesetze und Strafen der bürgerlichen Macht angewandt wurden; aber nichts unedlere Gesinnungen an christlichen Lehrern von der herrschenden Gemeine verrieth, als wider jeden Hauffen anders über die Religion denkender Christen, wie gegen Staatsverbrecher, sogleich die höchste Gewalt zu bewaffnen. Indessen war die Reizung zu einem solchen Verfahren bey hitzigen Köpfen unter den Katholischen immer heftiger geworden, seitdem die christliche Obrigkeit so oft, dem Willen des Clerus gemäß, sogenannte Ketzer zu Boden geschlagen hatte; und Eifer für die Rechtgläubigkeit rieth es ohnedies an, dieselben wo nicht durch die besten Mittel, doch durch die geschwindesten, zu entkräften. Die beiden Bischöfe erreichten auch auf eine Zeitlang ihre Absicht. Denn nach vielen schimpflichen Schritten, welche sie gethan hatten, (so erzählt es der Geschichtschreiber, l. c.) wußte Idacius von dem Kaiser Gratianus einen Befehl auszuwürken, kraft deßen alle Ketzer nicht allein aus ihren Kirchen und aus den Städten, sondern auch überhaupt aus Spanien, vertrieben werden sollten. Nun getraueten sich die Priscillianisten nicht, ihre Sache gerichtlich auszuführen; ihre Bischöfe verließen also ihre Aemter, und die übrigen zerstreueten sich aus Furcht.

J. n. C.G. 363 bis 430. Doch die drey Anführer dieser Parthey, Instantius, Salvianus und Priscillianus, bedienten sich anderer Mittel, um sich wieder aufzuhelfen, die ihnen zum Theil gelangen. Erstlich reisten sie nach Rom, in der Hoffnung, sich bey dem dortigen Bischof Damasus gegen alle Beschuldigungen zu retten. Ihren Weg nahmen sie durch Aquitanien, oder den an Spanien gränzenden Theil von Gallien, wo sie von denen, welche sie nicht kannten, prächtig empfangen wurden, und daher desto leichter ihre Lehrsätze daselbst ausbreiteten. Besonders zogen sie die Einwohner von Elusa, welche der Religion sehr eifrig ergeben waren, auf ihre Seite. Nach Burdigala, (jezt Bourdeaux) ließ sie der Bischof Delphinus nicht kommen; gleichwohl hielten sie sich auf dem Landgute der Euchrotia, einer Wittwe des oben genannten Elpidius, eine Zeitlang auf, und gewannen auch da einige Anhänger. Ihre fernere Reise sezten sie nach der Erzählung des Sulpicius Severus, (c. 48.) in einer sehr schändlichen Begleitung fort, mit ihren und sogar fremden Frauen, worunter sich auch Euchrotia, und ihre Tochter Procula befanden; von welcher leztern das Gerücht gieng, sie sey vom Priscillianus geschwängert worden, und habe ihr Kind durch Kräuter abgetrieben. Als sie nach Rom gekommen waren, verstattete ihnen Damasus nicht einmal den Zutritt. Sie giengen also nach Mediolanum zurück; fanden aber beym Ambrosius eine eben so schlechte Aufnahme. Nachdem sie solchergestalt vergebens gesucht hatten, die beiden angesehensten Bischöfe der abendländischen Kirche zu berücken: brachten sie es endlich durch vieles Anhalten, und durch Geschenke, mit welchen sie den kaiserlichen Oberhofmeister (Magister officiorum) Macedonius bestachen, so weit, daß die vorhergehende Verordnung vom Kaiser aufgehoben, und sie wieder in ihre kirchliche Aemter eingesezt wurden. Instantius

und Priscillianus gelangten auch wirklich zum Besitze derselben; Salvianus aber war in Rom gestorben. J. n. C. G. 363 bis 430

Itacius (denn so scheint es, daß man den verdorbenen Nahmen beym Sulpicius, c. 49. lesen müsse,) hatte zwar Muth genug, sich diesem neuen Aufkommen der Priscillianisten zu widersetzen. Allein da sie auch den Proconsul oder Statthalter von Spanien, Volventius, durch Geld eingenommen hatten: so richtete er nichts aus. Er wurde vielmehr selbst von ihnen, als ein Friedensstörer der Gemeinen, verklagt, und es ergieng ein Befehl, daß man ihn gefangen sezen sollte. Dieser Gefahr entgieng er durch seine Flucht nach Gallien, wo er sich bey dem Oberstatthalter (praefectus praetorio) Gregorius beschwerte. Gregorius gab eine Verordnung, daß die Stifter der Unruhen vor ihn gestellt werden sollten; stattete auch seinen Bericht darüber an den Kaiser ab, um dem Anbringen der Priscillianisten vorzubeugen. Aber bey Hofe war einmal durch einige mächtige und geldbegierige Personen alles feil geworden. Mithin brachte es die gedachte Parthey durch eine große Geldsumme, welche sie dem Macedonius ertheilte, dahin, daß dem Gregorius die Untersuchung dieser Sache genommen, und dem neuen Befehlshaber oder Vicarius von Spanien aufgetragen wurde. Es wurden sogar kaiserliche Bediente abgeschickt, welche den Itacius von Treveri nach Spanien zurückführen sollten; allein er wich ihnen listig aus; wurde auch nachher von dem dortigen Bischof Pritannius beschützt.

Mitten unter diesen Bewegungen ereignete sich eine Staatsveränderung im römischen Reiche, durch welche auch der Zustand der Priscillianisten seine entscheidende Wendung erhielt. Im Jahr 383.

J. n. C. G. 363 bis 430.

warf sich Maximus in Britannien zum Kaiser auf; gieng aber bald mit seinem Kriegsheere nach Gallien hinüber, wo Gratianus von den seinigen verlaßen wurde, und in die Hände der Feinde fiel, die ihn umbrachten. Da sich Maximus solchergestalt im Besitze der westlichen Länder des Reichs, die derselbe regiert hatte, befestigt sah, nahm er seinen Sitz zu Treveri: und hier überreichte ihm Itacius eine heftige Klagschrift wider den Priscillianus und dessen Anhänger, denen er allerhand Verbrechen vorwarf. Der Kaiser befahl sogleich dem Oberstatthalter und dem Vicarius von Spanien, daß alle Anhänger dieser Parthey vor einer zu Burdigala zu haltenden Kirchenversammlung erscheinen sollten. Instantius und Priscillianus wurden, allem Ansehen nach, noch im Jahr 384. dahin gebracht. Jener verantwortete sich so schlecht, daß man ihn seines Bißthums entsezte. Priscillianus hingegen appellirte, um nicht von Bischöfen gerichtet zu werden, an den Kaiser. Die versammleten Bischöfe ließen auch diese Appellation gelten. „Es war eine Schwachheit von ihnen, schreibt Sulpicius Severus, (c. 49.) daß sie dieses thaten: denn entweder hätten sie ein Urtheil über den Widerspenstigen fällen, oder, wenn sie sich selbst so verdächtig vorkamen, andern Bischöfen die Untersuchung aufbehalten, nicht aber dem Kaiser die Erörterung so offenbarer Verbrechen überlaßen sollen.“ Die Meinung des Geschichtschreibers scheint aus diesen Worten deutlich hervorzuleuchten; und es ist doch immer zweifelhaft, ob er überhaupt geglaubt habe, daß die Angelegenheiten der Kirche und der Geistlichkeit gar nicht für die weltliche Obrigkeit gehörten? oder ob er nur dieselben, wenn sie bereits vor einem kirchlichen Gerichte anhängig waren, nicht vor ein bürgerliches gezogen wißen wollte? Andere seiner Stellen machen es wenigstens wahrscheinlich, daß er hier die Unabhän-

gigkeit

gigkeit des Lehrstandes im Ganzen von weltlichen Gerichten vertheidigt habe. Es ist auch merkwürdig, daß er von Verbrechen, nicht von Irrthümern, redet: desto williger hätte er zugestehen sollen, daß die Berufung des Priscillianus auf den Kaiser sehr rechtmäßig gewesen sey. J. n. C. G. 363 bis 430.

Alle Beklagte also musten sich an dem kaiserlichen Hofe einfinden. Ihre Gegner, Idacius und Itacius, kamen auch dahin; aber es war ihnen, sagt Sulpicius, (c. 50.) so viel daran gelegen, den Sieg über die Ketzer davon zu tragen, daß sie durch die dabey bewiesene Hitze tadelhaft wurden. Der elende Itacius, fährt er fort, unterstand sich sogar, dem Bischof Martinus von Turonum, einem Manne, den man völlig den Aposteln gleich schätzen konnte, öffentlich diese schändliche Ketzerey vorzuwerfen. Denn Martinus, der sich damals zu Treveri aufhielt, gab dem Itacius unaufhörliche Verweise, und suchte ihn zu vermögen, daß er die Klage fahren ließe. Den Kaiser aber bat er, ja nicht das Blut jener Unglücklichen zu vergießen; es sey schon dieses vollkommen hinlänglich, daß Ketzer, die durch den Ausspruch von Bischöfen verurtheilt worden, aus ihren Kirchen verjagt würden; das hingegen sey ein neues und unerhörtes Unrecht, daß eine kirchliche Angelegenheit von einem weltlichen Richter entschieden werden sollte. Diese Vorstellungen thaten auch die Wirkung, daß die Untersuchung der Sache, so lange Martinus zu Treveri blieb, aufgehoben wurde.

Allein nach seiner Abreise übergab sie Maximus, den zween Bischöfe Magnus und Rufus von seiner gelinden Denkungsart abgezogen hatten, dem Oberstatthalter Evodius, einem scharfen und strengen Manne. Dieser verhörte den Priscillianus zwey-

J. n. mal, überführte ihn seiner Verbrechen, und da
C.G. derselbe selbst gestehen mußte, daß er unzüchtige Leh-
363 ren vorgetragen, nächtliche Zusammenkünfte schänd-
bis
430. licher Weiber angestellt, und gewöhnlich nackend gebetet habe; so erklärte er ihn für schuldig, ließ ihn auch ins Gefängniß setzen, bis er alles dieses dem Kaiser gemeldet haben würde. Maximus fällte auf seinen Bericht das Urtheil, daß Priscillianus und seine Anhänger hingerichtet werden sollten. (Sulpic. Sever. c. 50.) Hier ist freilich die Nachricht des Geschichtschreibers, gerade wo man sie sehr vollständig wünscht, am mangelhaftesten. Man braucht vornemlich zu wißen, warum eigentlich Priscillianus und seine Glaubensgenossen am Leben gestraft werden sollten? ob wegen irriger Lehrsätze? oder wegen würklicher Missethaten? oder wegen beider Ursachen zugleich? Das leztere könnte man aus der ganzen Erzählung des Sulpicius schließen, der Verbrechen (maleficium) und Lehrsätze (obscoenas doctrinas) mit einander verbindet. Aber selbst der Ausdruck, dessen er sich von den Irrlehren bedient, scheint nur solche anzuzeigen, welche Unzucht begünstigen. Es kann seyn, daß er es empfunden hat, wie wenig es christlichen Grundsätzen gemäß seyn würde, Ketzer, bloß als solche, mit Lebensstrafen zu belegen, und daß er daher die Priscillianisten mehr als Verbrecher dargestellt hat.

Nun merkte Ithacius, wie verhaßt er sich bey den Bischöfen machen würde, wenn er bis zulezt dem gerichtlichen Verfahren wider die Beklagten, (denn es mußte noch einmal wiederholt werden,) beiwohnte. Er entfernte sich also von denselben; aber nur nachdem er bereits alles zur Reife gebracht hatte. Maximus ernannte darauf einen andern Kläger, den Kammeradvokaten Patricius, auf deßen Anhalten das gesprochene Urtheil vollzogen wurde. Priscil-

lianus, und mit ihm Felicißimus und Armenius, J.
zween Geistliche, welche vor kurzem seine Parthey C. G
genommen hatten, ingleichen Latronianus und 36
Euchrotia, wurden im Jahr 385. zu Treveri ent- bis
hauptet. Instantius ward auf die jenseits Bri- 43
tannien liegende Insel Sylina, (vermuthlich die heutige Insel Scilly, sonst die vornehmste einer Menge andrer davon genannten Inseln, welche auch die Sorlingischen heißen, und zwischen England und Irrland liegen,) verwiesen. Zu Folge neuen Urtheilssprüchen, welche bald darauf ergiengen, wurden Asarinus und der Diakonus Aurelius mit dem Schwerdte hingerichtet. Dem Tiberianus nahm man seine Güter, und wies ihm ebenfalls die Insel Sylina zum Aufenthalt an. Tertullus, Potamius und Johannes wurden, als Leute von niedrigem Stande, und die deswegen einige Gnade verdienten, weil sie, noch ehe man sie mit der Marter belegte, ihre und ihrer Mitschuldigen Vergehungen bekannt hatten, nur auf einige Zeit in gewisse Gegenden von Gallien verwiesen.

Diese Hauptnachricht des Sulpicius Severus (l. c. c. 51.) wird durch andere Schriftsteller dieser und der gleich folgenden Zeit, theils bestätigt, theils erläutert. Außer den Chronikenschreibern, Prosper (ad a. 380.) und Idacius (ad a. 387.) welche diese Begebenheit nur kurz erzählen, meldet Hieronymus (de viris illustr. c. 121.) vom Priscillianus, daß die Parthey des Idacius und Itacius seinen Todt befördert habe; vom Latronianus, (c. 122.) daß dieser Spanier ein sehr gelehrter Mann gewesen, und durch seine Gedichte, deren noch verschiedene vorhanden wären, den Alten gleich gekommen sey; endlich vom Tiberianus, (c. 123.) daß er ebenfals ein Spanier gewesen sey; sich gegen den Verdacht des Priscillianus durch eine schwülstige und

J. n. C.G. 363 bis 430. mühsam ausgearbeitete Schutzschrift vertheidigt; nach der Hinrichtung seiner Freunde aber, aus Verdruß über seine Verweisung, seine bisherigen Gesinnungen geändert, und nach der heiligen Schrift, wie der Hund, der das Gespieene frißt, seine bereits Christo geweihte Tochter verheyrathet habe. Man hat selbst von dem Kaiser Maximus noch einen Brief, der auch diese Angelegenheit betrifft, an den römischen Bischof Siricius, den Baronius (Annal. Ecclesiast. a. 387. n. 65.) herausgegeben hat; aus dem man aber doch weniger erfährt, als man erwartet. Eigentlich ist es ein Antwortschreiben auf einen Brief dieses Bischofs, welcher ihm die Rechtgläubigkeit und Kirchensachen empfohlen hatte. Maximus versicherte ihm dagegen, daß er auf die unverlezte Erhaltung des wahren Glaubens, mit Wegräumung aller Uneinigkeit und Uebereinstimmung aller Bischöfe, bedacht sey. „Bey unserer Ankunft, schreibt er, (vermuthlich in Gallien,) haben wir manches durch lasterhafte Leute so sehr verunreinigt angetroffen, daß, wenn wir nicht aus Gottesfurcht geschwind eine heilende Fürsorge dabey angewandt hätten, eine große Trennung und Verschlimmerung, fast unheilbare Ausschweifungen aufgewachsen seyn würden. Uebrigens wünschte ich, daß deine Heiligkeit dasjenige, was seit kurzem von den Schandthaten der Manichäer, nicht bloß durch Anzeichen, oder durch ungewißen Argwohn, sondern durch ihr eigenes gerichtliches Bekenntniß, ans Licht gezogen worden ist, lieber aus den urkundlichen Nachrichten, als aus meiner Erzählung kennen lernen möge; weil wir so garstige Handlungen, die auch schändlich zu sagen sind, nicht ohne Schaam nennen können."

So wenig man über die wahre Beschaffenheit des Religionseifers, von dem sich Maximus das Ansehen gab, urtheilen kann; so ist es doch gewiß, daß

er denselben durch Härte und Habsucht ziemlich be- J. n.
fleckt hat. Es war schon tadelhaft genug, daß Leute, C. G.
denen man mehr irrige Lehrsätze, als Verbrechen vor- 363
werfen oder beweisen konnte, gleich Mißethätern be- bis
straft wurden, nachdem ihnen das Bekenntniß straf- 430.
würdiger Handlungen durch die Marter ausgepreßt worden war. Aber eben dieselben Bischöfe, welche dieses Verfahren dem Kaiser eingegeben oder gebilligt hatten, brachten ihn auch so weit, daß er schon im Begriff war, Kriegsbefehlshaber mit uneingeschränkter Gewalt nach Spanien zu schicken, wo sie gerichtliche Untersuchungen wider die Ketzer vornehmen, ihnen Leben und Vermögen nehmen sollten. „Die Folge davon, sagt Sulpicius Severus, (Dial. III. de virtutib. B. Martini, c. XI. p. 324. Berol. 1668. 12.) würde ohne Zweifel diese gewesen seyn, daß dadurch eine große Menge der frömmsten Männer das Leben verloren hätte. Denn man machte damals keinen genauen Unterschied zwischen den Menschen; man urtheilte bloß nach den Augen, und schloß mehr aus der blaßen Farbe, oder aus dem Kleide, als aus dem Glauben, daß jemand ein Ketzer sey.“

Indem dieses zu Treveri vorgieng, langte der Bischof Martinus abermals daselbst an. Er hatte, wie man oben gesehen hat, die gewaltthätige Behandlung der Priscillianisten bey Hofe sehr gemißbilligt. Jetzt kam er hauptsächlich an denselben, um die fernern so viel Unglück drohenden blutigen Anstalten wider dieselben zu hintertreiben; wiewohl er auch noch andere Geschäfte betreiben, und besonders eine Fürbitte bey dem Kaiser für zween ansehnliche Männer, die durch eine standhafte Treue gegen den Gratianus seine Feindschaft auf sich geladen hatten, einlegen wollte. In jener Hauptsache durchzudringen, schien beinahe unmöglich zu seyn. Denn Maximus schützte nicht nur die Verfolger der Priscillianisten

J. n. C. G. 363 bis 430.

so nachdrücklich, daß sich niemand unterstand, ihnen die beförderte Hinrichtung von Menschen vorzuwerfen, den einzigen Bischof Theognistus ausgenommen, der öffentlich die Kirchengemeinschaft mit ihnen aufhob; sondern sie verstärkten sich auch durch den Beitritt mehrerer Bischöfe, die um diese Zeit nach Treveri gekommen waren, vermuthlich um den neuen Bischof dieser Hauptstadt Felix zu weihen. Da diese alle mit dem Ithacius in kirchlicher Einigkeit lebten: so wurden sie durch die Nachricht von der nahen Ankunft und den Absichten des Martinus sehr bestürzt. Außerdem daß sie seine Unzufriedenheit mit ihrem Betragen kannten, fürchteten sie hauptsächlich, er möchte sich von ihrer Kirchengemeinschaft trennen, und nicht wenige andere möchten diesem Beispiele eines so allgemein verehrten Mannes folgen. Sie berathschlagten sich also mit dem Kaiser darüber, den der Geschichtschreiber, aus welchem alles dieses gezogen ist, (Sulpic. Sever. l. c. p. 323 sq.) einen zwar sonst guten Herrn nennt; den aber die Bischöfe übel geleitet hätten. Auf ihren Rath schickte ihm Maximus Hofbediente mit dem Verbote entgegen, daß er nicht in die Stadt kommen sollte, wenn er nicht zum voraus verspräche, den Kirchenfrieden mit den daselbst versammleten Bischöfen mitzubringen. Allein Martinus wich diesem Befehle durch die Erklärung aus, er werde mit dem Frieden Christi hinkommen. Er gieng des Nachts in die Stadt, verrichtete sogleich in einer Kirche sein Gebet, und erschien am folgenden Tage im kaiserlichen Palaste. Zween Tage hindurch versagte ihm der Kaiser das Gehör: entweder um ihm das drückende Ansehen eines Schuldigen zu geben: oder weil er ihn unversöhnlich haßte: oder, wie die meisten damals glaubten, weil es seine Geldbegierde nicht zugab, die nach den Gütern der Ketzer schmachtete. Denn dieser Fürst, sagt Sulpicius, der sonst viel Rühmliches an sich hatte, soll gleich-

wohl

wohl von der Habsucht leicht überwältigt worden J. n.
seyn; man müßte ihn denn damit entschuldigen, daß C.G.
er zu den Bedürfnißen seiner fast immer kriegeri- 363
schen Regierung, die erschöpfte Schatzkammer habe bis
anfüllen müßen. 430.

Mittlerweile liefen die Bischöfe, deren kirchlichen Gemeinschaft sich Martinus entzog, äußerst unruhig zum Kaiser, und beklagten sich, daß sie durch denselben schon vorläufig verurtheilt wären; daß es um ihre Würde geschehen sey, wenn die Hartnäckigkeit des Theognistus noch durch das Ansehen des Martinus bewaffnet werden sollte. Sie stellten vor, daß dieser Bischof gar nicht in die Stadt hätte gelaßen werden sollen; daß er nicht mehr bloß ein Vertheidiger, sondern vielmehr ein Retter der Ketzer sey; und daß man den Priscillianus vergebens habe hinrichten laßen, wenn Martinus seinen Tod rächen dürfte. Zuletzt warfen sie sich gar dem Kaiser zu Füßen, und flehten ihn mit Thränen und Wehklagen an, er möchte seine höchste Gewalt wider diesen einzigen Mann gebrauchen. Würklich fehlte auch wenig daran, daß er genöthigt worden wäre, den Martinus wie einen Ketzer zu behandeln. Allein so übertrieben auch seine Gewogenheit gegen die Bischöfe war; so wußte er doch gar wohl, schreibt Sulpicius Severus, (l. c. c. 12. p. 326.) daß Martinus an Glauben, Heiligkeit und Tugend vor allen Menschen den Vorzug habe. Er bemühte sich also durch andere Mittel ihn zu überwinden. Zuerst ließ er ihn heimlich zu sich rufen, und hielt ihm in sanften Worten vor, die Ketzer wären doch mit allem Rechte, mehr nach dem Gange öffentlicher Gerichte, als durch Verfolgung der Bischöfe, verurtheilt worden; er habe keine Ursache, warum er die Kirchengemeinschaft mit dem Jtacius und deßen Anhängern verwürfe; Theognistus habe mehr aus Haß, als mit Grunde,

eine

J. n. C. G. 363 bis 430. eine Trennung gestiftet, und sey auch der einzige hierinne geblieben. Es hatte auch in der That die vor wenigen Tagen gehaltene Synode den Itacius von aller Schuld freygesprochen. Doch diese Vorstellungen rührten den Martinus nicht. Daher wurde der Kaiser äußerst gegen ihn aufgebracht, eilte plötzlich von ihm weg, und schickte bald darauf Befehlshaber ab, um diejenigen hinrichten zu laßen, für welche Martinus gebeten hatte.

Sobald Martinus dieses erfuhr, und das geschah, als es bereits Nacht war, so drang er sogleich in den Pallast ein, und versprach, wenn man Nachsicht bezeigen wollte, die Kirchengemeinschaft mit den Bischöfen zu erneuern; nur möchte man die schon zum Untergange der Gemeinen nach Spanien abgesandten Befehlshaber zurückrufen. Maximus bewilligte ihm alles ohne Aufschub. Am folgenden Tage wurde Felix geweiht, ein sehr heiliger Mann, wie ihn der Geschichtschreiber (l. c. c. 13. p. 327.) nennt, und der es völlig werth war, zu beßern Zeiten Bischof zu werden. An diesem Tage also trat Martinus mit den Bischöfen wieder in kirchliche Gemeinschaft, indem er glaubte, es sey beßer, vor der Hand nachzugeben, als diejenigen im Stiche zu laßen, über deren Nacken bereits das Schwerdt gezückt war. Dennoch konnten ihm die Bischöfe durch das heftigste Anhalten eine schriftliche Unterzeichnung der eingegangenen Kirchengemeinschaft nicht auspressen. Er reiste auch gleich des andern Tages eilfertig weg, und seufzete unterwegens traurig darüber, daß er auch nur auf eine Stunde an der Gesellschaft schlechter Leute Antheil genommen hatte. Sulpicius Severus erzählt sogar überdies aufs zuversichtlichste, (l. c. p. 328.) daß da Martinus allein auf seiner Reise sitzend, die Gründe für und wider sein Betragen überdachte, ein Engel ihm erschienen

sey,

sey, der zwar seine Reue gebilligt, aber auch hinzugesetzt habe, er hätte sich nicht anders aus dieser Sache loswickeln können; nur möchte er künftig seine alte Standhaftigkeit wieder behaupten. Er nahm sich würklich von der Zeit an sehr in Acht, fährt der Geschichtschreiber fort, mit der Parthey des Itacius eine Gemeinschaft zu unterhalten; gestand uns aber auch mehrmals weinend, daß er durch eine erzwungene, kaum auf einen Augenblick eingegangene Verbindung, einen Abgang an geistlichen Kräften erlitten habe, so daß er seitdem die Beseßenen nicht so geschwind und würksam als ehemals heilen konnte. Er hat daher auch während der sechszehn Jahre, die er noch lebte, keine einzige Versammlung der Bischöfe mehr besucht.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Martinus war es nicht allein unter den christlichen Lehrern dieser Zeit, der die Gewaltthätigkeiten gegen die Priscillianisten öffentlich mißbilligte. Ambrosius, Bischof zu Mediolanum, auch einer der angesehensten Bischöfe, that es mit einem noch beharrlicherm Muthe. Er war im Jahr 387. von dem Kaiser Valentinianus an den Maximus abgeschickt worden, weil dieser auch Italien und das übrige Gebiet deßelben bedrohte. Als er nach Treveri kam, entzog er sich, wie er selbst erzählt, ganz der kirchlichen Gemeinschaft mit denjenigen Bischöfen, mit welchen sie der Kaiser unterhielt; oder welche den Todt der Irrlehrer begehrt hatten. Dafür brachten sie auch den Kaiser dahin, daß er ihm befahl, sogleich aus der Stadt wieder abzureisen. Ambrosius sah außerdem noch den traurigen Auftritt, daß der oben genannte Bischof Hyginus, der so alt war, daß er kaum den letzten Athem holte, von Kleidern und allen übrigen Bedürfnißen entblösset, ins Elend verwiesen wurde, ohne daß er durch seine Fürbitte bey den Hofbedienten des Maximus

das

J. n. das Schicksal deßelben hätte erleichtern können.
C. G. (Ambros. Epist. LVI. p. 321. Paris. 1603. fol.)
363 Desto mehr blieb Ambrosius bey seinen Gesinnun-
bis gen über diese Angelegenheit auch in der Folge. Er
430. vergleicht in einem seiner Briefe (Epist. LII. p. 310. sq.) den Itacius und seine Anhänger mit den Pharisäern in der evangelischen Geschichte, welche unter dem Vorwande, die Vollstreckung der Gesetze zu befördern, das ehebrecherische Weib bey dem Erlöser verklagt hatten, um von ihm ein Verdammungsurtheil herauszulocken. Die Vergebung, sagt Ambrosius, welche ihr der Erlöser statt deßen widerfahren ließ, sey nunmehr desto berühmter worden, nachdem Bischöfe mit einem blutigen Verfolgungsgeiste den Todt von Verbrechern vor weltlichen Gerichten betrieben; oder ein solches Betragen gebilligt hätten; ja dieses letztere sey weit anstößiger, als der Pharisäer ihres, weil die Bischöfe nicht bloß eine Frau angeklagt, sondern den Todt vieler Menschen gesucht hätten.

Zu einem Beweise, wie sehr die Heyden selbst diese That verabscheut haben, hat man immer eine Stelle des Redners Pacatus Drepanius (Panegyric. in Theodos. c. 29. p. 334. sq. Venet. 1728. 4.) angeführt. Es war freilich nichts anders zu erwarten, als daß Pacatus, der seine Lobrede auf den Theodosius im Jahr 391. mithin drey Jahre darauf hielt, nachdem Maximus von demselben überwunden worden war, und das Leben verloren hatte, diesen angemaaßten Regenten, wie von allen Seiten, also auch in der Bestrafung der Priscillianisten, mit schwarzen Farben schildern würde. Allein er verdient doch deswegen Aufmerksamkeit, weil er die Bischöfe, welche den Maximus dazu verleiteten, eben so wie Ambrosius, und die mit ihm gleichgesinnten, beurtheilt. „Es müßen wohl, sagt der Redner,

wichtige

wichtige und gehäßige Ursachen vorhanden gewesen J. n.
seyn, daß man die Wittwe eines berühmten Dichters C.G.
zur Lebensstrafe hinriß! Aber man wußte ihr wirk- 363
lich nichts anders vorzuwerfen, als daß sie zu eifrig bis
in der Religion sey, und die Gottheit zu fleißig ver- 430.
ehrte. Was konnte der Priester, der sie anklagte, Größeres vorbringen? Denn auch diese Gattung von Angebern fand sich ein, die zwar dem Nahmen nach Bischöfe, aber in der That Gerichtsdiener und sogar Henker waren, die sich nicht daran begnügten, unglückliche Leute ihrer väterlichen Güter zu berauben; sondern durch Verleumdungen nach ihrem Blute strebten, und selbst das Leben von Schuldigen, die doch schon arm waren, forderten. Ja, nachdem sie dem peinlichen Halsgerichte beigewohnt, die Seufzer und Martern der Elenden gehört und gesehen, die Waffen der Gerichtsknechte und die Bande der Verurtheilten befühlt hatten, wandten sie ihre durch solche Berührungen der Strafwerkzeuge befleckte Hände wieder zum Gottesdienste, und schändeten die Religion, welche sie schon durch ihr Gemüth entheiligt hatten, auch durch ihren Körper. Diese waren es, welche jener Phalaris zu Freunden hatte; diese liebte er vor andern, diese küßte er: und das nicht mit Unrecht, weil sie so viele seiner Wünsche erfüllten, dem Geldbegierigen Güter der Reichen, dem Grausamen Bestrafung von Unschuldigen, und dem Gottlosen Verlezung der Religion anboten."

Gleichwohl haben selbst allgemein geschäzte christliche Lehrer dieser Zeiten, von den wider die Priscillianisten gebrauchten Maaßregeln nicht bloß glimpflicher, sondern auch mit nicht undeutlichen Merkmalen der Billigung geschrieben. Hieronymus, der es anfänglich, wie man oben gesehen hat, unentschieden ließ, ob Priscillianus ein Ketzer gewesen sey, urtheilte in seinen spätern Jahren von demselben,

(Epist.

J. n. (Epist. ad Ctesiph. advers. Pelagianos, p. 476. ed.
C. G. Martian.) er sey durch das Schwerd der Obrig-
363 keit, und durch das Ansehen der ganzen Welt
bis
430. verdammt worden. Er scheint zwar durch die lez-
ten Worte nur auf die Irrlehren deßelben zu zielen; aber die Zusammenstellung derselben mit den vorhergehenden, seine harten Gesinnungen über die Lebensstrafen der Ketzer, und die Abschilderung, welche er von den Sitten der Priscillianisten macht, führen auf einen weit stärkern Sinn. Eben so läßt es sich wahrscheinlich genug aus einer Stelle des Augustinus, (contra mendacium, ad Consentium, c. 5. p. 331. T. VI. Opp. ed. Antverp.) worinne er der durch katholische Bischöfe entblößten, bestrittenen und zu Boden geworfenen Ketzerey der Priscillianisten gedenkt, schließen, daß er gleicher Meinung gewesen sey. Am deutlichsten aber hat dieselbe, nicht lange nach dem Tode des Augustinus, um das Jahr 447, der römische Bischof Leo geäußert. (Epist. XV. p. 227. Tom. I. Opp. Lugd. 1700. fol.) Mit Recht, schreibt er, haben unsre Vorfahren, zu deren Zeit diese Ketzerey entstand, überall darauf nachdrücklich gedrungen, daß eine so gottlose Wuth aus der ganzen Kirche vertrieben werden möchte. Auch die weltlichen Fürsten haben diesen Unsinn so sehr verabscheuet, daß sie den Urheber deßelben nebst seinen meisten Schülern öffentlich hinzurichten befahlen. Denn sie sahen wohl ein, daß alles Bestreben nach rechtschaffenen Sitten aufgehoben, alles Band der Ehen gelöset, und sowohl göttliche als menschliche Rechte über den Hauffen geworfen würden, wenn man solchen Leuten irgendwo erlaubte, ihre Lehrsätze zu bekennen. Dieser gesetzliche Widerstand war der kirchlichen Gelindigkeit lange vortheilhaft, welche zwar sich an dem Urtheil der Priester begnügt, und blutige Strafen nicht verlangt; aber doch durch strenge Verordnungen christlicher Fürsten eine gewiße

Hülfe erlangt, indem diejenigen, welche sich vor einer körperlichen Strafe fürchten, bisweilen zu einem geistlichen Hülfsmittel ihre Zuflucht nehmen." J. n. C.G. 363 bis 430.

Ausdrücklich also und gerade zu lehrte man es in diesen Zeiten noch selten, daß die Ketzer am Leben gestraft werden müßten. Was einige der katholischen Lehrer in der Hitze der Religionsstreitigkeiten darüber geschrieben, gewünscht oder gebilligt hatten, war nichts weniger als eine allgemeine Denkungsart. Insonderheit fand man es fast durchgängig unerlaubt und unanständig, daß rechtgläubige Lehrer selbst den Todt der Ketzer befördern sollten. Aber wenn es doch einmal geschehen war, und die Obrigkeit von jenen auf irgend eine Art gereizt, das Schwerdt wider ihre Gegner gebraucht hatte: so gewöhnte man sich nach und nach daran, diese Veranstaltung für nützlich zur Erhaltung des wahren Glaubens und des Kirchenfriedens anzusehen. Die Vorwürfe, welche man den Sitten der Ketzer machte, und die Sorge für die öffentliche Ruhe, schienen die Bedenklichkeiten, welche nach ächt christlichen Grundsätzen wider ein solches Mittel entstanden, bald wegzuräumen. Gleichwohl erhielt man daraus nicht einmal diejenigen Würkungen, die man so zuversichtlich davon ankündigte. Erbitterung und stets reger Verfolgungstrieb im Nahmen der Religion, wurden durch solche äußerste Gewaltthätigkeiten, zum Nachtheil der bürgerlichen Gesellschaft desto mehr angefeuert, weil es die weltliche Macht selbst war, die ein solches Beispiel des frommen Eifers gab. Auf der andern Seite konnten dadurch nicht einmal die ketzerischen Partheyen sogleich unterdrückt werden; sie stärkten sich vielmehr öfters mitten unter solchen Leiden mit schwärmerischem Muthe. So gieng es auch mit den Priscillianisten. Kaum war es noch verhütet worden, daß nicht eine Menge von Menschen, auf bloßen

J. n. C.G. 363 bis 430. Lehrer, welches nicht alle Neuere von seiner Geburt, sondern manche nur vom Unterrichte, von der Taufe und Einweihung zum Lehramte, (vielleicht etwas gezwungen,) verstehen. Dictinnius beförderte den Fortgang seiner Parthey durch Schriften, welche von derselben sehr geschätzt wurden. Der römische Bischof Leo gedenkt ihrer am angeführten Orte; eine derselben ist bereits oben (S. 317.) aus dem Augustinus angezeigt worden. Doch eben diese beyden Lehrer der Priscillianisten erklärten sich gegen den Ambrosius geneigt, mit der katholischen Kirche wieder ausgesöhnt zu werden. Er schrieb daher an die spanischen Bischöfe, sie möchten den Symphosius und Dictinnius in ihre Kirchengemeinschaft aufnehmen, wenn dieselben ihre bisherigen schlimmen Handlungen verdammen, und die Bedingungen erfüllen würden, welche sie vor ihm eingegangen hatten; sie könnten auch ihre Aemter behalten; nur daß Dictinnius, der erst Presbyter war, nicht höher stiege. Auch Siricius scheint diesen Vorschlag gethan zu haben. Die spanischen Bischöfe hielten also etwan um das Jahr 396. eine Versammlung zu Toletum, (oder Toledo) zu welcher sie auch den Symphosius und seine Anhänger einluden. Allein sie erschienen nicht; Symphosius bestellte sogar den Dictinnius und andere zu Bischöfen.

Glücklicher war man auf einer andern Kirchenversammlung zu Toledo, im Jahr 400. Sie wird die erste Toletanische genannt, weil es die erste ist, von der Kirchengesetze übrig sind; wiewohl die andern dazu gehörigen Urkunden (apud Harduin. l. c. p. 993. sq.) zum Theil offenbar aus spätern Zeiten herrühren; oder nur Auszüge aus ihren Verhandlungen sind. Die mehrmals genannten und andere Bischöfe der Priscillianisten fanden sich bey derselben ein; unter andern Paternus, Bischof von

Braga,

Braga, der Hauptstadt von Gallicien. Zuerst be- J. n.
rathschlagten die neunzehn katholischen Bischöfe, C.G.
welche diese Versammlung ausmachten, und wor- 363
unter Patruinus, vermuthlich Bischof von To- bis 430.
ledo, den Vorsitz hatte, über ihre gemeinschaftliche Kirchenangelegenheiten, in Gegenwart der beysitzenden Aeltesten und stehenden Kirchendiener. Weil nemlich bisher in den spanischen Gemeinen durch ihre Bischöfe manche Veränderungen getroffen worden waren, die beinahe eine Trennung verursacht hatten: so beschloß man, die Gesetze der nycänischen Synode in Absicht auf die Weihung von Geistlichen durchgehends zu beobachten. Hierauf machte die Kirchenversammlung noch zwanzig besondere Schlüße, die zwar nicht sehr erhebliche Gegenstände betreffen, und anfänglich nur für die spanische Kirche gültig waren; in der Folge aber ein größeres Ansehen in der abendländischen Kirche überhaupt erhielten, auch über die Denkungsart der Lehrer dieser Zeit von ihren Rechten und Pflichten zu viel Licht werfen, als daß sie hier übergangen werden dürften.

In dem ersten Canon sezten die Bischöfe fest, daß rechtschaffene, keusche und enthaltsame Männer, wenn sie gleich Eheweiber hätten, zu Kirchendienern bestellt werden könnten; diejenigen Kirchendiener aber, welche noch vor dem Verbote, das von den Bischöfen in Lusitanien gegeben worden war, mit ihren Frauen unenthaltsam gelebt hatten, sollten niemals Aeltesten werden; und wenn ein Aeltester vor dem gedachten Verbote mit seiner Frau Kinder gezeugt hätte, sollte er auch zu keinem Bißthum gelangen. — Nach dem zweyten soll niemand, der Kirchenbuße gethan, und die kirchliche Gemeinschaft wieder erhalten hat, (divino reconciliatus altario) in den geistlichen Stand aufgenommen werden; höchstens könne man einen solchen, wenn es die Nothwendigkeit oder der Nutzen der Gemeine erfor-

J. n. C.G. 363 bis 430. dert, zum Thürhüter oder Vorleser ordnen, nur mit der Einschränkung, daß er nichts aus den Evangelien und Schriften der Apostel vorlese. Wenn aber einige von solchen Leuten, schon zu Kirchendienern bestellt wären, so sollten sie zu den Subdiakonen herabrücken, und als solche weder Hände auflegen, noch heilige Geräthschaften berühren. — Dem dritten zu Folge, soll ein Vorleser, welcher eine Wittwe heyrathet, weiter gar nicht, als nur etwa zum Subdiakonus, befördert werden. — Wenn aber, heißt es im vierten Canon, ein Subdiakonus, nach dem Tode seiner Frau, eine andere heyrathet: so soll er unter die Thürhüter oder Vorleser, doch mit der oben gedachten Einschränkung, herabgesetzt werden. Wenn er jedoch, (welches gar nicht gesagt, noch gehört werden sollte,) zum drittenmale heyrathet: so soll er zwey Jahre lang von der Kirchengemeinschaft ausgeschloßen seyn, und alsdann wieder aufgenommen, unter den Laien das heilige Abendmahl empfangen. — Weiter sollte nach dem fünften, ein Presbyter, Diakonus, oder anderer Geistlicher, der sich an einem Orte aufhält, wo eine Kirche ist, und nicht zum täglichen Opfer (vermuthlich zum öffentlichen Gebete) kömmt, wenn er sich durch die Verweise seines Bischofs nicht beßern und verzeihungswürdig machen läßt, für gar keinen Geistlichen weiter gehalten werden. — Keine Gottgeweihte Jungfrau soll nach dem sechsten, mit einem Sänger (so versteht man hier das im Canon gebrauchte Wort Confessor, weil es im Mittelalter diese Bedeutung aus dem oftmaligen Gebrauch des Worts confiteri Domino, an statt Gott mit Liedern preisen, nicht selten hatte, der Zusammenhang sie auch bestätigt, und es keine eigentliche Bekenner nach dem alten Sprachgebrauche der Kirche mehr gab,) oder mit einem fremden Laien, einen genauern Umgang haben; sie soll auch bey keinem Gastmahle allein

zugegen seyn, wo es nicht viele alte rechtschaffene Männer oder Wittwen giebt; so daß auch jeder Sänger, weil er mit vielen Zeugen umgeben ist, daselbst mit Anstand gegenwärtig seyn kann; eben so wenig soll sie sich in den Häusern der Vorleser blicken lassen, wenn sie nicht mit ihnen verwandt ist. — Im siebenten wurde ausgemacht, daß, wenn die Weiber der Cleriker sich versündigen würden, ihre Männer das Recht haben sollten, sie zwar nicht umzubringen; aber doch zu binden und gefangen zu halten, auch zu einem heilsamen, nur nicht tödtlichen Fasten zu nöthigen, so daß sich arme Geistliche, die keine Knechte haben, dabey Hülfe leisteten. Sie sollen auch mit solchen Eheweibern nicht eßen; es wäre denn, daß sie gebüßt und sich gebeßert hätten. — Wer nach der Taufe Kriegsdienste ergriffen, und nachher eine Stelle unter den Geistlichen bekommen hat, soll nach dem achten Canon, gesetzt daß er auch kein hartes Verbrechen begangen hätte, niemals zum Diakonus bestellt werden. (Ein sonderbarer Rest der alten Abneigung der Christen gegen das Soldatenleben.) — Der neunte enthält ein Verbot, daß keine gottgeweihte Frauensperson (professa) oder Wittwe, bey Abwesenheit des Bischofs oder Aeltesten, in ihrem Hause mit einem Sänger (confessor) oder Knechte, abwechselnde geistliche Lieder singen soll; auch soll das öffentliche Abendgebet (lucernarium) nur in der Kirche verlesen werden; oder, wenn solches auf dem Lande geschieht, im Beiseyn eines Bischofs oder Aeltesten, oder Kirchendieners; (vermuthlich um keine Veranlaßung zu unordentlichen gottesdienstlichen Handlungen zu geben.) — Im zehnten wird befohlen, daß keiner, der auf irgend eine Art leibeigen wäre, zum Clericus gewählt werden sollte, wenn er nicht unsträfliche Sitten hätte, und sein Herr darein willigte. — Nach dem eilften, soll, wenn ein Mächtiger einen Clericus, oder

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C.G. 363 bis 430. Armen, oder Mönch, (denn das heißt vermuthlich Religiosus) beraubt, und vor dem Bischof, der ihn zum Verhör hat rufen laßen, nicht erscheinen will, sogleich an alle Bischöfe der Provinz, und wohin man nur gelangen kann, geschrieben werden, daß derselbe so lange für einen kirchlich verbannten gehalten werde, bis er sich zur Vernehmung stellt, und das Geraubte erstattet. — Keinem Clericus soll es nach dem zwölften erlaubt seyn, seinen Bischof zu verlaßen, und mit einem andern in Verbindung zu treten; es müßte denn dieser ihn deswegen gern aufnehmen, weil er von den Ketzern zu den Rechtgläubigen übertritt. Diejenigen aber, welche von den Rechtgläubigen zu solchen übergehen, die sich im Kirchenbanne befinden, oder sich doch bereits ein schimpfliches Urtheil zugezogen haben, sollen gleiche Strafe mit diesen leiden. — Christen, welche in die Kirche kommen, und gleichwohl das heilige Abendmahl nicht mit den übrigen empfangen, sollen erinnert werden, es entweder zu thun, oder sich unter die Büßenden zu stellen; widrigenfals sie aus der Kirchengemeinschaft ausgeschloßen werden. Dies ist der Inhalt des dreyzehnten Canon. — Nach dem vierzehnten soll derjenige, der das heilige Abendmahl von dem Geistlichen annimmt, und doch nicht genießt, als ein Kirchenräuber fortgetrieben werden. — Wenn ein Laie im Bann ist: so soll kein Clericus oder Mönch (religiosus) zu ihm kommen; eben so sollen die Cleriker denjenigen aus ihrem Stande, der in diesem Falle ist, vermeiden, bey Strafe selbst in den Bann zu verfallen. Das gilt nemlich von solchen Clerikern, die unter Einem Bischof stehen; oder von dem Verbannten Nachricht erhalten haben. (Can. 15.) — Eine gottgeweihte Frauensperson, welche einen Fehltritt gethan hat, soll in der Kirche nicht eher einen Platz haben, als bis sie sich gebeßert hat; alsdann soll sie nach einer Büßung von zehn Jahren wieder zur Kir-

Kirchengemeinschaft gelangen. Bevor dieses leztere erfolgt ist, soll keine Christinn, bey Strafe des Bannes, sie zu einer Mahlzeit bey sich annehmen. Ihr Verführer soll auf eben dieselbe Art büßen. Heyrathet aber eine solche Person: so soll sie nur alsdann, wenn sie bey Lebzeiten ihres Mannes sich der Enthaltsamkeit befleißigt, oder erst nach seinem Tode, zur Kirchenbuße zugelaßen werden. (Can. 16.) — Wer neben seiner Frau noch eine Beischläferinn (Concubina) hält, soll aus der Kirchengemeinschaft gestoßen werden. Wer aber an statt seiner Ehefrau, eine Beischläferinn hält, wohl verstanden, nur eine einzige, den trifft diese Strafe nicht; sonst verdiente er freylich den Bann, bis er sich beßert. (Can. 17.) Bey diesem Canon, der, so wie mehrere von dieser Kirchenversammlung, in die kanonische Sammlung des Gratianus, (Decretum Gratiani) und mit derselben in das päpstliche Gesetzbuch eingerückt worden ist, (c. 4. Distinct. 34. p. 100. T. I. Corp. Iur. Canon. ed. Boehmer.) merken zwar die neuern römischen Verbeßerer an, daß man darinne unter einer Concubine, eine solche Frauensperson verstehen müße, der selbst nach den römischen Gesetzen (Iustin. Nov. 18. c. 5.) und nach dem Augustinus, (de bono coniugali, c. 5.) zum Nahmen einer Ehefrau, nichts weiter fehlte, als die feyerliche gesetzmäßige Antrauung, indem sie eine treue Verbindung mit einem ehelosen Manne auf Lebenslang eingegangen hatte. Allein man muß doch gestehen, daß sich von dieser letztern erheblichen Bestimmung keine Spur in dem ursprünglichen Canon finde; so daß es zweifelhaft bleibt, ob sie damals nothwendig erfordert worden sey. — Der achtzehnte ist gegen die Wittwen von Bischöfen, Aeltesten und Kirchendienern, desto härter. Wenn sie heyrathen, so soll kein Clericus und keine gottgeweihte Frauensperson (religiosa) mit ihnen

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C.G. 363 bis 430.

und Dictinnius, ingleichen des Presbyter Comasius vorgelegt, durch welche sie die Lehrsätze und Schriften des Priscillianus verdammten, und dem nicänischen Glauben beitraten. Die zween letztern erklärten sich, daß sie nichts anders lehren wollten, als was Symphosius lehrte. Dictinnius bat insonderheit die Bischöfe der Synode, ihnen, weil sie doch die Schlüßel des Himmelreichs hätten, dieses Reich, nicht die Pforten der Hölle, aufzuschließen. Symphosius sogar spricht wie die andern, von manchen Lehrsätzen des Priscillianus, als wenn sie ihm unbekannt wären, und er sie nur verwerfe, weil man es verlangte. Mit einem Worte, es scheint hier mit der Ueberzeugung und dem Widerruf dieser Priscillianisten sehr übereilt zugegangen zu seyn. Aus den Spuren einer spätern Zeit der eben gedachten Auszüge von den vollständigen Verhandlungen dieser Synode, haben zwar manche geschloßen, daß diese gesammten Urkunden untergeschoben wären, und zu einer Synode vom Jahr 447. gehörten. Allein Walch hat (l. c. S. 420. 421.) nach den Untersuchungen des spanischen Benediktiners Florez über diese Synode, (Espanna Sagrada, T. VI. p. 49. sq.) mit Recht geurtheilt, daß sie ihre chronologische Glaubwürdigkeit unter den gedachten Einschränkungen verdienen. Auch Fuchs (Biblioth. der Kirchenvers. Th. II. S. 583.) hat dieses unter mehrern andern nützlichen Erläuterungen bestätigt.

Dieses gilt also ebenfals von dem Endurtheil, welches den Beschluß dieser Urkunden macht. Darinne wird zuerst erzählt, was mit den beiden oftgenannten Bischöfen der Priscillianisten seit der Synode von Cäsaraugusta vorgegangen sey; sodann werden noch andere Bischöfe dieser Parthey angeführt, welche theils nach dem Beyspiele dieser, theils durch die Schriften des Ambrosius eines

Beßern belehrt, ihre Irrthümer widerrufen hätten. J. n.
Dagegen gedenken die versammleten Bischöfe noch C. G.
mehrerer priscillianistischen Bischöfe und Geistli- 363
chen, welche bey ihren Meinungen verblieben, und bis
den Priscillianus für einen rechtgläubigen heiligen 430.
Märtyrer hielten. Diese werden insgesammt abgesetzt. Diejenigen aber, welche widerrufen hatten, sollten ihre Bißthümer behalten, wenn sie eine von der Synode zuzuschickende Glaubensformel unterschreiben würden. Doch sollten erst die Antworten der Bischöfe von Rom und Meiland darüber erwartet werden. Beide waren nemlich die ansehnlichsten Bischöfe von Italien; und Ambrosius, ehemaliger Bischof von Mediolanum, hatte gerade diesen Vorschlag zur Wiederaufnahme der Priscillianisten gethan. Ehe aber die Antworten einliefen, sollten die gedachten Bischöfe keinen Geistlichen weihen. Daß der römische Bischof hier schlechtweg Papa heißt, ist für eine Zeit, da noch alle Bischöfe diesen Nahmen führten, etwas sehr ungewöhnliches, und muß vermuthlich von dem Ansehen des römischen Bischofs Leo hergeleitet werden, in deßen Zeitalter der Auszug des Endurtheils fällt.

So vieles Nachgeben auf beiden Seiten stellte doch den Kirchenfrieden in Spanien gar nicht völlig wieder her. Eine ziemliche Anzahl von Bischöfen und Gemeinen der Priscillianisten in Spanien verharrte noch ferner bey ihren Meinungen: entweder weil die anfängliche Härte wider sie, einen Vergleich erschwert hatte; oder vielleicht auch, weil die toletanische Kirchenversammlung zu gebieterisch einen Widerruf von Irrlehren forderte, welche sie nicht dafür erkannten, kaum vorgetragen zu haben, gestanden. Vorzüglich blieb diese Parthey in Gallicien noch ferner zahlreich. Man hat oben bereits gelesen, (S. 314. fg.) daß eben ihre Fortdauer und

J. n. C.G. 363 bis 430. Verstärkung in Spanien, dem dortigen Presbyter Orosius, gegen das Jahr 415. Gelegenheit gegeben habe, eine Nachricht von ihnen an den Augustinus zu schicken, und daß dieser, wie die Priscillianisten anfiengen, Origenisten zu werden, beiden Partheien zugleich eine Schrift entgegengesetzt habe. Auch gehört ein anderes Buch dieses Kirchenlehrers in die nächstfolgenden Jahre, das er, wie ebenfals bereits erzählt worden ist, (oben S. 317.) befragt vom Consentius über den betrügerischen Kunstgriff einiger Katholischen, welche sich, um die Priscillianisten auszuspüren, stellten, als wenn sie ihren Meinungen zugethan wären, an denselben erließ.

Unter den Ketzern, wider welche die Kaiser Honorius und Theodosius der jüngere vom Jahr 407. bis zum Jahr 423. Strafgesetze ertheilt haben, stehen auch die Priscillianisten. (C. Theodos. L. XVI. t. 5. de Haeret. l. 40. 43. 48. 59. 65.) Allein da dieser Nahme in den ältern Zeiten den Montanisten gegeben worden war, weil eine Frauensperson Priscilla unter ihre ersten berühmten Anhängerinnen, Prophetinnen und Stützen gehörte: so zweifelte Gothofredus nicht, daß sie in diesen Gesetzen gleichfals gemeint wären. (Paratitl. in tit. cit. p. 117. Comment. p. 178. 208. not. o.) Hingegen glaubte er, daß ein Gesetz des Gratianus vom Jahr 383. (l. 14. C. Th. de Accusationib. et Inscription.) die neuern Priscillianisten betreffe, wenn sie gleich darinne nicht genannt würden. Denn es ist an den Vicarius von Spanien abgelaßen, und verordnet einiges in Absicht auf diejenigen, welche die Klage eines Mordes, oder gefährlicher Anschläge auf das Leben eines Menschen, wider jemanden vorbrachten: eine Spur der schädlichen Zauberkünste, meint er, deren Priscillianus beschuldigt wurde. (Comment.

ad

ad h. l. p. 21. T. III. ed. Ritt.) Diese letztere Ausle- J. n.
gung hat nun zwar einen sehr geringen Schein. C.G.
Aber die über die spätern kaiserlichen Gesetze vorge- 363
tragene empfiehlt sich desto mehr. Es fällt bey den- bis
selben in die Augen, daß die Nahmen, Montanistae, 430.
Phryges, Priscillianistae, gleichbedeutend gebraucht werden. In einem dieser Gesetze heißt es ausdrücklich: Phryges, quos Pepuzitas, sive Priscillianistas, vel alio latentiore vocabulo appellant; (l. 59. de Haeret.) und in dem letzten (l. 65.) werden Montanistae, seu Priscillianistae, Phryges, zusammengestellt. Tillemont also, (Mémoires, Tome VIII. p. 526. sq. ed. de Paris,) und mit ihm Walch, (l. c. S. 425.) haben sich allem Ansehen nach übereilt, indem sie die Priscillianisten des vierten Jahrhunderts in jenen Gesetzen suchten.

Aber nicht einmal alle katholische Bischöfe in Spanien waren mit der Art zufrieden, wie man auf der toletanischen Kirchenversammlung mehrere Bischöfe dieser Parthey in den Schooß der Kirche aufgenommen hatte. Die Bischöfe in der Landschaft Bätica insonderheit und zu Carthagena, tadelten die daselbst beobachtete Gelindigkeit, und unterbrachen daher die Kirchengemeinschaft mit den Vätern jener Versammlung. Diese unnöthige, aus einem hartnäckigen Eifer wider die Ketzer erwachsene Trennung drohte so schädliche Folgen, daß der Bischof Hilarius und der Aelteste Elpidius um das Jahr 404. aus Spanien zu dem römischen Bischof Innocentius I. reisten, um durch sein Ansehen die Friedensstörer zu beruhigen. Innocentius ließ auch ein Schreiben an die Bischöfe der Synode von Toledo ergehen, (Epist. ad Episcopos Synodi Toletanae, wofür alle Handschriften fälschlich Tolosanae haben, denen auch Harduin in seinem Abdrucke gefolgt ist, in Act. Concil. Tom. I. p. 1021. sq. worinne

J. n. C.G. 363 bis 430. inne er zwar seine Kirche den apostolischen Sitz und den Schooß des Glaubens nennt; übrigens aber diese Angelegenheit glimpflich genug behandelt. Er stellt den Stiftern der Trennung vor, daß sie ohngefähr gleichen Eigensinn, wie ehemals die Luciferianer bewiesen, und daß sie durch die Wiederaufnahme des Symphosius und der andern Bischöfe seiner Parthey, gar nichts verlohren hätten. Es ist auch wahrscheinlich, daß dieses Schreiben, welches sich noch über einige andere kirchliche Unordnungen in Spanien ausbreitet, seine gewünschte Würkung gethan habe.

Was man eigentlich durch die priscillianistischen Streitigkeiten gewonnen habe, ist schwer zu sagen. Der Religionseifer, den die Katholischen dabey bezeigten, war nicht allein von der gewöhnlichen Art, hob das Uebel nicht, über welches sie klagten, vergrößerte vielmehr, wie immer, die Erbitterung zwischen beiden Partheien, und setzte, so viel man sieht, nichts von den bestrittenen Lehren in ein neues Licht; sondern artete auch zum erstenmal in Gewaltthätigkeiten gegen das Leben der Irrenden aus. So viel Vergnügen es auch macht zu sehen, daß die angesehensten Bischöfe unter den stärksten Merkmalen des Abscheues die Gemeinschaft mit solchen ihrer Mitlehrer gebrochen haben, welche blutgierig genug waren, die Hinrichtung von Ketzern zu betreiben; so war es doch zu wünschen, daß man damals die äußerst wichtige Frage: ob und in wiefern die Lebensstrafen der Ketzer, als Ketzer betrachtet, gerecht, nothwendig und heilsam wären? bey einer solchen Veranlaßung gemeinschaftlich untersucht und bestimmt hätte. Aber eben über der Denkungsart der damaligen katholischen Lehrer von dieser Frage, liegt eine fast undurchdringliche Dunkelheit. Man weiß nicht recht, ob ihnen nur dieses mißfallen habe,

daß

Beßern belehrt, ihre Irrthümer widerrufen hätten. J. n.
Dagegen gedenken die versammleten Bischöfe noch C. G.
mehrerer priscillianistischen Bischöfe und Geistli- 363
chen, welche bey ihren Meinungen verblieben, und bis
den Priscillianus für einen rechtgläubigen heiligen 430.
Märtyrer hielten. Diese werden insgesammt abgesetzt. Diejenigen aber, welche widerrufen hatten, sollten ihre Bißthümer behalten, wenn sie eine von der Synode zuzuschickende Glaubensformel unterschreiben würden. Doch sollten erst die Antworten der Bischöfe von Rom und Meiland darüber erwartet werden. Beide waren nemlich die ansehnlichsten Bischöfe von Italien; und Ambrosius, ehemaliger Bischof von Mediolanum, hatte gerade diesen Vorschlag zur Wiederaufnahme der Priscillianisten gethan. Ehe aber die Antworten einliefen, sollten die gedachten Bischöfe keinen Geistlichen weihen. Daß der römische Bischof hier schlechtweg Papa heißt, ist für eine Zeit, da noch alle Bischöfe diesen Nahmen führten, etwas sehr ungewöhnliches, und muß vermuthlich von dem Ansehen des römischen Bischofs Leo hergeleitet werden, in deßen Zeitalter der Auszug des Endurtheils fällt.

So vieles Nachgeben auf beiden Seiten stellte doch den Kirchenfrieden in Spanien gar nicht völlig wieder her. Eine ziemliche Anzahl von Bischöfen und Gemeinen der Priscillianisten in Spanien verharrte noch ferner bey ihren Meinungen: entweder weil die anfängliche Härte wider sie, einen Vergleich erschwert hatte; oder vielleicht auch, weil die toletanische Kirchenversammlung zu gebieterisch einen Widerruf von Irrlehren forderte, welche sie nicht dafür erkannten, kaum vorgetragen zu haben, gestanden. Vorzüglich blieb diese Parthey in Gallicien noch ferner zahlreich. Man hat oben bereits gelesen, (S. 314. fg.) daß eben ihre Fortdauer und

J. n. C.G. 363 bis 430. inne er zwar seine Kirche den apostolischen Sitz und den Schooß des Glaubens nennt; übrigens aber diese Angelegenheit glimpflich genug behandelt. Er stellt den Stiftern der Trennung vor, daß sie ohngefähr gleichen Eigensinn, wie ehemals die Luciferianer bewiesen, und daß sie durch die Wiederaufnahme des Symphosius und der andern Bischöfe seiner Parthey, gar nichts verlohren hätten. Es ist auch wahrscheinlich, daß dieses Schreiben, welches sich noch über einige andere kirchliche Unordnungen in Spanien ausbreitet, seine gewünschte Würkung gethan habe.

Was man eigentlich durch die priscillianistischen Streitigkeiten gewonnen habe, ist schwer zu sagen. Der Religionseifer, den die Katholischen dabey bezeigten, war nicht allein von der gewöhnlichen Art, hob das Uebel nicht, über welches sie klagten, vergrößerte vielmehr, wie immer, die Erbitterung zwischen beiden Partheien, und setzte, so viel man sieht, nichts von den bestrittenen Lehren in ein neues Licht; sondern artete auch zum erstenmal in Gewaltthätigkeiten gegen das Leben der Irrenden aus. So viel Vergnügen es auch macht zu sehen, daß die angesehensten Bischöfe unter den stärksten Merkmalen des Abscheues die Gemeinschaft mit solchen ihrer Mitlehrer gebrochen haben, welche blutgierig genug waren, die Hinrichtung von Ketzern zu betreiben; so war es doch zu wünschen, daß man damals die äußerst wichtige Frage: ob und in wiefern die Lebensstrafen der Ketzer, als Ketzer betrachtet, gerecht, nothwendig und heilsam wären? bey einer solchen Veranlaßung gemeinschaftlich untersucht und bestimmt hätte. Aber eben über der Denkungsart der damaligen katholischen Lehrer von dieser Frage, liegt eine fast undurchdringliche Dunkelheit. Man weiß nicht recht, ob ihnen nur dieses mißfallen habe,

daß Bischöfe auf den Todt der Ketzer drangen, an J. n.
statt solches der Obrigkeit zu überlaßen? oder ob sie C. G.
den Verbrecher vom Ketzer genau unterschieden, und 363
nur jenen der Todesstrafe würdig geachtet haben? bis
Kein Wunder ist es also auch, daß die Urtheile der 430.
Neuern darüber so schwankend sind; daß **Walch**, der sonst diese Geschichte mit seiner prüfenden Mäßigung sehr wohl bearbeitet hat, behauptet, (l. c. S. 479.) „man **könne nicht mit Grunde sagen,** „die **Hinrichtung des Priscillianus und seiner** „**Freunde sey das erste Beyspiel, daß Ketzer als** „**Ketzer hingerichtet worden** wären; vielmehr „sey dieses eine entsetzliche Bosheit des **Itacius** und „seiner Anhänger zu nennen, daß sie, weil sie sahen, „sie könnten gegen die **Priscillianisten** nichts aus„richten, so lange sie dieselben bloß als **Ketzer** drück„ten, solche zu **Verbrechern** gemacht, und eben da„durch in die Hände der Obrigkeit geliefert hätten." Es ist zwar dasjenige oben nicht vorbeigelaßen worden, was diese Meinung begünstigen könnte; allein die entgegengesetzte scheint doch mehr Gewicht zu haben. Ohne dieses durch Wiederholungen aus dem Zusammenhange der bisher erzählten Geschichte darzuthun, ist die auch angebrachte Erinnerung des Bischofs **Martinus**, (beym **Sulpicius Severus**, Hist. Sacr. L. II. c. 50.) beynahe allein dazu hinlänglich. Er warnete nicht bloß den **Itacius**, sondern auch den Kaiser **Maximus** vor der Hinrichtung der **Priscillianisten**; es sey genug, sagte er, daß die **Ketzer** durch das Urtheil der Bischöfe aus den Gemeinen verjagt würden; er sprach bloß von **Ketzern** und von einer **kirchlichen Sache**, mit der die weltliche Obrigkeit nichts zu thun habe; aber kein Wort von **Verbrechern**. Es ist überdies bereits an einem andern Orte (Chr. K. Gesch. Th. IX. S. 322. fg.) ausführlich gezeigt worden, wie sehr sich die Denkungsart der ältesten Kirchenlehrer und

J. n. C. G. katholischen Parthey, nachtheilige Würkungen auf alle folgende Zeitalter zurück.

363 bis 430. In dem vorhergehenden Buche dieses Zeitraums ist die Geschichte der Donatisten bis zur Regierung des Kaisers Julianus, fortgeführt worden. (Th. VI. S. 255-265.) Man hat daselbst gelesen, durch welche Zwangsmittel sie unter den Kaisern Constans und Constantius zur Einigkeit mit der katholischen Kirche angehalten worden sind, ohne daß sie in ihrem Vaterlande und Sitze Afrika unterdrückt worden wären. Mit dem Julianus im Jahr 361. kam eine Zeit der Erholung für sie; aber sie bedienten sich derselben solchergestalt, daß sie bey den Katholischen nur noch verhaßter wurden. Dieser Kaiser, der die Uneinigkeit zwischen seinen christlichen Unterthanen aus bekannten Absichten gern sah, rief deswegen alle vom Constantius ins Elend verwiesene Bischöfe mehrerer Partheien aus denselben zurück, und gab allen eine gleiche Freyheit der Religionsübung. Da jedoch die Bischöfe der Donatisten noch durch einen Befehl des Constans, vor ohngefähr dreyzehn Jahren, zur Verweisung waren verurtheilt worden: so konnten sie an dieser Gnade keinen Antheil haben. Daher übergaben Rogatianus, Pontius und andere ihrer Bischöfe und Lehrer im Jahr 362. dem Julianus eine Bittschrift, worinne sie ansuchten, wieder in den Besitz der Kirchen, welche ihnen die Katholischen entrißen, gesetzt, und überhaupt in ihren ehemaligen Zustand wieder hergestellt zu werden. Die Bischöfe von der Gegenparthey, welche dieses erzählen, Optatus, (de Schism. Donatist. L. II. c. 16. p. 40. sq. Antverp. 1702. fol.) und Augustinus, (contra Epist. Parmeniani, L. I. c. 12. p. 15. contra litteras Petiliani, L. II. c. 83. 92. 97. p. 182. sq. Tom. IX. Opp. ed. Antverp.) werfen den Donatisten diesen Schritt auf das bitterste

terste vor. „Erröthet, wenn ihr noch irgend eine J. n.
„Schaam habt! ruft ihnen der erstere zu. Euch ist C.G.
„mit eben derselben Stimme die Freyheit geschenkt 363
„worden, mit welcher die Tempel der Götzen geöff= bis
„net wurden. Fast in eben dem Augenblick ist eure 430.
„Wuth nach Afrika zurückgekehrt, in welchem der „Teufel aus seinem Gefängniße loßgelaßen wurde. „Und ihr schämt euch nicht, daß ihr euch gemein= „schaftlich zu gleicher Zeit mit diesem Feinde freuet?" Es wurde ihnen überhaupt verargt, daß sie sich an den verhaßten Verfolger des Christenthums gewandt hatten; aber insonderheit, daß sie in ihrem Bitt= schreiben von einem abtrünnigen Christen sagten, die Gerechtigkeit vermöge allein etwas bey ihm; und dagegen vom Constantinus, weil er ihnen ihre Kirchen entzogen hatte, verächtlich spra= chen. Aus allem diesem zog insonderheit Augusti= nus, nach seiner bekannten Fertigkeit, mit unzähl= baren Wendungen zu streiten, so feindseelige Folgen, daß man die Donatisten desto mehr verabscheuete. Sogar die landesherrliche Macht wurde gemiß= braucht, dieses zu befördern. Denn im Jahr 400. gab der Kaiser Honorius eine Verordnung, (l. 37. C. Th. de Haeret.) daß zur öffentlichen Beschim= pfung der Donatisten, der günstige Befehl, den sie vom Julianus erhalten hatten, mit den dazu gehö= rigen Urkunden, nemlich ihrer Bittschrift, und der gerichtlichen Eintragung des Befehls, in den volk= reichsten Gegenden der Städte angeschlagen werden sollte, damit jedermann daraus die verzweifelnde und heuchlerische Treulosigkeit dieser Parthey, und zu= gleich das standhafte Vertrauen der Katholischen zu ihrer guten Sache, erkennen möchte. Allein, so viel man jetzt urtheilen kann, waren dieses fast lau= ter Fehlschüße gegen die Donatisten; oder doch un= gerechte Auslegungen ihres Betragens. Sobald sie glaubten, daß ihnen von den eifrigsten christlichen

 Kaisern,

J. n. C.G. 363 bis 430. Kaisern, (die doch ohnedieß mehrere christliche Religionspartheyen, und sogar bisweilen die Katholischen selbst, verfolgt hatten,) Unrecht wiederfahren wäre: so stand es ihnen, wie einem jeden andern Unterthanen frey, bey einem heydnischen Kaiser um Recht zu bitten. Der Lobspruch, den sie seiner Gerechtigkeitsliebe ertheilten, war in einem solchen Bittschreiben völlig an seinem Platze, und konnte nicht anders als höchst gewaltsam, auf sein Betragen gegen die christliche Religion überhaupt gedeutet werden. Es ist wahr, daß die Donatisten ehemals selbst, wie an einem andern Orte (Th. VI. S. 261.) erzählt worden ist, behauptet hatten, die Kaiser hätten kein Recht, sich in kirchliche Angelegenheiten zu mengen; sie hätten also, wie es scheint, auch den Julianus um keinen solchen Beistand anflehen sollen. Doch thaten sie hierinne nichts anders, als was man bey ähnlichen Gelegenheiten an den Katholischen wahrgenommen hatte. Auch diese sprachen öfters den Kaisern, und der weltlichen Obrigkeit überhaupt, das Befugniß ab, die Streitigkeiten der Kirche und der Geistlichkeit zu untersuchen, oder zu entscheiden; wandten sich aber in eben solchen Geschäften häufig genug an dieselben, wenn sie von ihnen vortheilhafte Aussprüche und Unterstützung erwarteten.

Julianus bewilligte also die Bitte der Donatisten. Sie eilten sich durch Hülfe der Obrigkeit in Afrika, den Besitz der ihnen wieder zugestandnen Kirchen und anderer Rechte zu verschaffen; allein es hat ganz das Ansehen, daß sie auf diesem Wege, zum wenigsten durch bloße Bekanntmachung der kaiserlichen Verordnung, nicht dazu gelangen konnten. Man muß davon auf eine so zweifelhafte Art reden, weil es nur einseitige Berichte der vorhergenannten Schriftsteller darüber giebt, welche nichts Bestimm-

tes von diesem Umstande sagen. Gleichwohl hat selbst Tillemont, der sich überall gegen die Donatisten erklärt, es angemerkt, (Mémoires, T. VI. p. 133. ed. de Paris,) daß sie durch die ordentliche Rechtshülfe ihre Absicht schwerlich erreicht haben würden, indem so viele Menschen, wie er schreibt, mit denen sie ehedem ihre Kirchen anfüllten, nunmehr mit den Katholischen in Gemeinschaft gestanden hätten, und es also billig gewesen sey, daß diesen auch die Kirchen verblieben. Genug, die Donatisten übten, wenn man dem Optatus (l. c. L. II. c. 17-19. 21-26. L. VI. c. 5. sq.) in allem glauben darf, den freylich Augustinus (l. c.) durch weit kürzere Nachrichten bestätigt, die abscheulichsten Gewaltthätigkeiten aus, um den kaiserlichen Befehl zu vollstrecken. Sie verjagten die katholischen Bischöfe aus ihren Gemeinen, und bemächtigten sich der Kirchen mit gewaffneter Hand. Ihre Bischöfe waren selbst dabey gegenwärtig; auf ihre Anordnung brach man in die verschloßenen Kirchen ein; Plünderungen, Schläge, Mordthaten von Erwachsenen und Kindern, folgten gleich darauf. Daß die Katholischen sich widersetzt haben mögen, als sie den Donatisten ihre Kirchen zurückgeben sollten, kann man aus der Nachricht des Optatus (L. II. c. 18.) schließen, es habe den letztern in Mauritanien eine Anzahl Gerichtsbedienten beygestanden, und der Statthalter sey selbst mit einer Schaar Soldaten (cum signis) gegenwärtig gewesen. Auch wirft er ihnen an einem andern Orte (L. VI. c. 5.) vor, daß sie, auf eine Gott mißfällige, von keinem Menschen zu entschuldigende Art, durch weltliche Gerichte und heydnische Gerichtsbediente, viele Katholischen genöthigt hätten, die Abschriften der Bibel herauszugeben, welche ehemals allen gemeinschaftlich zugehörten; daß sie ihnen auf gleiche Weise die kirchlichen Gefäße, Vorhänge, und andere Geräthschaften ab-

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. gezwungen hätten. Es ist offenbar, daß die Dona-
C. G. tisten dasjenige durch Zwangmittel zurückgefordert
363 haben, was sonst ihr Eigenthum gewesen war; und
bis
430. es wird zugleich wahrscheinlich, daß Soldaten oder Gerichtsdiener hierbey manche von den härtern Gewaltthätigkeiten begangen haben mögen, welche den Donatisten allein beygelegt wurden. So wenig man sie unterdeßen überhaupt tadeln kann, daß sie sich des erhaltenen gesetzlichen Rechts bedienten, und so augenscheinlich Optatus alles zu ihrem Nachtheil dreht, auch was einer Entschuldigung wohl fähig ist; so erzählt er doch vieles, was durch sie oder ihre Mitwürkung geschehen ist, zu umständlich, auch zu bald darnach, und in den Gegenden selbst, wo es vorfiel, wie anderwärts (Th. V. S. 274.) bemerkt worden ist, als daß man alle seine, wiewohl mit vieler Heftigkeit ausgeschüttete Nachrichten für verdächtig halten dürfte. Darunter sind auch noch diese, (l. c. et L. VI. c. 1. sq.) daß die Donatisten nicht nur viele katholische Bischöfe ihrer Aemter entsetzt, und diesen Gesalbten Gottes die Köpfe geschoren hätten, um sie unter die Büßenden zu stossen, deren Häupter mit Asche bestreuet wurden; sondern daß auch unzählige Katholische jedes Standes, Alters und Geschlechts von ihnen zur kirchlichen Büßung genöthigt worden wären; daß sie Altäre, Kelche und andere kirchliche Werkzeuge zerbrochen oder verkauft, gottgeweihte Jungfrauen zur Kirchenbuße oder zum Heyrathen gezwungen, oder von neuem geweiht, und noch schlimmere Schandthaten vollbracht hätten. Man sieht leicht, daß diese Parthey die Katholischen als eine unreine unrechtmässige kirchliche Gesellschaft behandelt habe, die weder wahre Lehrer, noch wahre Kirchen, Gottesdienste, und dergleichen mehr haben könne. Sie zogen daher auch viele Mitglieder derselben durch Kunstgriffe oder Gewalt zu der ihrigen. Es kann außerdem kaum

ge-

gezweifelt werden, daß die Circumcellionen, dieser J. n.
schlechtere fast rasende Theil der Donatisten unter C.G.
den Landleuten, vornemlich bey den Ausschweifun- 363
gen würksam gewesen sind, welche ihnen Schuld ge- bis
geben werden. Optatus würde übrigens weit mehr 430.
Glaubwürdigkeit verdienen, wenn er nicht fast ohne Aufhören polemisch deklamirte, und sogar Wunder beybrächte, die theils ein göttliches Gericht über die Feinde der Katholischen abgegeben, theils Gottes Theilnehmung an der Sache der letztern bewiesen hätten. Als die donatistischen Bischöfe, sagt er, (L. II. c. 19.) das zum Abendmahl geweihte Brodt, welches in einer katholischen Kirche angetroffen worden war, den Hunden hatten vorwerfen laßen, wurden diese wütend, und zerrißen ihre eigene Herren, die sie nicht mehr kannten, als Räuber des heiligen Leibes. Als aber eben dieselben eine Flasche mit heiligem Oele zum Fenster hinauswarfen, wurde sie von der Hand eines Engels gehalten, so daß sie selbst auf den Steinen nicht zerbrach.

Nach eben diesem Schriftsteller, (L. II. c. 17.) war Julianus bereits im Begriff, auf Betrieb oder Beschwerde der Donatisten, ein Gesetz zur Verfolgung der Katholischen nach Afrika zu schicken: oder hatte es wohl gar schon gethan, als er im Jahr 363. das Leben verlor. Unterdeßen, ob sie gleich nach seinem Tode, ihre Rachbegierde gegen die Katholischen, wegen der von ihnen ehemals ausgestandenen Bedrückungen, weniger befriedigen konnten; so behielt doch ihr Zustand in jenem Welttheil, der immer beinahe ihr einziger Sitz war, eine gewiße Festigkeit. Sie waren bis gegen das Ende des vierten Jahrhunderts daselbst, besonders in Numidien, so zahlreich, daß sie einige hundert Bischöfe hatten. Und dieses ist desto unerwarteter, da die Kaiser nunmehr wieder anfiengen, sie durch scharfe Gesetze ein-

J. n. C. G. 363 bis 430. nachher eine Menge von Kirchen, auch solche die sonst den Katholischen eigen waren. Noch finden sich einige andere Spuren unter der Regierung des Gratianus, wie dreist sie sich zu behaupten gewußt haben. Eine Anzahl zu Rom um das Jahr 378. versammleter Bischöfe beklagte sich bey ihm darüber, (in Epistola Concilii Rom. ad Gratianum et Valentin. p. XVII. sq. in Append. Cod. Theodos. per Jac. Sirmondum, T. VI. P. II. ed. Ritt.) daß, ohngeachtet seines Befehls, die kirchenräuberischen Wiedertäufer aus Afrika zu verjagen, dennoch von den Vertriebenen ein gewißer Claudianus zum Bischof geweiht, und zur Beunruhigung Roms, wo sich manche derselben hinbegaben, abgeschickt worden sey. Hier unterstehe er sich, alle ehemalige und jetzige Bischöfe Heyden zu nennen, weil sie nemlich keine gültige Taufe empfangen hätten. Zwar habe ihm der Kaiser andeuten laßen, nach Afrika zurückzukehren: er sey auch schon öfters wegen seines Ungehorsams gefangen gesetzt worden; gleichwohl halte er sich noch immer in der Hauptstadt auf, und gewinne durch Geld Anhänger unter den Armen, die er von neuem taufe. Der Kaiser befohl hierauf, (Rescript. Gratiani, p. XIX. l. c.) daß Claudianus hundert römische Meilen weit von Rom verwiesen werden sollte.

Um diese Zeit, zwischen den Jahren 370. und 380. hatten die Donatisten in Afrika unter mehrern geschickten Lehrern, einen der vorzüglichsten am Parmenianus. Ob er gleich ein Ausländer war; so wurde er doch nach dem Tode des großen Donatus, ihres Bischofs zu Carthago, der nicht lange vor dem Jahr 360. erfolgt zu seyn scheint, für würdig gehalten, zum Nachfolger deßelben bestellt zu werden. Er ward nebst andern Bischöfen seiner Parthey des Landes verwiesen; vom Julianus aber im Jahr 362. zurück berufen. Von dieser Zeit an,

ver-

verwaltete er sein Bißthum noch gegen dreyßig Jahre, J. n.
bis zum Jahr 392, und trug viel dazu bey, daß die C. G.
Donatisten zu einer solchen Ueberlegenheit in Afrika 363
gelangten. Unter andern schrieb er auch ein Buch bis
zu ihrer Vertheidigung, das er überall ausbreitete. 430.
Zuerst machte er darinne große Lobsprüche von der Taufe, und brachte verschiedene Sinnbilder derselben, wie die Sündfluth und die Beschneidung, bey, um zu zeigen, daß es nur Eine Taufe geben könne. Zweitens bewies er, daß es nur Eine Kirche gebe, und daß sich die Ketzer nicht in derselben befänden. Weiter griff er die Ueberlieferer der heiligen Schriften an; wandte sich darauf gegen die Stifter der vermeinten Einigkeit, den **Paulus** und **Makarius**, und handelte endlich von unerheblichern Gegenständen, wie vom Oele und Opfer des Sünders. Diesen Begriff macht **Optatus** von seinem Werke; (de Schism. Donatist. L. I. p. 5 - 7. ed. Pin.) und ihm ist man auch, so wie dem **Augustinus**, (contra epist. Parmen. Libr. III. p. 7. sq. T. IX. Opp.) die noch übrigen Nachrichten vom **Parmenianus** schuldig.

Optatus übernahm es bald darauf, wie schon bey der Anzeige der Quellen von der donatistischen Geschichte bemerkt worden ist, (Th. V. S. 274. fg.) dieses Werk zu widerlegen: und daraus entstand um das Jahr 370. oder etwas später, sein bisher so oft angeführtes Buch. Er wirft dem **Parmenianus** gleich anfänglich vor, daß er mehr für die katholische Kirche, als wider dieselbe, geschrieben habe; indem eben die Behauptungen von Einer Taufe und Einer Kirche, sich nur auf dieselbe schickten. Besonders tadelt er ihn vorläufig deswegen, daß er geschrieben hatte, **das sündliche Fleisch sey, indem es in das Waßer des Jordans getaucht wurde, von allem Unflat gereinigt worden.** (L. I. c. 8.) Daraus, sagt er, würde folgen: entweder daß das

J. n. C. G. 363 bis 430. XII. v. 13.) Es giebt daselbst zwo solche über den Gräbern der Apostel erbauete Kirchen. (memoriae.) Sagt, ob er in dieselben hat gehen können, und daselbst das Gebet verrichtet, oder das Abendmahl gefeyert hat? (Denn beides kann hier obtulit heißen.) Optatus verweilt sich noch lange bey diesem ersten Kennzeichen, ehe er zu den folgenden übergeht; diese sind aber auch zum Theil so dunkel, und so kurz abgefertigt, daß sie wenig Lehrreiches haben; wie zum Beispiel, der Engel, vermuthlich ein rechtmäßiger Bischof, der heilige Geist, die Quelle, und dergleichen mehr. Dagegen erhebt er die Vorzüge der katholischen Kirche, die Parmenianus übergangen habe, in schwülstigen Ausdrücken: „Die heiligen Glieder und Eingeweide derselben, welche ohne Zweifel in den Sakramenten und in den Nahmen der Dreyeinigkeit bestehen, mit welchen sich der Glaube der Gläubigen und ihr Bekenntniß verbindet, die durch die Bemühung der Engel zu Stande gebracht wird, (apud acta conficitur angelorum;) wo himmlische und geistliche Saamen untereinander gemischt werden, damit aus dem heiligen Keim eine neue Art von Wiedergebohrnen hervorgebracht werde.“ Man sieht, daß dieses eine Beschreibung der Taufe seyn soll, bey der man schon seit den Zeiten des Tertullianus (de baptismo, c. 5. 6.) den Engeln eine besondere Mitwürkung zuschrieb. Wiederum kömmt Optatus darauf zurück, daß die katholische Kirche ein Paradies, oder ein Garten Gottes seyn müße, der sich in alle vier Himmelsgegenden erstrecke; er wirft es auch den Donatisten als eine Lüge vor, wenn sie täglich das Opfer (des Gebets) darzubringen vorgäben, indem sie beym heiligen Abendmahl (in sacramentorum mysterio) zu Gott für Eine Kirche beteten, (offerre) da sie doch dieselbe selbst zertheilt und getrennt hätten. Auf die Beschuldigung des Parmenianus, daß die

Katholischen blutige Verfolgungen der Heiligen J. n.
angestellt hätten, und also unmöglich die wahre Kir- C.G.
che vorstellen könnten, giebt Optatus die Antwort, 363
daß niemals jemand vom katholischen Lehrstande bis
die Donatisten verfolgt habe; sondern daß diese 430.
vielmehr die Ruhe und Sicherheit der Kirche gestört hätten. Dieses veranlaßt ihn, die ausschweifenden Gewaltthätigkeiten derselben ausführlich zu beschreiben, auch ihren Ruhm, daß sie allein heilig wären, zu bestreiten. — Er setzt aber diese Vertheidigung noch im dritten Buche fort, wo er hauptsächlich zeigt, daß die Donatisten, wenn ja mit ihnen bisweilen hart verfahren worden sey, durch Errichtung unnöthiger Kirchen, ihre Wiedertaufe, aufrührische Handlungen, und dergleichen mehr, Ursache dazu gegeben hätten. Er will daher auch nicht zugeben, daß sie Märtyrer hätten. Aus dem Alten Testamente führt er Beyspiele von Lebensstrafen an, mit welchen die Uebertreter des göttlichen Gesetzes belegt worden wären. Zwar würden die Donatisten, schreibt er, darauf versetzen, daß Christus Petro befohlen habe, sein Schwerdt einzustecken; allein dieses gehe entweder nur auf die damalige Handlung des Apostels; oder man könne auch leugnen, daß Makarius das Schwerdt zu einer Verfolgung der Donatisten gezogen habe; es sey nur seine Absicht gewesen, sie zur kirchlichen Einigkeit zu nöthigen. Endlich dringt er auch darauf, daß alle härtere Schicksale derselben ihnen nach dem Willen Gottes widerfahren wären; der bereits eben solche beym Ezechiel, den falschen Propheten angekündigt habe.

Darauf begegnet Optatus im vierten Buche den Vorwürfen der Donatisten, daß die Katholischen Sünder wären, deren Opfer man nach Jes. C. LXVI. v. 3. fliehen müße, und vor deren Oel man sich nach Ps. CXL. v. 5. zu hüten habe. Er giebt ihnen

J. n. C. G. 363 bis 430

diese und andere grobe Beschuldigungen zurück. Unter andern beweiset er (c. VI. p. 75.) folgendergestalt, daß sie Diebe sind. „Es ist allgemein bekannt, daß kein gebohrner Mensch, wenn er gleich von christlichen Eltern abstammt, ohne einen unreinen Geist seyn könne, welcher vor der Taufe von ihm ausgetrieben werden muß. Das würkt nun der Exorcismus, durch welchen der böse Geist in wüste Oerter gejagt wird. So entsteht ein leeres Haus; es wird rein, und Gott zieht in das Herz des Gläubigen, als in seinen Tempel ein. Wenn ihr also einen Gläubigen von neuem tauft und beschwört, so sagt ihr zu Gott: **Verfluchter! geh heraus!** zur Erfüllung deßen, was beym Ezechiel (C. XI. v. 19.) steht: **Sie fluchten mir in meinem Volke.** Gott hört dieses, und verläßt eine solche Wohnung; der Christ war angefüllt in die Kirche gekommen, und geht als ein leeres Gefäß heraus. Der Teufel, der gleich einem Diebe, sich nur in eine Stelle einschleichen wollte, sieht nunmehr, daß ihm durch eure Hülfe das Ganze zugehöre. Und so hat Gott von euch gesagt: **Wenn du einen Dieb sahst, so liefst du mit ihm;** ingleichen, was in der Evangelischen Gleichnißrede von dem wiederkehrenden bösen Geiste, der noch sieben schlimmere Geister mit sich bringt, erzählt wird.“ — Das fünfte Buch ist ganz gegen die **Wiedertaufe** der **Donatisten** gerichtet. **Optatus** hält seinem Gegner vor, daß er selbst die Unrechtmäßigkeit derselben eingestehe, indem er nur Eine Sündfluth, und Eine Beschneidung, als Sinnbilder derselben angebe. Sodann behauptet er wider eben denselben, daß es bey der Taufe nicht auf die Beschaffenheit des Lehrers, der sie ertheilt, sondern auf den Glauben des Täuflings, und auf die Dreieinigkeit ankomme, in deren Nahmen getauft wird. Ob die Taufe wiederholt werden dürfe, fährt er fort, können weder wir noch ihr entscheiden; allein

das

das Evangelium lehrt solches hinlänglich: es ist das J. n.
Testament eines noch im Himmel lebenden Vaters, C. G.
der durch daßelbe Streitigkeiten zwischen den Brü- 363
dern nach seinem Tode zu verhüten suchte. Christus bis
sagt darinne ausdrücklich: **Wer einmahl gewa-** 430.
schen ist, der braucht nicht wieder gewaschen zu werden; denn er ist ganz rein. Die Sacramente sind an sich heilig; sie werden es nicht erst durch die Menschen: und Christus ertheilt selbst die Gnade durch die Taufe. Johannes der Täufer hatte viele getauft, ehe der Erlöser die Vorschrift zur Taufe gab, und anders als dieser; gleichwohl sind dieselben nicht wieder getauft worden. Allein seit dieser Vorschrift mußten freilich diejenigen, welche die Taufe nicht nach derselben empfangen hatten, sie von neuem bekommen. Es fällt also auch der Einwurf der Donatisten weg, den sie mit einem gemeinen Sprüchworte, ohne biblischen Grund, ausdrücken: „Wer nichts zu geben hat, wie kann derselbe etwas geben?" Denn Gott ist es allein, der hier giebt. — Der Inhalt des sechsten Buchs, in welchem die von den Donatisten an den Altären, Kirchen, heiligen Geräthschaften, und Gottgeweihten Jungfrauen der Katholischen begangenen Gewaltthätigkeiten erzählt werden, hat schon in der vorhergehenden Geschichte seinen Platz gefunden. — Endlich faßt das siebente Buch noch einige Ergänzungen in sich, welche Optatus seinem Werke beygefügt zu haben scheint. So erinnert er gegen die Donatisten, daß, wenn ja, wie sie vorgäben, die katholischen Bischöfe Nachkommen und Nachfolger von Traditoren, (oder Auslieferern heiliger Schriften an die Heyden,) wären, von denen ihre Vorfahren sich ehemals trennten, jene doch nicht den geringsten Antheil an diesem Verbrechen hätten; daß also die Ursache der Trennung längst weggefallen sey; daß in der Kirche Gottes bis zum Tage des

J. n. C. G. 363 bis 430

diese und andere grobe Beschuldigungen zurück. Unter andern beweiset er (c. VI. p. 75.) folgendergestalt, daß sie Diebe sind. „Es ist allgemein bekannt, daß kein gebohrner Mensch, wenn er gleich von christlichen Eltern abstammt, ohne einen unreinen Geist seyn könne, welcher vor der Taufe von ihm ausgetrieben werden muß. Das würkt nun der Exorcismus, durch welchen der böse Geist in wüste Oerter gejagt wird. So entsteht ein leeres Haus; es wird rein, und Gott zieht in das Herz des Gläubigen, als in seinen Tempel ein. Wenn ihr also einen Gläubigen von neuem tauft und beschwört, so sagt ihr zu Gott: Verfluchter! geh heraus! zur Erfüllung deßen, was beym Ezechiel (C. XI. v. 19.) steht: Sie fluchten mir in meinem Volke. Gott hört dieses, und verläßt eine solche Wohnung; der Christ war angefüllt in die Kirche gekommen, und geht als ein leeres Gefäß heraus. Der Teufel, der gleich einem Diebe, sich nur in eine Stelle einschleichen wollte, sieht nunmehr, daß ihm durch eure Hülfe das Ganze zugehöre. Und so hat Gott von euch gesagt: Wenn du einen Dieb sahst, so liefst du mit ihm; ingleichen, was in der Evangelischen Gleichnißrede von dem wiederkehrenden bösen Geiste, der noch sieben schlimmere Geister mit sich bringt, erzählt wird." — Das fünfte Buch ist ganz gegen die Wiedertaufe der Donatisten gerichtet. Optatus hält seinem Gegner vor, daß er selbst die Unrechtmäßigkeit derselben eingestehe, indem er nur Eine Sündfluth, und Eine Beschneidung, als Sinnbilder derselben angebe. Sodann behauptet er wider eben denselben, daß es bey der Taufe nicht auf die Beschaffenheit des Lehrers, der sie ertheilt, sondern auf den Glauben des Täuflings, und auf die Dreieinigkeit ankomme, in deren Nahmen getauft wird. Ob die Taufe wiederholt werden dürfe, fährt er fort, können weder wir noch ihr entscheiden; allein

das

das Evangelium lehrt solches hinlänglich: es ist das J. n.
Testament eines noch im Himmel lebenden Vaters, C. G.
der durch daßelbe Streitigkeiten zwischen den Brü- 363
dern nach seinem Tode zu verhüten suchte. Christus bis [illegible]
sagt darinne ausdrücklich: **Wer einmahl gewaschen ist, der braucht nicht wieder gewaschen zu werden; denn er ist ganz rein.** Die Sacramente sind an sich heilig; sie werden es nicht erst durch die Menschen: und Christus ertheilt selbst die Gnade durch die Taufe. Johannes der Täufer hatte viele getauft, ehe der Erlöser die Vorschrift zur Taufe gab, und anders als dieser; gleichwohl sind dieselben nicht wieder getauft worden. Allein seit dieser Vorschrift mußten freilich diejenigen, welche die Taufe nicht nach derselben empfangen hatten, sie von neuem bekommen. Es fällt also auch der Einwurf der Donatisten weg, den sie mit einem gemeinen Sprüchworte, ohne biblischen Grund, ausdrücken: „Wer nichts zu geben hat, wie kann derselbe etwas geben?" Denn Gott ist es allein, der hier giebt. — Der Inhalt des sechsten Buchs, in welchem die von den Donatisten an den Altären, Kirchen, heiligen Geräthschaften, und Gottgeweihten Jungfrauen der Katholischen begangenen Gewaltthätigkeiten erzählt werden, hat schon in der vorhergehenden Geschichte seinen Platz gefunden. — Endlich faßt das siebente Buch noch einige Ergänzungen in sich, welche Optatus seinem Werke beygefügt zu haben scheint. So erinnert er gegen die Donatisten, daß, wenn ja, wie sie vorgäben, die katholischen Bischöfe Nachkommen und Nachfolger von Traditoren, (oder Auslieferern heiliger Schriften an die Heyden,) wären, von denen ihre Vorfahren sich ehemals trennten, jene doch nicht den geringsten Antheil an diesem Verbrechen hätten; daß also die Ursache der Trennung längst weggefallen sey; daß in der Kirche Gottes bis zum Tage des

J. n. C.G. 363 bis 430. diese Parthey merklich zu schwächen, dazu trugen ihre eignen innern Streitigkeiten und Spaltungen nicht wenig bey. Der erste, der eine merkwürdige Zwistigkeit unter ihnen erregte, war um das Jahr 370. **Tychonius**, ein scharfsinniger und beredter Mann, wie ihn **Augustinus** selbst nennt, (contra Epist. Parmeniani, L. I. c. 1.) und dem nachmals **Gennadius** das Lob ertheilte, (de vir. illustr. c. 18.) daß er in der Religionswissenschaft wohl geübt, ein Kenner der Geschichte, auch mit der übrigen weltlichen Gelehrsamkeit, und mit kirchlichen Geschäften gut bekannt gewesen sey. Es ist noch ein Buch von ihm übrig; eine Anweisung zur Erklärung der heiligen Schrift, Regulae ad investigandam et inueniendam intelligentiam Scripturarum septem, in Biblioth. Patr. Max. Tom. VI. p. 49. sq. Er sagt selbst von den Regeln, die er darinne vorträgt, sie wären gleichsam Schlüßel und Lichter zu den Geheimnißen des Gesetzes, welche alles in demselben deutlich machten. **Augustinus** erinnert zwar hierbey, (de Doctrina Christiana, L. III. c. 30. T. III. Opp. p. 44. sq. ed. Antverp.) daß dieses viel zu allgemein gesprochen sey, indem es schwere Stellen genug in der heiligen Schrift gebe, die nach ganz andern Regeln erklärt werden müßten, als diese sieben wären. Allein er gesteht doch, daß es ein recht nützliches Buch sey, worinne sie enthalten waren, und giebt daher (c. 31. sq.) einen Auszug aus denselben mit beygefügten Anmerkungen, auch mit der Warnung, daß der Verfasser theils als Mensch geirrt, theils als ein **Donatistischer Ketzer** gesprochen habe.

Die erste dieser **hermeneutischen Regeln des Tychonius** ist **vom Herrn und seinem Körper** (de Domino et eius corpore) überschrieben. Nach derselben wird, (vorausgesetzt, daß in der heiligen Schrift zuweilen Haupt und Körper, oder **Christus** und

und die Kirche, unter Einer Person vorgestellt wer- J. n.
den,) gezeigt, wie man mit Gewißheit bestimmen C.G.
könne, was von dem einen oder von der andern ver- 363
standen werden müße, wenn wechselsweise der Ueber- bis
gang zu beiden ohne Veränderung der Person, ge- 430.
schieht. Zum Beispiel wird die Stelle Jesaiä C. LXI. v. 10. angeführt. — Bey der zweyten, vom zweyfach getheilten (bipartito) Körper des Herrn, erinnert Augustinus, daß dieser Ausdruck nicht ganz richtig sey; indem dasjenige kein wahrer Körper des Herrn sey, was bey ihm nicht in Ewigkeit bleibe; es hätte also heißen sollen: vom wahren und vermischten; oder vom wahren und verstellten Körper; ingleichen: von der vermischten Kirche. Sie erfordert, fährt er fort, einen wachsamen Leser, indem die heilige Schrift bisweilen zu andern redet, als zu welchen sie zu reden scheint; oder von ihnen, da sie doch von andern redet, als wenn beide einerley Körper hätten; und das wegen der Vermischung auf eine Zeitlang, und Gemeinschaft der Sacramente. So heißt es im Hohenliede, (C. I. v. 5.) Ich bin braun und schön, wie die Hütten Kedar, wie die Häute Salomons. Sie sagt nicht: Ich bin braun wie die Hütten Kedar, und schön wie die Häute Salomons; sondern sie sagt beides von sich, weil eine Zeitlang in Einem Netze gute und böse Fische verbunden sind. — Ueber die dritte Regel, von den Verheißungen und vom Gesetze, bemerkt Augustinus wiederum, daß sie auch vom Geist und Buchstaben, oder von der Gnade und vom Gebot, könnte genannt werden, und setzt hinzu, sie sey mehr eine große Frage, als eine Regel, durch welche man Fragen auflösen könnte. Tychonius hat dieselbe nach seiner Meinung, gut, aber nicht vollständig, bearbeitet. Denn er sagt, unsere Werke würden uns von Gott aus Verdienst des Glaubens gegeben; der Glaube

 aber

J. n. C.G. 363 bis 430. diese Parthey merklich zu schwächen, dazu trugen ihre eignen innern Streitigkeiten und Spaltungen nicht wenig bey. Der erste, der eine merkwürdige Zwistigkeit unter ihnen erregte, war um das Jahr 370. Tychonius, ein scharfsinniger und beredter Mann, wie ihn Augustinus selbst nennt, (contra Epist. Parmeniani, L. I. c. 1.) und dem nachmals Gennadius das Lob ertheilte, (de vir. illustr. c. 18.) daß er in der Religionswissenschaft wohl geübt, ein Kenner der Geschichte, auch mit der übrigen weltlichen Gelehrsamkeit, und mit kirchlichen Geschäften gut bekannt gewesen sey. Es ist noch ein Buch von ihm übrig; eine Anweisung zur Erklärung der heiligen Schrift, Regulae ad investigandam et inueniendam intelligentiam Scripturarum septem, in Biblioth. Patr. Max. Tom. VI. p. 49. sq. Er sagt selbst von den Regeln, die er darinne vorträgt, sie wären gleichsam Schlüßel und Lichter zu den Geheimnißen des Gesetzes, welche alles in demselben deutlich machten. Augustinus erinnert zwar hierbey, (de Doctrina Christiana, L. III. c. 30. T. III. Opp. p. 44. sq. ed. Antverp.) daß dieses viel zu allgemein gesprochen sey, indem es schwere Stellen genug in der heiligen Schrift gebe, die nach ganz andern Regeln erklärt werden müßten, als diese sieben wären. Allein er gesteht doch, daß es ein recht nützliches Buch sey, worinne sie enthalten waren, und giebt daher (c. 31. sq.) einen Auszug aus denselben mit beygefügten Anmerkungen, auch mit der Warnung, daß der Verfasser theils als Mensch geirrt, theils als ein Donatistischer Ketzer gesprochen habe.

Die erste dieser hermeneutischen Regeln des Tychonius ist vom Herrn und seinem Körper (de Domino et eius corpore) überschrieben. Nach derselben wird, (vorausgesetzt, daß in der heiligen Schrift zuweilen Haupt und Körper, oder Christus

Tage gesetzt; der andere aber nur die mittlern ganzen J. n.
Tage angezeigt hätte. Unter den rechtmäßigen (le- C.G.
gitimi) Zahlen der heiligen Schrift, begriff Tycho- 363
nius diejenigen, welche sie in einem höhern Verstan- bis
de gebrauche; wie die siebente, zehnte, zwölfte 430.
und andere mehr. Denn meistentheils würden sie statt einer ganzen Zeit angenommen. Siebenmal des Tages werde ich dich loben, heißt: Sein Lob wird stets in meinem Munde seyn. So können auch die siebzig Jahre des Jeremias (C. XXV. v. 11.) geistlich für die ganze Zeit gelten, da die Kirche unter den Fremden war; und daß die Zahlen nicht bloß auf Zeiten gehen, zeigt die Anzahl der Heiligen in der Offenbarung Johannis. (C. VII. v. 4.) — Nach der sechsten Regel, der nachholenden Ergänzung, (Recapitulatio) lernt man, daß einiges, was in der Bibel nach der Zeitfolge erzählt zu seyn scheint, gleichwohl noch auf die vorhergegangene Zeit gezogen werden müße. So holt Moses 1. B. C. II. v. 8. noch etwas nach, was er im Vorhergehenden vorbeigelaßen hatte. Bisweilen geschieht solches auf eine dunklere Weise, wie Luc. C. XVII. v. 29. wo es scheint, als wenn die ertheilten Vorschriften erst zu der Zeit der Offenbarung des Herrn beobachtet werden sollten; aber es wird die lezte Stunde gemeint, in welcher das Evangelium so lange verkündigt wird, bis die Offenbarung des Herrn erfolgt. — Endlich hat die siebente Regel die Ueberschrift: vom Teufel und seinem Körper. Denn auch der Teufel ist das Haupt von Gottlosen, welche gleichsam seinen Körper ausmachen, wie es die Kirche von Christo ist. Dieser Regel zu Folge, muß, wie bey der ersten, untersucht werden, was in solchen Stellen, wo die heilige Schrift nur von Einer Person redet, dem Haupte oder dem Körper zukomme. Es wird, zum Beyspiel, dasjenige was Jesaias, C. XIV. v. 12. unter dem Bilde des Ba-

J. n. C. G. 363 bis 430. aber sey dergestalt von uns, daß er uns nicht von Gott zukomme: welcher letztere Satz den Worten des Apostels, Ephes. C. VI. v. 23. widerspricht. — Seine vierte Regel nannte Tychonius von der Gattung und vom Geschlechte; wodurch er einen Theil und das Ganze verstand. Er wollte nemlich durch dieselbe lehren, wie man den oft wenig merklichen Ueberschritt der biblischen Schriftsteller von dem einen zum andern entdecken müße. So ist es leicht, die Stelle beym Ezechiel, C. XXXVI. v. 17. Das Haus Israel hat im Lande gewohnt, u. s. w. von jenem Israel nach dem Fleisch zu erklären, welches auch der Apostel, 1 Corinth. C. X. v. 18. angiebt. Wenn aber der Prophet nicht lange darauf (v. 23. fg.) schreibt: Ich werde meinen heiligen großen Nahmen heiligen, u. s. w. so findet der aufmerksame Leser, daß über die Gattung hinausgegangen, und das Geschlecht mit eingeschloßen werde. Denn es ist eine Weißagung vom neuen Testament, zu welchem nicht bloß jenes einzige Volk in seinen Ueberbleibsalen, sondern auch alle andern den Vätern verheissene Völker gehören, welche alle auch der in dieser Stelle versprochenen Taufe theilhaftig geworden sind. — Die fünfte Regel führt ihren Nahmen von den Zeiten. Tychonius behauptete, daß man durch dieselbe die in der heiligen Schrift verborgen liegende Größe der Zeit finden oder errathen könne; und dieses geschehe auf eine zweifache Art: entweder nach der Synekdoche; oder nach rechtmäßigen Zahlen. Von der erstern Art sey es ein Beispiel, wenn der eine Evangelist etwas nach acht Tagen, der andere aber nach sechsen geschehen läßt. (Luc. IX. v. 28. Matth. C. XVII. v. 1. Marc. C. IX. v. 1.) Beides könnte nicht wahr seyn, wenn nicht der erstere Schriftsteller den letzten Theil des Tages, an welchem Christus dieses verkündigt hatte, und den ersten Theil des Tags, an welchem es erfüllt wurde, für zween ganze

rechten auf der Erde entstehen sollte. (Ein Wider- J. n.
spruch gegen die vorhergehende Nachricht vom geistli- C.G.
chen Verstande, den er allein aufgesucht haben sollte. 363
Denn die Uebersetzung, welche einige Neuere geben, bis
er habe das tausendjährige Reich bestritten, 430.
kann wenigstens bey der gewöhnlichen Leseart des **Gennadius**: mille quoque annorum regni — — futuri suspicionem tulit, nicht bestehen.) Auch gab er keine zweifache Auferstehung der Todten, von Gerechten und von Ungerechten, zu; sondern nur eine einzige, in welcher alle Menschen, selbst die frühzeitig Gebohrnen und Mißgeburten auferstehen würden. Doch nahm er in folgendem Sinne zwo Auferstehungen an: die eine, indem die durch den Glauben gerechtfertigten, von ihrem Sündentode in der Taufe zum ewigen Leben erweckt werden; und die andere, die künftige allgemeine. Es giebt würklich noch eine Anzahl Predigten über die Offenbarung Johannis, welche ehemals von einigen dem **Tychonius** zugeschrieben worden sind. (Expositio in Apocalypsin B. Iohannis, in Appendice Tomi III. Opp. Augustini, p. 143. sq. ed. Antverp.) Man hat aber mit leichter Mühe gezeigt, daß sie aus spätern Zeiten, von einem Manne, der die Donatisten bestritt, herrühren; und daß sie nichts von demjenigen enthalten, was **Augustinus** und andere daraus anführen.

Tychonius griff den vornehmsten Grundsatz seiner Parthey an. Er erwachte, wie es **Augustinus** nach seiner Art erzählt, (contra Epist. Parmen. L. I. c. 1. sq. p. 7. Tom. IX. Opp.) durch so viele Stellen der heiligen Schrift erschüttert, und erkannte, daß die Kirche Gottes, nach der Vorhersagung der Propheten in der ganzen Welt ausgebreitet sey. Hierauf fieng er an, gegen die Donatisten selbst zu beweisen, daß kein Mensch, auch durch die gröbsten Verbrechen, diese göttlichen Verheißungen rückgän-

gig

J. n. C.G. 363 bis 430.

bylonischen Königs, von Einer Person schreibt, mit Recht vom Teufel verstanden, wie die Worte: **Wie ist er vom Himmel gefallen, der Morgenstern!** Allein was gleich hinzugefügt wird: **Er ist auf der Erde zertreten worden, der zu allen Völkern sendet,** schickt sich nicht ganz auf das Haupt, indem auf der Erde vielmehr sein Körper zertreten wird.

Spitzfindig genug, auch nicht ohne einige richtige Bemerkungen, waren diese Regeln des Tychonius freylich ausgedacht. Daß sie aber gerade die wichtigsten und nothwendigsten gewesen wären, die man als Hülfsmittel bey der biblischen Auslegung gebrauchen sollte; oder daß sie durchgehends gründlich und wohlgetroffen heißen könnten, läßt sich keinesweges sagen. Warum indeßen Augustinus, der ihrer leicht eine Menge von gleichem Schlage zu ersinnen wußte, sie aus den Händen eines Donatisten angenommen habe, wird dadurch begreiflich, weil dieser Donatist den Grundsätzen seiner Parthey nicht völlig treu verblieb und weil er bey der Erklärung der heiligen Schrift, eben wie Augustinus, ohne den eigentlichen Sprachgebrauch recht zu kennen und zu erörtern, sich durch Nachdenken und Vergleichung einige allgemeine und besondere Kunstgriffe bildete, um gewißen Schwierigkeiten auszuweichen, oder allegorische Deutungen desto sicherer zu stützen. Tychonius hatte, wie Gennadius berichtet, noch überdieß **Schriften über seine Zwistigkeiten mit den übrigen Donatisten,** und eine **Erklärung der Offenbarung Johannis** hinterlaßen. In diesem Buche nahm er gar keinen fleischlichen, sondern bloß einen geistlichen Verstand an. Er sagt darinne, **die Engel hätten ihren Standposten im Körper.** (angelicam stationem corpus esse.) Er kam auch in den Verdacht, daß er ein tausendjähriges Reich glaube, welches nach der Auferstehung der Gerech-

rechten auf der Erde entstehen sollte. (Ein Wider- J. n.
spruch gegen die vorhergehende Nachricht vom geistli- C.G.
chen Verstande, den er allein aufgesucht haben sollte. 363
Denn die Uebersetzung, welche einige Neuere geben, bis
er habe das tausendjährige Reich bestritten, 430.
kann wenigstens bey der gewöhnlichen Leseart des **Gennadius**: mille quoque annorum regni — — futuri suspicionem tulit, nicht bestehen.) Auch gab er keine zweifache Auferstehung der Todten, von Gerechten und von Ungerechten, zu; sondern nur eine einzige, in welcher alle Menschen, selbst die frühzeitig Gebohrnen und Mißgeburten auferstehen würden. Doch nahm er in folgendem Sinne zwo Auferstehungen an: die eine, indem die durch den Glauben gerechtfertigten, von ihrem Sündentode in der Taufe zum ewigen Leben erweckt werden; und die andere, die künftige allgemeine. Es giebt würklich noch eine Anzahl Predigten über die Offenbarung Johannis, welche ehemals von einigen dem **Tychonius** zugeschrieben worden sind. (Expositio in Apocalypsin B. Iohannis, in Appendice Tomi III. Opp. Augustini, p. 143. sq. ed. Antverp.) Man hat aber mit leichter Mühe gezeigt, daß sie aus spätern Zeiten, von einem Manne, der die Donatisten bestritt, herrühren; und daß sie nichts von demjenigen enthalten, was **Augustinus** und andere daraus anführen.

Tychonius griff den vornehmsten Grundsatz seiner Parthey an. Er erwachte, wie es **Augustinus** nach seiner Art erzählt, (contra Epist. Parmen. L. I. c. 1. sq. p. 7. Tom. IX. Opp.) durch so viele Stellen der heiligen Schrift erschüttert, und erkannte, daß die Kirche Gottes, nach der Vorhersagung der Propheten in der ganzen Welt ausgebreitet sey. Hierauf fieng er an, gegen die Donatisten selbst zu beweisen, daß kein Mensch, auch durch die gröbsten Verbrechen, diese göttlichen Verheißungen rückgän-

gig

J. n. gig machen könne; daß also die Gottlosigkeit einiger
C.G. Mitglieder der Kirche nicht im Stande sey, die Treue
363 Gottes in der Erfüllung jenes Versprechens zu zer-
bis
430. nichten. Indem er aber, fährt Augustinus fort, dieses nachdrücklich und ausführlich behauptete, auch die Gegner durch viele deutliche Stellen der Schrift zum Stillschweigen nöthigte; sah er nicht ein, was daraus folge, nemlich, daß die Christen in Afrika zu der durch die ganze Welt verbreiteten Gemeine gehörten; wenn sich gleich die Donatisten von ihrer Kirchengemeinschaft getrennt hätten. Augustinus lobt ihn auch in einem seiner Briefe (Ep. CCXLIX. p. 665. T. II. Opp.) daß er die Frage, wie man das Böse und die Ausschweifungen in der Kirche Gottes, die man nicht aufheben könne, ohne das Band der Einigkeit deswegen zu zerreißen, dulden müße? sehr wohl abgehandelt habe. Was er noch an einem andern Orte (Ep. XCIII. p. 188.) vom Tychonius meldet, scheint sogar anzuzeigen, daß derselbe mit der Wiedertaufe seiner Parthey nicht zufrieden gewesen sey. Denn er bringt aus demselben die Nachricht bey, die man auch anderwärts (Th. V. S. 291.) gelesen hat, daß zweyhundert und siebzig Donatistische Bischöfe, auf einer zu Carthago gehaltenen Versammlung, den Schluß gefaßt hätten, auch mit Traditoren, wenn sie nicht von neuem getauft werden wollten, die kirchliche Gemeinschaft zu unterhalten; und daß ihr Bischof Donatus in Absicht auf die Mauren eben dieses beobachtet habe, ob sie gleich die Tauffe nicht von neuem erhielten.

Man könnte sich verwundern, daß Tychonius bey einer solchen Denkungsart, ein Donatist geblieben ist. Verschiedene Neuere haben ihn daher einen Heuchler genannt, und Walch hat für nöthig gefunden, (Entwurf einer vollständigen Historie der Ketzereyen, Vierter Theil S. 260.) ihn gegen diesen Vor-

wurf

wurf zu vertheidigen. Er glaubt, man habe die Meinung deßelben nicht recht verstanden, mithin Folgerungen daraus gezogen, die er wohl nicht würde zugegeben haben. Es folge nicht, daß derjenige seine Kirche verlaßen müße, der ihr übertriebene Grundsätze zuschreibt. Noch weniger folge es, daß ein Donatist, wenn er glaubt, die Kirche Christi sey in der ganzen Welt zerstreuet, seine Gemeine von derselben ausgeschloßen, oder ihr alle Vorzüge vor den übrigen Christen in Afrika abgesprochen habe. Doch es scheint in der That, daß Tychonius weder mißverstanden, noch mit einigem Rechte für einen Heuchler gehalten worden ist. Da Katholische und Donatisten, welche seine Schriften vor Augen hatten, ihm einerley Meynung und einerley Folgen derselben beygelegt haben: so ist es wahrscheinlicher, daß er einen Friedensstifter zwischen beiden habe abgeben wollen. Er suchte sie dadurch einander zu nähern, daß er zeigte, es sey kein hinreichender Grund zur Trennung zwischen ihnen vorhanden. Allein er setzte doch eben dabey voraus, daß die katholische Kirche durch Sünder befleckt worden sey; und hatte also immer einiges Befugniß, in der reinern Donatistischen Gemeine zu beharren.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Parmenianus, dieser ihr angesehener Bischof, unternahm es, den Tychonius zu widerlegen. Wir haben den Brief nicht mehr, welchen er in dieser Absicht an ihn schrieb, und müßen uns an den Abschilderungen begnügen, die Augustinus davon gemacht hat. Da Parmenianus, schreibt er, (contra Epist. Parmen. L. I. c. 1.) und die übrigen Donatisten, die ihnen nachtheilige Folge aus der Behauptung des Tychonius sahen, wollten sie lieber der augenscheinlichsten Wahrheit, die er vertheidigte, die äußerste Hartnäckigkeit entgegen setzen, als sich durch Einräumung derselben von den afrikanischen Gemei-

nen

J. n. nen überwinden laßen, die der von ihm geretteten
C. G. Gemeinschaft der Einheit genoßen, von welcher sie
363 sich getrennt hatten. Parmenianus suchte ihn erstlich
bis
430. durch ein Schreiben gleichsam zu bessern; nachher aber meldete er, daß Tychonius durch eine ihrer Kirchenversammlungen verurtheilt worden sey. Augustinus beschuldigt den Parmenianus weiter, (l. c. c. 2.) daß er bey seinen vielen Vorwürfen gegen die katholische Kirche, ohne alle Beweise bloß sich allein geglaubt wißen wolle. Er widerlegt zwar seinen Gegner nicht, schreibt Augustinus an einem andern Orte; (Epist. XCIII. p. 188.) aber er drückt und erstickt ihn damit, daß er, ohngeachtet seiner Meinung, kein Mitglied der in der ganzen Welt ausgebreiteten Kirche werde durch die Sünden anderer Mitglieder derselben verunreinigt, doch der Parthey des Donatus zugethan bliebe.

Einiges von dem Inhalte dieses Schreibens des Parmenianus erfährt man noch aus der Schrift, die ihm Augustinus um das Jahr 400, also erst nach seinem Tode, auf Verlangen einiger Katholischen, entgegen setzte. (contra Epist. Parmeniani Libri tres, p. 7. sq. opp. T. IX.) Im ersten Buche derselben lehnt er die Beschuldigungen ab, welche der Donatistische Bischof gegen die Katholischen vorgebracht hatte; schiebt sie vielmehr auf die Parthey deßelben zurück, indem er den Ursprung der von ihr erregten Spaltung, und den Fortgang derselben erzählt; wirft ihr eine Abneigung vor freundschaftlichen Unterredungen, eigene Uneinigkeit, Gewaltthätigkeiten und andere schimpfliche Schritte vor; und behauptet das Recht der Fürsten, Ketzer oder Schismatiker zu bestrafen. Besonders dringt er auch darauf, daß die Kirche nicht ohne Vermischung von Guten und Bösen seyn könne. In den zwey lezten Büchern aber sucht er die Schriftstellen richtiger

tiger zu erklären, deren sich Parmenianus bedient J. n.
hatte, um die Trennung der Donatisten durch Grün- C. G.
de zu unterstützen. Das ist eine lange, gedehnte und 363
ermüdende Untersuchung, aus der man fast nichts bis
anders lernt, als dieses, daß Parmenianus eine 430.
Menge biblischer Stellen gemißbraucht habe, die von dem Mißfallen Gottes an Sündern, von der geforderten Reinigkeit der israelitischen Priester, von der verbotenen Theilnehmung an fremden Sünden, von der durch die Apostel anbefohlnen und beobachteten Strenge gegen Verbrecher in einer Gemeine und ähnlichen Gegenständen handeln; daß aber auch Augustinus wenig von der hier nöthigen Gabe besessen habe, in bündiger Kürze, nach gewissen allgemeinen Auslegungsregeln oder Classen, die angeführten Sprüche zusammen zu stellen und zu beantworten. Freylich war der katholische Bischof eben kein viel besserer Schriftausleger, als der Donatistische. Wenn also dieser letztere sich auf eine Stelle des Jeremias beruft, (C. II. 12.) um darzuthun, daß **diejenigen keine wahre Taufe haben, welche Gott verlaßen:** (L. II. c. 10.) so wirft ihm jener einen Schwall von Worten zurück, anstatt mit sehr wenigen zu beweisen, daß der Prophet gar nicht von der Taufe geredet habe. Unterdessen sind einige Stellen in diesem Werke merkwürdig; wenn es gleich unangenehme Mühe kostet, sie auszusuchen. So vertheidigt er (L. II. c. 11. p. 27.) die Würdigkeit und Fruchtbarkeit des Amts von einem bösen Religionslehrer, durch nicht übel angebrachte Stellen Pauli; mischt aber darunter eine aus dem Buche der Weisheit, (C. I. 5.) die eher gegen ihn gebraucht werden könnte. Indem er bald darauf (c. 12. p. 29.) bey einem Geständnisse stehen bleibt, das einigen Donatisten die Stärke der Wahrheit abgedrungen haben soll: **Derjenige, der sich von der Kirche entfernt, verliere zwar die Taufe nicht; aber das**

Recht

J. n. C. G. 363 bis 430. Recht sie zu ertheilen, verliere er, findet er darinne auf mancherley Art etwas Seichtes. Denn erstlich bemerkt er, daß man von diesem Satze keine Ursache angebe. Beides sey ein Sakrament, und beides werde dem Menschen durch eine gewisse Einweihung ertheilt: jenes, wenn er getauft, dieses, wenn er zum Lehrstande geweiht wird; und daher dürfe man in der katholischen Kirche keines wiederholen. Es ist leicht zu sehen, wie hier auch wider die Absicht des Augustinus, der Sacramentum in der weitläufigern Bedeutung seiner Zeiten nahm, das Sacrament der Priesterweihe (Sacramentum Ordinationis) für spätere Zeiten vorbereitet worden sey.

Ob die Meinungen des Tychonius, wider welche sich selbst eine Kirchenversammlung der Donatisten erklärte, unter ihnen eine Trennung verursacht habe, ist unbekannt und kaum wahrscheinlich. Aber an Partheien fehlte es denselben übrigens nicht. Augustinus hielt es für eine gerechte Strafe der Donatisten, daß sie, welche die Einigkeit der katholischen Kirche zerrissen hätten, in viele kleine Theile zerschnitten und zerstückelt zu Grunde giengen. (contra Epist. Parmen. L. I. c. 4.) Er versichert, vielleicht nicht ohne einige Vergrößerung, es gebe unter ihnen so viele überaus kleine Partheien, vornemlich in den Landschaften Mauritania Cäsariensis und Numidia, wo er selbst lebte, daß sie dieselben nicht alle anzeigen, noch er sie nennen könne. (Epist. XCIII. p. 181. 182. Tractat. X. in Evang. Iohan. p. 270. T. III. Opp.) Und eine jede derselben, die bisweilen aus wenigen Anhängern bestand, behauptete doch, daß sie allein die wahre Taufe besitze, welche nicht einmal in andern Donatistischen Partheien anzutreffen sey. (Augustin. de baptismo contra Donatistas, L. I. c. 6. p. 56. T. IX. Opp.) Wenn gleichwohl bey einer so

hoch

hoch getriebenen innern Uneinigkeit, die Donatisten noch bis gegen den Anfang des fünften Jahrhunderts, drey bis vierhundert Bischöfe gehabt, und gemeinschaftlich den Katholischen widerstanden haben: so muß der Abscheu gegen dieselben, worinne sie alle übereinkamen, und der allgemeine Grundsatz, der sie von denselben trennte, dabey hauptsächlich in Rechnung gebracht werden. J. n. C. G. 363 bis 430.

Eine der allerersten Donatistischen Partheien in diesem Zeitalter waren die Rogatisten. Ihren Nahmen hatten sie vom Rogatus, einem gebohrnen Mauren, der allem Ansehen nach Bischof zu Cartenna im Cäsarianischen Mauritanien gewesen ist. In dieser Gegend war es auch, wo sie ihren Sitz hatten. Zwischen den Jahren 362 und 370. scheinen sie entstanden zu seyn; um das Jahr 408. aber bestand ihre Gemeine noch aus zehn bis eilf Bischöfen. Nach dem Augustinus, dem wir diese und alle übrigen Nachrichten von ihnen schuldig sind, hatten sie eine glimpflichere Denkungsart, als die andern Donatisten (Epist. XCIII. p. 174. 178. 182. contra Ep. Parmen. L. I. c. 10. contra Litt. Petil. L. II. c. 83.) Allein er will dieses als keinen Vorzug von ihnen angesehen wissen. „Ihr scheint gelinder zu seyn, schreibt er, (Ep. XCIII. p. 178.) weil ihr mit den äußerst grausamen Heerden der Circumcellionen nicht wütet. Aber kein wildes Thier, das niemanden verwundet, wird deswegen sanft genannt, weil es keine Zähne und Klauen hat. Ihr sagt, daß ihr nicht wüten wollt; ich glaube, daß ihr es nicht könnt. Denn eure Anzahl ist so klein, daß ihr euch nicht untersteht, euch gegen feindliche Hauffen zu regen, wenn ihr gleich wolltet. Gesetzt aber, ihr wolltet auch nicht, was ihr nicht könnt; gesetzt, daß ihr die Lehre des Evangelium; **Wenn dir jemand deinen Rock nehmen, und im Gerichte mit dir**

J. n. C. G. 363 bis 430. streiten will, so überlaß ihm auch den Mantel! so verstündet, daß ihr glaubtet, euren Verfolgern weder mit Gegenbeleidigungen noch durch rechtliche Mittel widerstehen zu dürfen: so hat sie gewiß euer Stifter Rogatus nicht so verstanden, oder doch nicht beobachtet: er, der über gewiße eurer Angelegenheiten, wie ihr sagt, mit der heftigsten Beharrlichkeit einen gerichtlichen Handel geführt hat. Sollte man zu ihm sagen: Welcher Apostel hat jemals in einer Glaubenssache, das Seinige durch ein öffentliches Gericht vertheidigt: so würde er zwar von einer solchen Handlung kein Beispiel in der heiligen Schrift antreffen; aber eine schickliche Vertheidigung derselben würde er wohl finden, wenn er bey der wahren Kirche bliebe, und nicht unter ihrem Nahmen etwas unverschämt besäße."

Anstatt solcher persönlichen und gehäßigen Vorwürfe, welche die Streitschriften dieses Lehrers so oft füllen, möchte man lieber erfahren, worinne sich die Parthey des Rogatus von den übrigen Donatisten unterschieden habe. Denn daß es bloß mildere Gesinnungen gegen die Katholischen gewesen seyn sollten, kann man aus der angeführten Stelle noch nicht beweisen. In einer andern (l. c. p. 182.) meldet er, daß ein Bischof der Rogatisten, seiner Gemeine den Nahmen der Katholischen nicht wegen einer kirchlichen Gemeinschaft mit der ganzen Welt, sondern von der Beobachtung aller göttlichen Gesetze und Sakramente, beigelegt habe. Genug, die Donatisten selbst ließen diese Parthey grausame Bedrückungen ausstehen; wozu sie die Gelegenheit fanden, als der Maurische Fürst Firmus sich seit dem Jahr 372. gegen die Römer empörte, und sie befriegte. Mehr als dreyßig Jahre darauf billigten und beförderten auch die Katholischen eine harte und mannigfaltige Verfolgung gegen die Donatisten,

wodurch

wodurch die Rogatisten gleichfalls getroffen wur- J. n.
den. Vincentius, der um das Jahr 380. Nach- C.G.
folger des Rogatus im Bißthum geworden war, 363
bezeigte darüber dem Augustinus in einem Briefe bis
sein Befremden, daß ein so wenig christlicher Grund- 430.
satz von katholischen Lehrern angenommen würde. Augustinus antwortete ihm durch jenes berühmte und sehr lange Schreiben, (Epist. CXIII. p. 174-191.) worinne er die Ursachen angiebt, warum er seine ehemalige Meinung, die überhaupt den Gewaltthätigkeiten gegen Irrende und getrennte Christen nicht günstig war, geändert habe. Es ist aus demselben schon anderswo (Th. IX. S. 358-364) ein volständiger Auszug mitgetheilt worden. Zu wünschen wäre es, daß sich auch der Brief des Vincentius erhalten hätte, worinne er darauf drang, daß in Glaubenssachen keine Zwangsmittel angewandt werden dürften. Jetzt kann man nur wenig von dem Inhalte desselben aus seiner vermeinten Widerlegung sammeln; wie zum Beispiel, daß er behauptete, keinen Fall im neuen Testament bemerkt zu haben, wo von den Königen der Erde etwas für die Kirche, wider ihre Feinde gebeten worden wäre; daß er ausrief: **Welcher Apostel hat sich jemals in einer Glaubensangelegenheit fremder Sachen bemächtigt?** daß er besorgte, wenn Heyden und Juden von solchen kaiserlichen Gesetzen gegen Christen hörten, so möchten sie den Nahmen Gottes noch länger lästern; daß er (vermuthlich wider das gewöhnliche Rühmen der Katholischen von der Ausbreitung ihrer Kirche in der ganzen Welt,) es nur einen geringen Theil derselben nannte, in welchem das Christenthum bekannt werde; und daß er seine Meinung durch gleichstimmige Zeugniße des Cyprianus, Hilarius, und anderer katholischen Lehrer bestätigte.

Andere Partheyen der Donatisten, die auch beym Augustinus vorkommen, aber gleichsam nur

 im

J. n. im Vorbeygehen genannt, wie die Claudianisten
C. G. und Urbanenses, (contra Cresconium Donat. L.
363 IV. c. 9. p. 333. c. 60. p. 354. T. IX. Opp.) schei-
bis
430. nen sehr unbeträchtlich gewesen zu seyn; und man weiß nicht einmal die Ursachen ihrer Abweichung von den übrigen. Die berühmteste und ansehnlichste von allen hingegen machten die Maximianisten aus. Nachdem Parmenianus, Bischof der Donatisten zu Carthago, im Jahr 392. gestorben war, wurde Primianus zu seinem Nachfolger bestellt. Bey seiner Einweihung waren unter andern Bischöfen auch Felicianus zu Musti, und Prätextatus zu Aßur gegenwärtig. (Augustin. contra Ep. Parmen. L. III. c. 2. 3. contra Litt. Petil. L. I. c. 12.) Primianus zog sich nach und nach viele Vorwürfe zu. Er nahm, weil die Spaltungen unter den Donatisten ihnen so viel Verdruß machten, die Claudianisten und sogar manche Lasterhafte in die Kirchengemeinschaft auf; setzte an die Stelle noch lebender Bischöfe andere ein; ließ den Aeltesten Fortunatus in ein heimliches Gemach werfen, weil er Kranke getauft hatte; versagte einem andern Aeltesten die Kirchengemeinschaft, damit er ihn zwingen möchte, seinen Sohn zu enterben; und begieng noch mehrere Ausschweifungen. Alles dieses erzählt Augustinus seiner Gemeine, zwar aus den Verhandlungen einer Kirchenversammlung; aber doch in einer Predigt über den 36sten Psalm. (Serm. II. in Psalm. XXXVI. p. 209. Tom. IV. Opp.) Was ihn aber am meisten verhaßt machte, war sein Betragen gegen den Diakonus zu Carthago, Maximianus. Ihn, und drey andere Kirchendiener daselbst, den Rogatianus, Donatus und Salgamius, Männer, wie ihre Parthey behauptete, die eben so unschuldig als verdienstvoll waren, entschloß er sich, aus der Kirchengemeinschaft zu stoßen; suchte vergebens seinen Aeltesten die Einwilligung dazu abzubringen, und sprach endlich sein Urtheil gegen dieselben

selben ohne Kläger und Zeugen, da Maximianus sogar abwesend und krank war, aus. (Augustin. l. c. p. 208.) Eben dieser Schriftsteller läßt es unentschieden, ob Maximianus seinen Bischof durch Stolz, oder aber, nach dem Vorgeben seiner Anhänger, durch Gerechtigkeitsliebe, beleidigt habe. (Augustin. de gestis cum Emerito Donat. p. 428. T. IX. Opp.) Walch glaubt, daß man beide Ursachen als wahr annehmen könne: Neigung zur strengen Gerechtigkeit, weil er keine unwürdige Personen in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen wissen wollte; und Stolz, wofür wenigstens sein Bischof den Tadel seines Verfahrens ansah. (l. c. S. 263.) Allein es fehlt hier zu sehr an erläuternden Nachrichten, als daß man diese Erklärungen für ausgemacht annehmen könnte.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Maximianus bekam jedoch Anhänger genug; insonderheit unterstützte ihn eine gewisse Frauensperson, ohngefähr wie ehemals die Lucilla den Majorinus an gleichem Orte. (Augustin. Ep. XLIII. p. 75. sq. Th. V. S. 294. fg.) Die Aeltesten zu Carthago bemühten sich umsonst beym Primianus, daß er seine unrechten Handlungen verbeßern möchte. Sie bewürkten daher eine Versammlung von drey und vierzig Bischöfen, die in der gedachten Hauptstadt gehalten wurde. Weit gefehlt, daß Primianus in derselben auf ihre Einladung erschienen wäre, hetzte er vielmehr den Pöbel auf, daß er die Häuser seiner Gegner zerstörte; ließ die Kirchen mit Gerichtsdienern, die er von der Obrigkeit erlangt hatte, besetzen, damit die Bischöfe nicht hineingehen konnten; sie wurden von seinen Dienern mit Steinwerfen und Schlägen gemißhandelt, und der gewaltsamen Beschimpfungen, die sie von ihm ausstehen mußten, waren noch mehrere. Solchergestalt blieb ihnen nichts übrig, als den Primianus zu verurtheilen. Doch

J. n. C. G. 363 bis 430. thaten sie dieses nur vorläufig, um für die Ruhe der Kirche zu sorgen, und ließen ihm noch die Freyheit, sich vor einer zahlreichern Versammlung zu rechtfertigen. Aug: Serm. II. in Pf. XXXVI. p. 208-210. Id. contra Crefconium Donat. L. IV. c. 6. 7. 9. p. 331 fq. T. IX. Opp.)

Eine solche Synode von mehr als hundert Bischöfen wurde auch schon im Jahr 393. zu Cabarsusa, in der Landschaft Byzacene, angestellt. Da aber Primianus sich um dieselbe so wenig bekümmerte, als um die erstere: so entsetzte sie ihn seiner Würde, und schloß ihn von der Kirchengemeinschaft aus. Sie that dieses in Gegenwart des heiligen Geistes, und, wie ihre noch kräftigern Worte lauteten: Es hat uns und dem heiligen Geiste gefallen. Damit sich auch alle ihre Mitchristen in ganz Afrika darnach achten möchten, meldete sie ihnen alles dieses weitläufig: und eben ihr Synodalschreiben ist es, welches Augustinus seinen katholischen Zuhörern in einer seiner Predigten, mit den Unterschriften von drey und funfzig Bischöfen vorlesen ließ, weil es so sehr zur Beschämung der Donatisten gereichen sollte. Serm. II. in Pf. XXXVI. p. 207-211. contra Crefcon. l. c. et L. III. c. 13. 40. contra Epift. Parmen. L. I. c. 4.) Zugleich setzte die Versammlung den Maximianus zum Bischof von Carthago ein. So bildete sich die Parthey der Maximianisten vollkommen aus; sie gieng bald so weit, daß sie die vom Primianus getauften noch einmal taufte. Gewaltthätigkeiten übte sie zwar nicht aus, wie andere Donatisten; scheint aber auch zu schwach dazu gewesen zu seyn. (Auguftin. contra Crefcon. L. III. c. 13. 52. contra Litt. Petil. L. I. c. 10. 12. 58. contra Epift. Parmen. L. II. c. 3.)

Wenigstens zeigte sich ihre Schwäche darinne, daß sie nicht im Stande war, den Primianus sei-

nes bischöflichen Amtes würklich zu berauben. Er hatte nicht allein zu Carthago, sondern auch im übrigen Africa, unter den Donatisten die meisten Anhänger. Ohne sich also an die beyden Synoden zu kehren, die ihn verurtheilt hatten, wandte er sich an die Numidischen Bischöfe, um seine Sache von ihnen entscheiden zu laßen. Außer diesen, kamen noch Donatistische Bischöfe aus allen übrigen Afrikanischen Landschaften, der Proconsularischen, Tripolitanischen, Byzacena und Mauritanien, zu Bagai in Numidien, drey hundert und zehn an der Zahl, im April des Jahrs 394. zusammen, und nannten daher dieses ein allgemeines Concilium. (Augustin. contra Crescon. L. IV. c. 4.) Kein Maximianiste fand sich daselbst ein; oder scheint auch nur dahin eingeladen worden zu seyn. Mithin erreichte Primianus, der selbst unter den Bischöfen seine Stelle einnahm, nicht als Kläger auftrat, seine Absicht desto leichter. Die Kirchenversammlung bestätigte ihn in seiner Würde; setzte den Maximianus, nebst den zwölf Bischöfen, die ihn geweiht hatten, auch andere Geistlichen von Carthago, die dabey zugegen gewesen waren, ab, und schloß sie aus der Kirchengemeinschaft aus; den übrigen Anhängern des Maximianus aber setzte sie eine Frist bis zum 25sten December, binnen welcher diejenigen, die ihn verlassen würden, mit Beibehaltung ihrer Aemter und ihrer Ehre, wieder aufgenommen werden sollten; nach derselben hingegen sollte ihnen nur der Weg der öffentlichen Büßung offen stehen. Augustinus hat von diesen Schlüßen der Synode zu Bagai so lange Stellen in verschiedene seiner Schriften eingerückt; daß einige geglaubt haben, sie wären darinne ganz vorhanden. Noch wahrscheinlicher wird es durch die Ausdrücke deßelben, daß Emeritus, Bischof der Donatisten zu Cäsarea in Mauritanien, (ohngefähr wo das heutige Algier liegt,) Verfaßer derselben

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. gewesen sey. Die Einkleidung derselben, so schwül-
C. G. stig, gezwungen und mit Schimpfwörtern vermischt
363 sie auch gerathen ist, hatte doch den lauten Beifall
bis der versammelten Bischöfe erhalten; sie wollten gar
430. nicht einzeln ihre Stimmen geben, sondern nahmen diesen Aufsatz als den besten gemeinschaftlichen Ausdruck ihrer Gesinnungen an. (Augustin. Serm. II. in Ps. XXXVI. p. 211. sq. contra Epist. Parmen. L. II. c. 3. L. III. c. 4. contra Litt. Petil. L. I. c. 10. contra Cresconium, L. III. c. 52. sq. L. IV. c. 2. 6. 7. 10. de gestis cum Emerito Donat. p. 429. sq. T. IX. Opp.)

Der Erfolg dieser Schlüße stimmte einigermaaßen mit der Erwartung ihrer Urheber überein. Nicht wenige Bischöfe der Maximianisten giengen zu der Parthey des Primianus über: und dieser herrschende Theil der Donatisten taufte diejenigen nicht noch einmal, welche von jenen, während daß sie von ihnen getrennt waren, die Taufe empfangen hatten. Eine Handlungsart, durch welche die Donatisten ihrem Grundsatze von der Ungültigkeit der Taufe außer ihrer Kirchengemeinschaft, selbst widersprachen. (Augustin. contra Epist. Parm. L. I. c. 4. contra Crescon. L. IV. c. 30.) Allein die Spaltung erhielt sich gleichwohl noch: daher schritten sie zu gewaltthätigen Mitteln wider dieselbe. Maximianus, die Hauptperson in derselben, hatte nicht wenig zu leiden: man zerstörte ihm seine Kirche zu Carthago, und er verlor auch sein Haus daselbst; ohne jedoch sich mit seinen Gegnern zu vereinigen. Seine Anhänger wurden durch Beistand der Statthalter und anderer Obrigkeiten, aus ihren Kirchen vertrieben; man drang ihnen andere Bischöfe auf: und nur selten behaupteten sich die Bischöfe der Maximianisten, indem sie Gewalt mit Gewalt abwehrten. Die Donatisten bedienten sich sogar, um diese Parthey zu stürzen, derjenigen

Gesetze)

Gesetze, die wider die Ketzer, und wider sie selbst ge- J. n.
geben worden waren. Zuweilen klagten sie unter C.G.
dem Nahmen von Katholischen, den sie sich gaben, 363
bey heydnischen Statthaltern, und hatten desto eher bis
gewonnen Spiel, weil diese, nicht genau bekannt mit 430.
dem Unterschiede zwischen Katholischen und Donatisten, schon genug zu wißen glaubten, wenn sie hörten, daß die Maximianisten durch den Spruch einer Versammlung von mehr als dreyhundert Bischöfen verurtheilt worden wären. (Augustin. contra Litt. Petil. L. I. c. 18. L. II. c. 58. contra Epist. Parm. L. I. c. 11. contra Crescon. L. III. c. 59. L. IV. c. 46. 47. de gestis cum Emerito, p. 429. Enarratio in Psalm. LVII. p. 411. T. IV. Opp. Epist. XLIV. p. 78. sq. T. II.) Daß die Donatisten dennoch manche Maximianisten wieder tauften, hat Augustinus ihnen vorzuwerfen nicht vergeßen. (contra Ep. Parm. L. III. c. 4. contra Litt. Petil. L. I. c. 16.)

Am härtesten behandelten sie diejenigen Bischöfe, welche den Maximianus geweiht hatten. Unter diesen wurde Salvius, Bischof von Membresa, durch ein gerichtliches Urtheil des Proconsul seines Bißthums beraubt. Da ihm seine Gemeine sehr zugethan war: so wurden die Einwohner einer benachbarten Stadt aufgeboten, um diesen Ausspruch zu vollstrecken. Er widerstand zwar mit den seinigen; ward aber endlich überwältigt, mit Schlägen und andern höchst empfindlichen Beschimpfungen gemißhandelt. (Augustin. contra Epist. Parmen. L. III. c. 6. contra Cresconium, L. III. c. 59. L. IV. c. 3. 4. 48-50.) Prätextatus und Felicianus, die, wie man oben gesehen hat, zu eben denselben Bischöfen gehörten, wurden durch die Donatisten mehrmals vor den Richterstuhl des Statthalters gefordert, und sollten nach der wiederholten Verordnung deßelben, aus ihren Bißthümern gestoßen werden;

J. n. C.G. 363 bis 430. behaupteten sich aber darinne durch Hülfe ihrer Gemeinen. Doch zuletzt traten sie, weil diese mit zu vieler Gefahr bedroht wurden, nebst denselben wieder in die kirchliche Gemeinschaft des großen Donatistischen Haufens; wobey weder sie einer Büßung, noch die von ihnen getauften, einer abermaligen Taufe unterworfen wurden. (Augustin. contra Crescon. L. III. c. 56. 60. L. IV. c. 3. 4. contra Ep. Parmen. L. II. c. 13. de gestis cum Emerito, p. 429. Epist. CVIII. p. 236.) Es war hauptsächlich der berüchtigte Donatistische Bischof **Optatus** von **Tamugada** in Numidien, der den **Maximianisten** furchtbar wurde. **Augustinus** nennt ihn, zum Unterschiede von andern Bischöfen gleiches Nahmens, den **Gildonianischen Optatus**. Denn er stand mit dem **Gildo**, diesem heydnischen Feldherrn der Römer in Africa, der sich im Jahr 397. des Landes bemächtigte, aber schon im folgenden das Leben verlor, in der vertraulichsten Verbindung, und ließ sich ordentlich von Soldaten deßelben begleiten. Durch diese Unterstützung wurde es ihm leicht, jede Art von Ungerechtigkeit und Unterdrückung, besonders zur Befriedigung seiner Raubbegierde, auszuüben; so daß er zehn Jahre nach einander, vom Jahr 388. an, der allgemeine Abscheu von Africa, und allen dortigen Religionspartheyen ward. Die Donatisten selbst leugneten seine Ausschweifungen nicht, warfen vielmehr die Schuld der gewaltthätigsten Maaßregeln wider die **Maximianisten**, auf ihn, und ehrten ihn übrigens als ihren mächtigsten Lehrer. Der Fall des **Gildo** war auch der seinige; er starb im Gefängniße, oder wurde darinne hingerichtet. (Augustin. contra Epist. Parmen. L. II. c. 2. 4. 9. 52. contra Litt. Petiliani, L. I. c. 13. 24. L. II. c. 23. 83. 92. sq. contra Crescon. L. III. c. 13. 60. L. IV. c. 24. 46.

Ohngeachtet dieser Bedrückungen, welche die **Maximianisten** von den **Donatisten** ausstanden,

pflanzte

pflanzte sich doch diese Parthey noch eine Zeitlang im fünften Jahrhunderte fort. Einige Neuere, vorzüglich Tillemont, der die Geschichte derselben sehr umständlich erörtert hat, (Mémoires, Tome VI. p. 160-177.) bleiben auch bey den großen Vortheilen stehen, welche die katholische Kirche aus dieser Donatistischen Spaltung gezogen habe. Der eben gedachte Schriftsteller bemerkt hierüber, (p. 177. sq.) daß Gott durch diese Spaltung die in Africa herrschende Parthey der Donatisten habe zu Grunde richten wollen: nicht, als wenn sie durch die Maximianisten eine merkliche Verminderung erlitten hätten; sondern, weil ihnen Gott in dieser Trennung gleichsam einen Spiegel von allen ihren Fehlern und Verbrechen, ein Gemählde vorgelegt habe, worinne das Schändliche ihrer Spaltung von neuem ins Andenken gebracht wurde. Denn sie hätten bey dieser Gelegenheit auf die auffallendste Art alles selbst begangen, was sie den Katholischen vorwarfen, und nach ihren Grundsätzen für sehr tadelhaft hielten: die kirchliche Gemeinschaft mit Leuten von sehr fehlerhafter Aufführung unterhalten, die Gültigkeit derjenigen Taufe anerkannt, welche außerhalb der wahren Kirche ertheilt wird, der weltlichen Obrigkeit ein Recht in Kirchensachen eingeräumt, Verfolgungen in Religions-Angelegenheiten vorgenommen, und dagegen das Ansehen der Kirchenversammlungen verachtet. Allein schon Walch (l. c. S. 267. fg.) hat hierbey richtig erinnert, daß diese angegebenen Vortheile mehr in der Anwendung bestanden haben, welche Augustinus und andere katholischen Lehrer, von jenem Betragen der Donatisten wider dieselben machten, als in unmittelbaren nützlichen Folgen für die katholische Kirche. Allerdings hat Augustinus, und beinahe bis zum Eckel der Leser, in seinen Streitschriften, Briefen und selbst Predigten, alles was zwischen den Donatisten und Maximianisten vorgefal-

J. n. C. G. 363 bis 430.

gefallen ist, gegen die erstern genützt, um sie daraus zu überzeugen, wie sehr sie Unrecht hätten; oft ganz treffend, und immer mit einer siegreichen Miene. Eben so hat er auch ihre Verträglichkeit gegen den Gildonischen Optatus zu gebrauchen gewußt. Zugegeben unterdeßen, woran man hin und wieder zweifeln könnte, daß er, welcher hier der einzige Zeuge ist, alles ohne Vergrößerung oder unbillige Wendungen vorgestellt haben sollte; so scheint er sich doch bisweilen die Ueberzeugung der Donatisten zu leicht eingebildet zu haben; oder zieht Folgen aus ihren Handlungen, deren er sich rühmlicher enthalten hätte. Von dieser letztern Gattung ist dasjenige, was er zur Begünstigung gewaltsamer Maaßregeln in Religionssachen, aus dem ähnlichen Verfahren dieser Parthey hernimmt. Tillemont beruft sich zwar auf den immer häufigern Uebergang der Donatisten zur katholischen Kirche, den man von der Zeit der Maximianistischen Spaltung an, und zugleich von ihrem Einfluße auf die Gemüther, wozu die katholischen Bischöfe viele Anleitung gegeben hätten, herrechnen könne. Man muß jedoch zugleich auf andere weit kräftigere Ursachen, welche dieses bewürken halfen, und welche er selbst nicht verkannt hat, dabey Rücksicht nehmen.

Unter denselben steht der eben seit dem Ursprunge der oftgenannten Spaltung, auf so mancherley Art, in Verbindung mit andern angesehenen Männern, und so lange Jahre hindurch, thätige Eifer des Augustinus, oben an. Als er im Jahr 391. Presbyter zu Hippo Regius in Numidien, vier Jahre darauf Bischof neben dem noch lebenden Valerius, und nach deßen Tode im Jahr 396. einziger Vorsteher dieser Gemeine geworden war, fand er die Donatisten daselbst weit zahlreicher als die Katholischen; und ihr Bischof Faustinus war nicht lange

vorher mächtig genug gewesen, um verbieten, auch zum Theil verhindern zu können, daß für die dortigen Katholischen kein Brodt gebacken würde. (Augustin. contra Litt. Petil. L.II. c. 83.) Augustinus, der es als seine vorzügliche Ehre schätzte, Ketzer und Schismatiker zu demüthigen, gab sich daher, seit dem Antritte seines Lehramts, alle Mühe, dieser väterländischen Parthey Abbruch zu thun. Er predigte fleißig wider dieselbe, gab zu gleichem Endzwecke Unterricht in den Häusern, war aufmerksam auf alle Schritte der Donatisten, auf jede Blöße, welche sie gaben, und zog nach und nach mehrere derselben zu seiner Gemeine, schrieb an ihre Bischöfe und andere ihrer Vornehmen, ermahnte sie die Wahrheit genau zu untersuchen, forderte sie auch wohl mündlich zu einer Unterredung auf, und ergriff häuffig wider sie die Feder in besondern Schriften. Man sieht aus einigen Beyspielen seiner Predigten und Briefe, daß er sich ziemlich liebreich und einladend darüber ausgedrückt, auch den Schein vermieden habe, als wenn er Gewalt anwenden, oder Bewegungen des Pöbels gegen sie stiften wollte. Die Donatisten hingegen wichen seinen Anträgen zu Gesprächen möglichst aus: er konnte nur sehr selten dazu gelangen, und sie waren ohne Erfolg. Zu Vorwänden dieses Betragens führten sie seine Beredsamkeit und schlaue Disputirkunst an; und freylich bewundert man noch jetzt an ihm den ungemeinen Zufluß an Worten, nebst der Behendigkeit, mit welcher er sich auf viele Seiten zu drehen weiß, ohne immer die gerechteste Sache zu vertheidigen. Erbittert über den Verlust, den sie durch ihn litten, weil sein Ruhm und Beifall bis unter die ihrigen drang, nannten ihn die Donatisten einen Verführer und Betrüger der Seelen, einen Wolf, den man zur Beschützung seiner Heerde tödten müße, für welche That Gott alle Sünden vergeben werde. Es braucht wiederum hier kaum

J. n. C. G. 363 bis 430.

erin-

J. n. C.G. 363 bis 430.

erinnert zu werden, daß, wenn an diesen Nachrichten alles eine so einseitige Gestalt im Lobe und im Tadel hat, auch nur der eine Theil darinne spreche. (Possidii vita Augustini, c. 7. 9. 10. 12. in Append. T. X. Opp. p. 176. sqq. Epist. XXIII. p. 23. sq. Epist. XXXIII. p. 47. sq. Ep. XXXIV. p. 49. sq. Ep. XLIII. p. 76. Ep. XLIV. p. 76. contra Litt. Petil. L. III. c. 16. contra Crescon. L. I. c. 1. 13. Sermo XLVI. de Pastorib. p. 169. sq. Tom. V. Opp.)

Um auch die niedrigsten und unwißendsten im Volke faßlich zu belehren, was es mit der Sache der Donatisten für eine Bewandniß habe, brachte er im Jahr 393. ihre Geschichte und die vornehmsten Gründe wider sie in einen Gesang, mit welchem der neunte Theil seiner Werke nach der Benediktiner Ausgabe, worinne lauter Schriften wider diese Parthey enthalten sind, eröfnet wird. (Psalmus contra partem Donati, p. 1-6.) Dieser Gesang ist alphabetisch, (abecedarius) indem jede Strophe deßelben mit einem neuen Buchstaben nach der Folge des Alphabets anfängt, um leichter behalten werden zu können; am Ende derselben aber wird immer die Zeile wiederholt: Alle die ihr euch des Friedens freuet, richtet auch nur recht! Eines eigentlichen Sylbenmaaßes wollte er sich, wie er selbst schreibt, (Retractatt. L. I. c. 20.) darinne nicht bedienen, damit er nicht dadurch genöthigt würde, manche für den großen Haufen unverständliche Worte zu gebrauchen. Es ist in der That ein zu den Begriffen des Pöbels nicht übel herabgestimmtes Lied, hin und wieder ein wahrer Bänkelgesang, durch welchen der Verfaßer Friede und Einigkeit einzuflößen sucht, indem er keiner von beiden Partheien allein, aber doch den Katholischen das allermeiste Recht giebt. „Hat Makarius, so läßt er einmal singen, das Maaß überschritten, welches im Gesetze Christi vorgeschrieben

„ben ist: so richtete er sich nach dem kaiserlichen Ge- J. n.
„setze, und stritt für die Einheit. Ich sage nicht, C.G.
„daß die eurigen schlimmer sind. Denn wer hat es 363
„ihnen befohlen, in Africa so sehr zu wüten? Sie bis
„können nicht beweisen, daß Christus oder der Kai- 430.
„ser solches verordnet habe: Prügel, und Feuer an-
„legen, und eine Wuth ohne Gesetz! Weil geschrie-
„ben steht: Stecke dein Schwerdt ein! so glau-
„ben sie, im Prügel sey kein Verbrechen. Nicht da-
„mit der Mensch sterbe; sondern daß er nur brav zer-
„schlagen werde, und nachher sterbe, gequält durch
„lange Entkräftung. Doch wenn sie sich seiner erbar-
„men, so schlagen sie ihn mit einem Prügel todt."
Ob nun ein so armseliges gereimtes Volkslied die Ab-
sicht des Augustinus befördert, oder nicht vielmehr
die Gemüther gegen einander stärker verbittert habe?
ob es überhaupt eine seines Verstandes würdige Ar-
beit gewesen sey? ist nicht schwer zu entscheiden.

Gleich darauf schrieb er eine Widerlegung eines Briefs des schon verstorbenen großen Donatus, worinne dieser hatte beweisen wollen, daß die wahre Taufe Christi nur bey seiner Parthey zu suchen sey. Diese Schrift ist zwar verloren gegangen; sie verdient aber wegen einer Erklärung bemerkt zu werden, die er in seinen spätern Jahren über eine Stelle derselben gethan hat. „Ich habe darinne, sagt er, (Retractatt. L. I. c. 21.) von dem Apostel Petrus behauptet, daß die Kirche auf ihn, als auf den Felsen gegründet worden sey; welchen Verstand auch so viele annehmen, welche die bekannten Verse des seeligen Ambrosius singen. Ich weiß aber, daß ich nachmals diese Stelle sehr oft so ausgelegt habe, daß man Christum selbst, den Petrus bekannt hat, unter dem Felsen verstehen müße; als wenn Petrus, von diesem Felsen genannt, die Person der Kirche vorbildete, welche auf diesen Felsen erbauet

„wird

J. n. „wird, und die Schlüßel des Himmelreichs erhalten
C.G. „hat. Denn es ist nicht zu ihm gesagt worden; Du
363 „bist der Felsen; sondern: Du bist Petrus. Der
bis
430. „Fels aber war Christus; und da ihn Simon so „bekannte, wie ihn die ganze Kirche bekennt, ist er „davon Petrus genannt worden. Nun mag der Leser die wahrscheinlichste von diesen beiden Meinungen „nungen wählen." Es kann hinzugesetzt werden, daß der Verfaßer in dem vorhergedachten alphabetischen Liede (p. 5.) den streitigen Felsen von der Kirche erklärt hat.

Indem sich Augustinus mit solchen Streitschriften beschäftigte, wurde im Jahr 393. eine allgemeine Kirchenversammlung aus den katholischen Gemeinen aller Provinzen in Africa, unter dem Vorsitze des Bischofs von Carthago, Aurelius, zu Hippo gehalten, welche ihn in diesem Eifer sehr wohl bestärken konnte. Sie gab Gesetze über die gesammte Africanische Kirchenverfaßung; richtete aber auch ihre Aufmerksamkeit auf die Donatisten. So berühmt sie unterdeßen geworden ist; so fehlt es doch an genauern Nachrichten von derselben, und selbst an einem zuverläßigen Verzeichniße ihrer Schlüße. Eine kleine Anzeige davon findet man in der alten Sammlung Afrikanischer Kirchengesetze, (Cod. Canon. Ecclef. Afric. p. 882. T. I. Act. Concil. Harduini.) In eben dieser Sammlung stehen auch verschiedene Gesetze, die jener Synode zugehören mögen; besonders aber ist ein Auszug derselben, weil sie hin und wieder aus Unwißenheit nicht mehr beobachtet wurden, von der Kirchenversammlung zu Carthago im Jahr 397. veranstaltet worden, der sich mit den Schlüßen der letztern erhalten hat, denen auch noch ein Stück aus den Versammlungen der Synode von Hippo beigefügt ist. (Statuta Concilii Hippon. brevita, etc. p. 969. sq. l. c.) Sie sind über=

überdieß fast gänzlich in die Canones der Carthagi- J. n.
nensischen Synode selbst eingerückt worden. l. c. C. G.
p. 961. sq.) Nächstdem werden sie in spätern Africa- 363
nischen Synoden oder Sammlungen, wie unter bis
andern in der vom Fulgentius Ferrandus im sechs- 430.
ten Jahrhunderte besorgten, angeführt. Allein dieses alles hebt die Ungewißheit und Verwirrung derselben nicht völlig auf, weil sie in diesen verschiedenen Stellen und Auszügen merklich von einander abgehen, vielleicht auch mehrere Synoden zu Hippo vermischt worden sind. Daher sind so viele Untersuchungen darüber angestellt worden, worunter die von Tillemont (Mémoires, Tome XIII. St. Augustin. p. 176. sq. Note XVII. sur St. Augustin. p. 967. sq. ed. de Paris,) und von den Ballerini (ad Noris. Hist. Donatist. p. 419. sq. ingleichen in Mansii Collect. Concilior. T. III. p. 909. sq.) herrührenden vorzüglich genannt zu werden verdienen; mit welchen man noch Fuchsens gute Erläuterungen (Biblioth. der Kirchenversamml. Th. III. S. 59. fg.) vergleichen kann.

Nach diesen Erörterungen ist allem Ansehen nach folgendes auf der Synode zu Hippo beschloßen worden; so weit sich ihre Schlüße von den Carthaginensischen unterscheiden laßen; welches nicht immer leicht ist. Zuerst bestätigte sie das Nicäische Glaubensbekenntniß, und traf einige besondere Einrichtungen für die Afrikanischen Gemeinen und Bischöfe. Sodann verordnete sie, daß die Vorleser sich des öffentlichen Grußes, mit welchem die Bischöfe die Gemeinen anzureden pflegten, (etwa mit den Worten: Der Herr sey mit euch!) nicht bedienen sollten. — Keine andere sollten zu Geistlichen geweiht werden, als solche, die von ihrer Kindheit an in der heiligen Schrift unterrichtet worden sind. — Bey der Einweihung der Bischöfe und anderer Geistlichen,

J. n. C.G. 363 bis 430.

sollten ihnen vorher die Gesetze der Kirchenversammlungen zur Beobachtung eingeprägt werden. — Selbst in der hochfeyerlichen Osterzeit, sollte den Katechumenen nur das gewöhnliche Sacrament des Salzes gereicht werden, weil sie, da die Gläubigen in diesen (acht) Tagen das Sacrament nicht verändern, daßelbe auch nicht ändern dürfen. Dieser Canon hat zwar einige Dunkelheit; ist aber doch von dem Bischof Aubepine oder Albaspinäus (Obſervatt. L. II. p. 280. ed. Helmſt.) dergestalt erklärt worden, daß man damit zufrieden seyn kann. Den Katechumenen wurde während ihres Standes, von den freywilligen Gaben, (oblationes) welche die Gläubigen darbrachten, öfters Milch, Honig und Salz gegeben. Man nannte alles dieses, so wie so vieles andere, das zum kirchlichen oder gottesdienstlichen Gebrauche gewidmet und gesegnet war, Sacramente. Auch ist die sinnbildliche, auf Taufe, heiliges Abendmahl und Christenthum überhaupt vorbereitende Bedeutung, in welcher die Katichumenen dieses empfiengen, bekannt. Da nun die Gläubigen in der Zeit der Osterfeyer, (wenigstens vom zweyten Tage an, wie man aus dem 23sten Canon schließen möchte,) weder Milch noch Honig darbrachten: so sollte man den Katechumenen nur von dem gewöhnlichen gesegneten Salze geben. — Den Leichnamen der Verstorbenen sollte das heilige Abendmahl nicht gegeben werden; eben so wenig sollte man Todte taufen. — Alle Jahre soll eine Kirchenversammlung von Abgeordneten aller africanischen Landschaften gehalten werden. — Einen Bischof soll man vor dem Primas seiner Provinz verklagen, und wenn er vor diesem nicht zur bestimmten Frist erscheint, die Gemeinschaft mit ihm aufheben. — Stellt er sich nicht einmal vor der allgemeinen jährlichen Synode: so verurtheilt er sich dadurch selbst, und weder die Bischöfe noch seine

Gemeine, sollen Gemeinschaft mit ihm unterhalten. J. n.
— Wenn ein **Presbyter verklagt** wird, so soll C.G.
sein Bischof noch fünf andere, und wenn solches 363
einen Diakonus trifft, noch zwey Bischöfe zur bis
Entscheidung der Sache wählen; bey den geringern 430.
Geistlichen aber kann er allein entscheiden. — Wenn irgend ein **verklagter Geistlicher**, mit Verlaßung des **kirchlichen Gerichts**, lieber vor einem **weltlichen** sich vertheidigen will: so soll er, wenn er gleich seine Sache gewinnt, doch seine Stelle verlieren, dafern sie ein Verbrechen betrifft; ist es aber eine bürgerliche Klage, so soll er dasjenige einbüßen, was er gewonnen hat. Denn derjenige, welcher sich in der Kirche überall seine Richter wählen kann, hält sich selbst der brüderlichen Gemeinschaft unwürdig, wenn er von der ganzen Kirche schlecht denkt, und bey weltlichen Gerichten Hülfe sucht; welches der Apostel selbst verboten hat. — Wird an **höhere geistliche Richter appellirt**: so soll dieses den geringern, wenn gleich ihr Urtheil geändert wird, nicht nachtheilig seyn; sie müßten denn grober Vergehen dabey überführt werden. Haben hingegen beide Partheien einerley geistliche Richter gewählt: so kann von denselben nicht weiter appellirt werden. — Die **Söhne der Bischöfe** und anderer Geistlichen, sollen weder **Schauspiele** geben, noch ihnen zusehen, weil solches auch den Laien verboten ist. — Auch sollen sich die **Kinder der Geistlichen** weder mit **Heyden** noch mit **Ketzern** oder **Schismatikern** verheyrathen. — Die Bischöfe und übrigen Geistlichen sollen ihre Söhne nicht eher aus der väterlichen Gewalt entlaßen, als wenn sie wegen ihrer Vergehungen völlig zur Verantwortung gezogen werden können. — Es wird weiter den Bischöfen und andern Geistlichen verboten, keinem, der **nicht ein Rechtgläubiger** ist, wäre es auch ein Anverwandter, etwas von ihrem Vermögen zu schenken oder

J. n. zu vermachen. — Bischöfe und andere Geistli-
C.G. chen sollen nicht pachten, noch fremde Angelegenhei-
363 ten besorgen, und sich überhaupt keine Einkünfte zum
bis Nachtheil ihrer Amtsverwaltungen erwerben. —
430. Eben dieselben sollen keine fremde Weibsperso-
nen in ihren Wohnungen haben; wobey nur wenige dringende Ausnahmen gemacht werden. — Kein Bischof, Aeltester oder Kirchendiener soll geweiht werden, wenn er nicht alle seine Hausgenossen zu Rechtgläubigen gemacht hat. — Die Vorleser sollen ihr Amt bis zur Volljährigkeit verwalten; alsdann aber entweder heyrathen, oder Enthaltsamkeit angeloben. — Fremde Geistliche sollen ohne Einwilligung ihres Bischofs, nicht in einer Gemeine behalten, oder zum Dienste angestellt werden. — Es soll niemand zu einem geistlichen Amte geweiht werden, wenn er nicht durch die Prüfung des Bischofs, oder durch das Zeugniß des Volks, dazu tüchtig befunden worden ist. — Im Gebet soll niemand den Vater statt des Sohns, oder den Sohn statt des Vaters nennen. Beym Altar soll es allemal an den Vater gerichtet werden. Wer sich neue Gebete abschreibt, soll dieselben, ehe er sie gebraucht, verständigen Brüdern vorlegen. — Kein Geistlicher soll im geringsten mehr nehmen, als er jemandem geborgt hat. — Bey den Sakramenten des Leibes und Blutes des Herrn, soll nichts mehr dargebracht werden, als was der Herr selbst vorgeschrieben hat, nemlich Brodt und mit Waßer vermischter Wein. Die Erstlinge aber, oder Milch und Honig, welche an dem einen feyerlichsten Tage (des Osterfestes) für die Taufe der Kinder (pro infantium mysterio) gewöhnlich auf den Altar gelegt werden, sollen ihre besondere Einsegnung haben, damit sie von dem Sakramente des Blutes und Leibes des Herrn unterschieden werden. Von den Erstlingen soll man nur

Wein-

Weintrauben und Getraide darbringen. — Geist- J. n.
liche oder Enthaltsame sollen zu Wittwen oder C.G.
Jungfrauen nicht ohne Befehl oder Erlaubniß der 363
Bischöfe und Aeltesten gehen, und auch alsdenn nicht bis
allein. Ja selbst Bischöfe und Aeltesten sollen die- 430.
selben nicht allein besuchen. — Der Bischof des ersten Stuhls (Primas) in einer Provinz soll nicht das Oberhaupt der Priester, oder der Hohepriester, sondern nur der Bischof des ersten Stuhls genannt werden. — Nur auf Reisen soll es den Geistlichen erlaubt seyn, zum Eßen und Trinken in Wirthshäuser zu gehen. — Die Bischöfe sollen nicht über das Meer reisen, ohne Vergünstigung und Empfehlungsschreiben des Primas ihrer Provinz; und die Synode will deswegen auch an die Bischöfe jenseits des Meeres schreiben. — Die Sakramente des Altars sollen nur von Nüchternen genoßen werden, ausgenommen einmal im Jahre an dem Tage, da die Stiftung des Abendmahls gefeyert wird. Sollte aber um einiger willen, welche nachmittags gestorben sind, es mögen Bischöfe, oder andere Geistliche und Personen seyn, Gottesdienst (commendatio) gehalten werden: so soll er bloß im Gebete bestehen, wenn die daran Theilnehmenden schon gespeiset haben. (Die alte Gewohnheit, bey den Gräbern oder am Gedächtnißtage der Märtyrer das heilige Abendmahl zu begehen, und durch daßelbe, mit Gebet für sie und die noch lebenden Christen der Gemeinen verbunden, gleichsam die Gemeinschaft mit ihnen noch fortzusetzen, war nach und nach auf andere fromme Verstorbene ausgedähnt worden. Man kann sie zwar schwerlich ganz vom Aberglauben frey sprechen; aber daß Tillemont hier, (Mémoires, T. XIII. p. 181.) wie so gern bey jeder andern Gelegenheit, an statt des heiligen Abendmahls ein eigentliches Opfer für die Seelen der Todten unterschiebt, (offrir le Sacrifice) und, an

J. n. C. G. 363 bis 430 statt, daß jenes noch von allen anwesenden Gläubigen genoßen, nur das Gebet zum Vortheil der verstorbenen Mitbrüder ausgelegt wurde, an Meßopfer und Seelenmeßen denken läßt, ist seiner übrigen historischen Treue nicht gemäß.) — Das nächste Gesetz verbietet den Bischöfen und andern Geistlichen, Mahlzeiten in der Kirche zu halten; es müßte denn zur Erquickung der Durchreisenden geschehen. Auch soll man den übrigen Christen dergleichen Mahlzeiten möglichst abgewöhnen. — Den Büßenden sollen die Bischöfe, nach der Verschiedenheit ihrer Sünden, die Zeit der Büßung bestimmen. — Die Aeltesten sollen ohne Vorwißen des Bischofs keinen Büßenden völlig wieder in die Kirchengemeinschaft aufnehmen; ausgenommen in Abwesenheit deßelben, oder in dringender Noth. (Vermuthlich, wenn der Büßende dem Tode nahe war.) Einem Büßenden, der ein öffentliches und der ganzen Gemeine bekanntgewordenes Verbrechen begangen hat, sollen bey seiner Wiederaufnahme die Hände an der Absis, (oder an demjenigen Orte in der Kirche, wo das Heiligthum oder der Chor seinen Anfang nahm, wo ihn also jedermann sehen konnte,) die Hände aufgelegt werden. — Verlieren heilige Jungfrauen ihre Eltern, von welchen sie gehütet worden waren: so sollen der Bischof oder die Aeltesten dafür sorgen, daß sie ernsthaften Frauenspersonen empfolen werden, mit ihnen gemeinschaftlich und unter Aufsicht leben, damit sie nicht zur Beschimpfung der Kirche herumziehen. — Können Kranke nicht mehr selbst reden: so dürfen sie doch getauft werden, wenn ihre Angehörigen, auf ihre eigene Gefahr, die Gesinnungen derselben bezeugt haben. Eben dieses soll von den Büßenden gelten. — Schauspielern soll, wenn sie sich zu Gott bekehren, oder zurückkehren, die Aufnahme in die Kirchengemeinschaft nicht versagt werden. — Kein Aeltester

tester soll, ohne den Bischof befragt zu haben, eine J. n.
Jungfrau weihen; und gar niemals heiliges Oel C.G.
verfertigen. — Die Geistlichen sollen sich in einer 363
fremden Stadt nicht lange aufhalten; es müßten bis
denn der Bischof und die Aeltesten daselbst die gerech- 430.
ten Ursachen dieser Verweilung kennen. — Nun folgt im 36sten Canon der Synode von Hippo, oder im 47sten der dritten Carthaginensischen, das berühmte Verzeichniß der Bücher der heiligen Schrift, das bereits an einem andern Orte (Chr. KGesch. Th. IX. S. 12. fg.) mitgetheilt worden ist. Es wird hinzugesetzt, das man darüber die Gemeinen jenseits des Meeres, (das heißt, entweder die vornehmsten abendländischen überhaupt, oder die von Rom und Meiland,) zu Rathe ziehen sollte, damit dieses Verzeichniß von ihnen bestätigt werde. In spätern Sammlungen wird dieses so ausgedrückt, vermuthlich als Zusatz einer folgenden Synode: man sollte den Bonifacius und andere Bischöfe jener Gegenden davon benachrichtigen. Auch wird erlaubt, die Leidensgeschichten der Märtyrer an ihren Gedächtnißfesten vorzulesen. — Endlich wird im 37sten Canon gesagt, daß man zwar auf den vorhergehenden Kirchenversammlungen beschloßen habe, es sollte kein Donatistischer Geistlicher in seiner Würde, sondern nur als ein Laie, in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden; und dieses sollte auch ferner beobachtet werden. Weil aber der Mangel an Geistlichen in Africa so groß sey, daß manche Gegenden gar keine hätten: so sollten diejenigen ausgenommen werden, welche nicht selbst wiedergetauft haben, oder mit ihren ganzen Gemeinen zu den Katholischen übergegangen sind. Denn (so fahren die Bischöfe fort,) es stehet geschrieben: „Wo zween Christen miteinander eins werden, da sollen sie alles erlangen, was sie bitten." Mithin darf man nicht zweifeln, daß, wenn die ärgerliche Trennung der

J. n. ganzen Kirche aufgehoben, und die Einigkeit wieder
C.G. hergestellt worden ist, dasjenige, was sie nach dem
363 Beispiele ihrer Vorfahren bey der Wiedertaufe verse-
bis
430. hen haben, werde vernichtet werden. Doch soll diese Angelegenheit nicht eher bestätigt werden, bis man die Kirche jenseits des Meeres befragt hat.

Obgleich nur dieser letzte Canon der Kirchenversammlung von Hippo ausdrücklich auf die Donatisten gerichtet ist; so merkt man es doch auch andern an, besonders wo der Rechtgläubigen gedacht wird, daß sie auf eben dieselben zielen. Uebrigens blieben die Schlüße dieser Synode in einem großen Ansehen. Man hat eben gelesen, daß sie auf der dritten allgemeinen Kirchenversammlung zu Carthago im Jahr 397. nicht nur in einen Auszug gebracht, sondern auch von derselben völlig unter die ihrigen aufgenommen worden sind. Was sie noch hinzufügte, war von keiner besondern Erheblichkeit. So verbot sie die Versetzung eines Bischofs aus seiner Gemeine in eine andere; bestimmte die Zahl von drey Bischöfen, welche bey der Weihung eines Bischofs gegenwärtig seyn sollten: untersagte den Bischöfen, Geistliche eines andern Bischofs zu behalten; anderer ihrer Verordnungen nicht zu gedenken. (Acta Concil. T. I. p. 959. sq. ed. Harduin.)

Gewöhnlich ließ man sonst auf diese Synode von Carthago gleich eine andere folgen, die eben daselbst im Jahr 398. von zweyhundert und vierzig Bischöfen gehalten worden seyn sollte, und die man daher die vierte Carthaginensische genannt hat. Unter diesem Nahmen, auch mit den Ueberschriften: Statuta Ecclesiae antiqua, Statuta Orientalium, und dergleichen mehr, sind noch hundert und vier Canones vorhanden, die ihr zugeschrieben werden. (Acta Concilior. T. I. p. 975. sq. ed. Harduin.) Allein ob

sie

sie gleich in der sogenannten Isidorischen Samm- J. n
lung des siebenten Jahrhunderts von Kirchengesetzen C. G
befindlich sind; so kennt sie doch keine ältere Samm- 363
lung solcher Verordnungen, auch keine andere Kir- bis
chenversammlung seit dem fünften Jahrhunderte. 43
Ihre Ueberschriften, ihr Inhalt, der mit denselben nicht immer übereinstimmt, auch bisweilen durch mehrere Verordnungen gedähnt und einerley ist, sogar sich auf die jüngern Pelagianischen Streitigkeiten bezieht, ihre große Anzahl selbst, und andere Umstände, setzen sie in weit spätere Zeiten herab, und machen es wahrscheinlich, daß eine Privatperson dieselben aus den Schlüßen verschiedener Kirchenversammlungen, zum Gebrauche angehender Geistlichen zusammengetragen habe. Daß viele Römischkatholische Gelehrte sie gleichwohl als ächt vertheidigt haben, wie unter andern auch Tillemont, (l. c. p. 321.) scheint wohl davon hauptsächlich herzurühren, weil die allermeisten dieser Schlüße nachmals in das allgemeine Gesetzbuch ihrer Kirche eingerückt worden sind, und man also das Ansehen der dadurch eingeführten Gebräuche und anderer Einrichtungen, auch von Seiten ihres Alters nicht hat fallen laßen wollen. So ist gleich dem ersten Canon, welcher sehr ausführlich vorschreibt, wie die Sitten und die Rechtgläubigkeit eines zum Bischof zu weihenden Geistlichen zu prüfen sey, ingleichen vielen folgenden über die Einweihungscärimonien aller Gattungen von Geistlichen, und andächtigen Frauenspersonen, über die Rechte, Pflichten und Verhältniße der Geistlichen gegeneinander, (wobey dreymahl befohlen wird, daß jeder Geistlicher sich durch seiner Hände Arbeit Nahrung und Unterhalt verschaffen soll,) über die Büßenden, und andern mehr, dieser Vorzug wiederfahren. Wenn gleich, wie jene Vertheidiger erinnert haben, eine große Anzahl dieser Verordnungen sich in das Zeitalter des Augustinus schickt; so giebt doch dieses

J. n. noch lange keinen Bestimmungsgrund für die Zeit
C.G. und die Gegend der Abfaßung des Ganzen ab. Rich-
363 tiger haben sie die Brüder Ballerini (in Leonis M.
bis Opp. Tom. III. p. 88. sq.) Mansi, (Collect. Concil.
430. T. VII. p. 893. sq.) Hr. Prof. Spittler (in der Geschichte des kanonischen Rechts, S. 115.) und Fuchs (in der Bibliothek der Kirchenversammlung Th. III. S. 458. fg.) beurtheilt.

Um diese Zeit hatte Augustinus einige Unterredungen mit Donatisten, die etwas für die Wiederaussöhnung beider getrennten Gemeinen versprachen: keine mehr, als diejenige, welche er im Jahr 397. mit dem Donatistischen Bischof zu Tubursicum, Fortunius, hielt, als er daselbst durchreiste. Weil es ein betagter Mann war: so besuchte ihn Augustinus selbst: ihr Gespräch dauerte etliche Stunden; allein es wohnte demselben eine solche Menge Volks, mit so vielem Geräusche, bey, daß man dem Verlangen des letztern, alles was gesagt wurde, aufzuschreiben, nicht willfahren konnte. Fortunius wollte anfänglich behaupten, daß seine Parthey mit der in der ganzen Welt ausgebreiteten Kirche in Gemeinschaft stehe; mußte aber dieses gar bald fahren laßen. Nachher drang er vornemlich darauf, daß die Verfolgungen, welche die Donatisten ausgestanden hätten, zum Beweise dienten, sie wären wahre Christen. Augustinus antwortete darauf, sie wären nicht wegen einer gerechten Sache, sondern weil sie eine unnöthige Störung des Kirchenfriedens erregt hätten, verfolgt worden. Und da jener darauf bestand, nicht der Verfolger, sondern nur der Verfolgte könne gerecht heißen: so zeigte Augustinus, daß gar wohl beide ungerecht seyn könnten. Er setzte hinzu, daß, wenn gleich die Donatisten unverdiente Bedrückungen gelitten haben sollten, dieses doch keine hinlängliche Ursache gewesen wäre, sich von der

katho-

katholischen Kirche zu trennen. Denn der Herr J. n.
habe selbst gelehrt, daß die Bösen von den Unschul- C.G.
digen geduldet werden müßten, indem er seinem Ver- 363
räther, wie den übrigen Aposteln, den Friedenskuß bis
und sein Abendmahl ertheilt habe. Dieser Grund 430.
rührte die meisten Anwesenden, und Fortunius suchte vergebens die Ausflucht hervor, daß eine solche Gemeinschaft den Aposteln vor dem Leiden Christi nicht geschadet habe, weil sie noch nicht die Taufe Christi, sondern nur Johannis, gehabt hätten. Zuletzt sagte er, es stünde den Donatisten noch eine Verfolgung von den Katholischen bevor; er wolle sehen, wie sich Augustinus dabey betragen würde. Darauf versetzte dieser, wenn solches ja erfolgen sollte, so müßten böse Menschen daran schuld seyn; und dennoch dürfe man sich nicht von der Gemeine scheiden, in der sie sich befänden. Die gegenwärtigen Donatisten lobten noch den verstorbenen Bischof von Carthago, Genethlius, sehr, daß er ein wider sie gegebenes Gesetz nicht habe vollstrecken laßen. Aber wenn er nun, fragte Augustinus, euch in die Hände gefallen wäre: so würdet ihr ihn doch wiedergetauft haben? Hier gestand zwar Fortunius, daß dieses, nach ihrer Einrichtung, alle diejenigen zu erwarten hätten, welche zu ihrer Gemeine träten; ließ aber sein Mißfallen darüber nicht undeutlich merken; so wie er auch andere Handlungen seiner Partheyen beseufzete. Alles dieses schrieb Augustinus an Donatisten selbst, und rühmte ihren Bischof, als den friedfertigsten, den er unter ihnen angetroffen hätte; wünschte auch neue Unterredungen mit ihnen, wozu derselbe Hoffnung gemacht hatte. Epist. XLIV. p. 76. sq. T. II. Opp.)

Dieser Weg der freundschaftlichen Unterhandlung von wenigen gemäßigten Lehrern beider Partheien, die nicht zusammen kamen, einander Vor-

J. n. C.G. 363 bis 430. würfe zu machen: sondern sie zu mildern oder wegzuräumen, scheint freylich ein treffenderes Mittel gewesen zu seyn, als eine Kirchenversammlung, auf der sich die Katholischen das Ansehen der allein rechtgläubigen und gesetzgebenden Gemeine beilegten. Unterdeßen mögen auch von der andern Seite immer noch zum Theil wenigstens alte Ausschweifungen wiederholt worden seyn, welche die Erbitterung unterhielten. Man kann dieses aus einem Gesetze des Kaisers Honorius vom Jahr 398. schließen; (l. 31. C. Th. de Episc. Eccles. et Cleric.) worinne er verordnet, daß, wenn jemand in die katholischen Kirchen gewaltsam einbrechen, den Geistlichen oder dem Orte selbst Schaden zufügen und den Gottesdienst stören würde, er am Leben gestraft; daß nicht bloß Gerichtsbedienten, sondern auch Soldaten wider die einbrechende Menge gebraucht, und nicht erst auf die Klage des Bischofs gewartet werden sollte, weil ihm die Heiligkeit des Orts bloß den Ruhm der Vergebung übrig gelaßen habe. Da am Ende des Gesetzes hinzugefügt wird, der Befehlshaber der Kriegsvölker in Africa sollte dafür sorgen, daß dergleichen Leute nicht ungestraft davon kämen: so führt dieses sehr natürlich auf die Gewaltthätigkeiten der Circumcellionen.

Augustinus fuhr also desto mehr fort, die Donatisten schriftlich zu bestreiten, weil es ihm gar nicht an dazu reizenden Gelegenheiten fehlte. Eine solche gab ihm um das Jahr 400. einer ihrer vornehmsten Bischöfe, Petilianus. Dieser war lange Zeit ein Mitglied der katholischen Kirche, wenn gleich nur Katechumenus, gewesen, und hatte sich als Sachwalter so berühmt gemacht, daß er sich, nach dem Augustinus, (contra Litt. Petil. III. c. 16.) einerley Nahmen mit dem heiligen Geiste, nemlich Paракletus, welches eben auch einen Sachwalter

oder

oder Fürsprecher bedeutet, zugeeignet haben soll: J. n.
eine Beschuldigung, die freylich unter der Feder sei- C.G.
nes Gegners eine schlimmere Gestalt annahm, als er 363
verdient haben mag. Petilianus wurde, da er bis
noch ein ungetaufter Lehrling war, von den Dona- 430.
tisten genöthigt, ihr Bischof zu werden. Als sie zu Cirtha, oder, wie diese Stadt auch hieß, Constantina, der Hauptstadt von Numidien, die Oberhand hatten, ergriffen sie ihn; er versteckte sich zwar, wurde aber von ihnen hervorgezogen; ganz zitternd getauft, und wider seinen Willen zum Bischof daselbst geweiht. (Augustini Sermo ad Caesareens. Eccles. plebem, p. 424. T. IX. Opp.) So gezwungen er auch diese Stelle angenommen hatte; so wurde er doch nach und nach eine Hauptstütze seiner Parthey. Seine Beredsamkeit, wegen welcher sie so begierig gewesen zu seyn scheint, diese Eroberung zu machen, diente nun zu ihrer Vertheidigung; er übertraf zuletzt nicht nur an zierlicher Schreibart, sondern auch an Gelehrsamkeit, alle Donatisten. Augustinus, der ihm dieses zugesteht, (contra Litt. Petil. L. I. c. 1.) wirft ihm doch auch das Geräusche und die Künste eines Advocaten vor, der den Pöbel einzunehmen suchte. (l. c. L. III. c. 16.) Ein Schreiben, das Petilianus an die Aeltesten und Kirchendiener seines Bißthums erließ, wurde von den Donatisten mit großem Beifall gelesen. Er behauptete darinne, daß sie allein die wahre Taufe hätten; nannte die Katholischen Ueberlieferer heiliger Schriften, oder Söhne von diesen; stellte die Zuflucht, welche sie in ihrem kirchlichen Streite zu den Kaisern und der Obrigkeit genommen hätten, und besonders auch die von ihnen gestifteten Verfolgungen, gehäßig vor; er ermahnte endlich seine Mitbrüder, lieber ihre Seelen, als ihr Vermögen durch furchtsames Nachgeben zu retten.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Da dieses Schreiben von den Donatisten als einer der stärksten Angriffe auf ihre Gegner angesehen wurde: so eilte Augustinus, nachdem ihm die Katholischen nur ein Stück deßelben in der Abschrift gebracht hatten, es sogleich zu widerlegen. (contra Litt. Petil. L. I. p. 139. sq. T. IX.) In einem Schreiben also an die Gläubigen seines Kirchensprengels, widerlegt er das Vorgeben des Petilianus, daß die Taufe in der katholischen Kirche wegen der schlechten Sitten der Lehrer, von denen sich die Donatisten getrennt hatten, ungültig sey, theils aus der heiligen Schrift, theils aus der Geschichte. Nachdem er bald darauf das ganze Schreiben des Petilianus erhalten hatte, beantwortete er daßelbe in viele kleine Absätze getheilt, so daß es sich dadurch ziemlich ganz erhalten hat, sehr ausführlich im zweyten Buche (p. 147-202.) Petilianus dringt manchmal mit einer gewissen Stärke in seine Widersacher ein, die sich lesen läßt; er sagt ihnen einige paßende Wahrheiten. Augustinus antwortet ebenfalls oft lebhaft und treffend zugleich. Aber die Weitschweifigkeit, mit welcher er sich so häufig in einerley Kreisen herumdreht, die immer von neuem behandelten, vorgebrachten und zurückgegebenen Beschuldigungen, auch mit abwechselnder Geschicklichkeit angewandten Schriftstellen, geben diesem Buche nicht viel Anziehendes. Das dritte hat deßen gewißermaaßen noch weniger, weil Augustinus darinne ein neues Schreiben des Petilianus, das dieser den beiden ersten Büchern entgegen gesetzt, oder vielmehr mit persönlichen Vorwürfen gegen die frühern Sitten seines Gegners angefüllt hatte, wiederum sehr wortreich bekämpft; sich aber auch in eine Menge von Kleinigkeiten verliert.

Von seinem Werke wider ein anderes Schreiben eines der angesehensten ehemaligen Lehrer der Donatisten, des Parmenianus, das auch in diese Zeit, um

um das Jahr 400. fällt, ist bereits oben Nachricht ertheilt worden. Allein so fruchtbar und fertig war Augustinus in Widerlegungsschriften dieser Parthey, daß er um gleiche Zeit noch ein drittes und langes Buch gegen sie ausfertigte. (de Baptismo contra Donatistas, Libri VII. p. 53-138. T. IX.) Die Donatisten verwarfen jede Taufe, die außer der wahren Kirche ertheilt wurde: und zur Bestätigung dieser Meinung beriefen sie sich insonderheit auf den berühmten Africanischen Lehrer Cyprianus, der sich gleichfalls, wie anderwärts (Th. IV. S. 321. fg.) erzählt worden ist, wider die Ketzertaufe erklärt hatte. Augustinus zeigt also zuerst, daß man die Taufe auch von Ketzern oder Schismatikern empfangen könne; daß solches freylich nur in der höchsten Noth geschehen dürfe, und daß sie außerhalb der Gemeinschaft der katholischen Kirche gegeben, nichts helfe. Er vergleicht sie mit einer Losung der Kriegsleute, die zwar auch Ueberläufer außer Kriegsdiensten haben und bekommen könnten; die man aber außer denselben weder haben noch nehmen soll, und die, wenn man in diese Dienste zurückkehrt, nicht verändert, noch von neuem ertheilt werden darf. Ueberhaupt glaubt er, daß diese Frage zwischen den Katholischen und der Hauptparthey der Donatisten, den Anhängern des Primianus, durch Gottes Veranstaltung überflüssig geworden sey, nachdem die letztern die Taufe der Maximianisten für gültig angenommen hätten. Die Donatisten, fährt er fort, halten zwar die folgende Frage für sehr spitzfindig: Erzeugt die Taufe Christi bey uns Söhne oder nicht? Wenn wir es zugeben, so folgern sie daraus, daß ihre Kirche eben deswegen die wahre sey, und weil nur Eine Kirche seyn müße, so könne die katholische keine Kirche seyn. Leugnen wir es aber, so fragen sie weiter: Warum werden denn diejenigen, die von uns zu euch übergehen, nicht durch die Taufe wiedergebohren, wenn

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. wenn sie bey uns ohne Erfolg getauft worden sind?
C. G. Darauf giebt Augustinus die Antwort: Nicht eure
363 Trennung zeugt Söhne durch die Taufe; sondern die
bis Taufe thut es, als eine noch beybehaltene Verbin-
430. dung mit der katholischen Kirche. Auch fragten die Donatisten ferner: ob denn durch ihre Taufe Sünden vergeben würden? Sollten wir es bejahen, so müßte man daraus schließen, daß auch der heilige Geist bey ihnen sey, den Jesus seinen Aposteln vorher gab, ehe er ihnen zu taufen und Sünden zu vergeben befahl. Würden wir es aber leugnen: so handelten wir unrecht, daß wir die zu uns kommenden Donatisten nicht wiedertauften. Sie mögen sich selbst hierauf antworten, schreibt Augustinus. Können wohl Sünden vergeben werden, wo keine Liebe ist? aber aus Mangel derselben entstehen ja eben die Spaltungen. — Doch diese und andere Einwürfe beschäftigen ihn nur im ersten Buche dieses Werks. Alle sechs übrigen sind dazu bestimmt, den Donatisten eine so wichtige Stütze, als Cyprianus war, zu entreißen. Schon gegen das Ende des ersten Buchs, (c. 18. p. 63.) macht er hierüber einen allgemeinen Versuch. „Sie schmeicheln sich, sagt er, fleischlich mit seinem Ansehen; da sie doch durch seine Liebe (er versteht die von ihm dennoch unterhaltene Gemeinschaft mit der katholischen Kirche) geistlich umgebracht werden. Er hat allerdings zu einer Zeit, da es noch nicht durch die Uebereinstimmung der ganzen Kirche auf einer allgemeinen Kirchenversammlung bestimmt worden war, die Meinung von der Ungültigkeit der Ketzertaufe mit fast achtzig andern Bischöfen in Africa vertheidigt. Aber Gott hat deswegen einem so großen Manne es nicht eröfnet, daß er hierinne unrecht gethan habe, damit seine fromme Demuth und Liebe in der heilsamen Beobachtung des Kirchenfriedens offenbart, und nicht bloß für die damaligen Christen, sondern auch für die Nachkommen gleich-

gleichsam zu einer arzneymäßigen Nachricht aufgezeichnet würde." Dieses führt er nun in dem folgenden Buche aus, widerlegt in den drey nächsten, was Cyprianus in seinen Schriften wider die Ketzertaufe vorgebracht hat, und in den beiden letzten die Gründe der mit ihm versammleten Bischöfe. Alles dieses ist wiederum äußerst weitschweifig geschehen; man wird auch selten für das Lesen durch scharfsinnige oder nur recht merkwürdige Untersuchungen belohnt. So wirft der Verfaßer (L. II. c. 14.) die Frage auf: ob es schädlicher sey, gar nicht getauft, oder wiedergetauft zu werden? „Ich sehe wohl, sagt er, welches von beiden die Menschen am meisten verabscheuen; wenn ich mich aber zu der Waage des Herrn wende, auf welcher die Gründe nach göttlichem Ansehen abgewogen werden, finde ich von beiden die Meinung des Herrn. Denn er sagt zum Petrus: Wer gewaschen ist, braucht nicht noch einmal gewaschen zu werden; und hingegen zum Nicodemus: Wer nicht aus Waßer und Geist gebohren ist, der wird nicht in das Himmelreich kommen. Was nun das geheime Urtheil Gottes in sich faße, können Menschen, wie wir sind, vielleicht schwer erkennen. Was aber die Worte selbst betrifft: so fällt es jedem in die Augen, was für ein Unterschied zwischen: er hat nicht nöthig, nochmals gewaschen zu werden, und, er wird nicht in das Himmelreich kommen, sey. Endlich beobachtet dieses auch die Kirche, daß sie einen Menschen ohne Taufe gar nicht zum Altar hinzulaßen kann; da sie aber einen Wiedergetauften, nach vollbrachter Büßung, hinzuläßt, wird nicht eben dadurch angezeigt, daß es ihm nicht an Taufe fehle? Wenn also Cyprianus diejenigen, denen er die Taufe absprach, doch wegen des Bandes der Einigkeit, der Verzeihung fähig hielt: so ist auch der Herr mächtig genug, um durch dieses Band mit den Wiedergetauften aus-

J. n. C. G. 363 bis 43[illegible]

J. n. C.G. 363 bis 430. gesöhnt zu werden.“ Man erwartete über diese Frage Erörterungen aus der Natur, Absicht und Würksamkeit der Taufe; an statt deßen sind es übel verstandene Schriftstellen, und das alte überall hervorragende Bollwerk von der Einigkeit mit der katholischen Kirche, worauf sich alles gründet. Auch sonst steht sich der Verfaßer, bey allen seinen Spitzfindigkeiten, und ob er gleich in der Hauptsache Beifall verdient, dadurch selbst im Wege, daß er willkührliche, nicht durch die Lehren Jesu selbst geläuterte Begriffe annimmt; wie zum Beispiel, daß Vergebung der Sünden nothwendige Folge der katholischen Taufe sey, und dergleichen mehr. Manche Muthmaaßungen und Declamationen über die Gesinnungen des Cyprianus, in dieser Sache, sind auch nicht so beschaffen, daß sie den Donatisten genugthuend heißen konnten.

Doch die Katholischen rechneten ohnedieß mehr auf die Schlüße ihrer Kirchenversammlungen, und auf die Unterstützung des kaiserlichen Hofs gegen die Donatisten. Beides hatte auch in diesen Zeiten seinen Fortgang. Im Jahr 401. hielten sie zu Carthago, unter dem Vorsitze ihres dortigen Bischofs, Aurelius, wiederum eine zahlreiche Versammlung ihrer Bischöfe. Aurelius stellte ihnen vor, der Mangel an Lehrern für ihre Gemeinen sey so groß, daß viele derselben nicht einmal einen ungelehrten Diakonus hätten. Um nun demselben abzuhelfen, sey es dienlich, die Donatistischen Geistlichen, deren verschiedene nebst ihren Gemeinen zu den Katholischen überzugehen geneigt wären, in ihren bisherigen Würden aufzunehmen. Weil aber die Bischöfe zu Rom und Mailand, Anastasius und Venerius, dieses in ihren Kirchensprengeln verboten hätten: so rieth er, jemanden an sie abzuschicken, um mit ihnen darüber zu einem gemeinschaftlichen Schluße zu kommen.

men. (Cod. Canon. Eccles. Afric. p. 893. sq. T. I. J. n.
Act. Concil. Harduin.) Ob dieses würklich geschehen, C. G.
und was darauf erfolgt sey, ist zwar nicht bekannt. 363
Allein in eben demselben Jahre wurde eine noch zahl- bis
reichere Synode auch zu Carthago unter der An- 430.
führung des Aurelius veranstaltet. Hier verlas man zuerst ein Schreiben des Anastasius, (beatissimi fratris et consacerdotis,) worinne er die Bischöfe ermahnte, daß sie nichts von den Nachstellungen und Gewaltthätigkeiten der Donatisten gegen die Africanische Kirche verschweigen möchten. Man dankte hierauf Gott, daß er jenem Bischofe eine so fromme Sorgfalt für entfernte Gemeinen eingeflößt habe; beschloß aber doch, auf Erinnerung des Geistes Gottes, mit der gedachten Parthey, ob sie sich gleich durch ihre unruhige Gesinnungen von dem Körper des Herrn loßgerißen hätte, glimpflich und friedfertig umzugehen, damit alle diejenigen Christen in Africa, welche sie an sich gezogen hatte, ihren erbärmlichen Irrthum einsehen lernen möchten. Ferner faßte man den Entschluß, die Obrigkeiten in einem Synodalschreiben zu bitten, daß sie von allem, was zwischen den Donatisten und Maximianisten vorgefallen war, gerichtliche Erkundigungen einziehen, und es zur Bekanntmachung aufzeichnen laßen möchten. Auch sollte an die übrigen Bischöfe, und besonders an den Apostolischen Stuhl, auf welchem Anastasius säße, von dem großen Bedürfniß der Africanischen Gemeinen an Lehrern geschrieben werden; wie nöthig es also sey, daß auch Donatistische Geistliche, die zur Kirche zurückkehren wollten, in den Clerus derselben aufgenommen würden; ohne daß deswegen das Ansehen der anders denkenden Kirchenversammlung, die in Italien gehalten worden war, aufgehoben würde. Endlich beschloßen eben diese Bischöfe, daß einige aus ihrem Mittel an die Bischöfe und Gemeinen der Donatisten abgeschickt werden

 soll-

J. n. C. G. 363 bis 430. sollten, um es ihnen augenscheinlich zu zeigen, wie wenig Ursache sie zu ihrer fortwährenden Trennung hätten: ja daß ihnen an ihrer Maximianistischen Spaltung eine Anleitung gegeben worden wäre, eben dieses zu erkennen. (Cod. Can. Eccl. Afric. p. 899-903.)

Diese beiden Kirchenversammlungen aber zu Carthago im Jahr 401. fertigten auch noch andere Schlüße aus, von denen einige bemerkenswerth sind. Auf der erstern nahm man sich vor, die Kaiser durch Abgeordnete zu bitten, daß sie alle Tempel und andere Ueberbleibsale des Heydenthums in Africa zerstören; die feyerlichen Gastmähler und üppigen Tänze der Heyden, zu welchen sie sogar Christen nöthigten, und die sie an Festtagen der Märtyrer begiengen, verbieten, auch die Verlegung der Schauspiele vom Sonntage und andern geheiligten Tagen der Christen auf andere Tage anbefehlen möchten; daß kein Geistlicher genöthigt würde, einen Zeugen vor einem weltlichen Gerichte in einer bereits vor einem geistlichen entschiedenen Streitsache abzugeben; und daß, wenn in Italien die Leibeigenen nach des ältern Constantins Gesetze, in den Kirchen freygesprochen würden, solches auch in Africa Statt finden dürfe. (Cod. Can. Eccl. Afric. p. 898. sq.) Die zweyte dieser Versammlungen beschloß, daß Bischöfe, Aeltesten und Kirchendiener, welche keine Enthaltsamkeit gegen ihre Ehefrauen beobachteten, ihr Amt verlieren; die übrigen Geistlichen hingegen dazu nicht verbunden seyn sollten. Was diejenigen Bischöfe betraf, welche ein erledigtes Bisthum, unter dem Nahmen Interventores oder Intercessores, so lange verwalteten, bis es wieder besetzt ward: so wurde ausgemacht, daß sie ein solches Bisthum auf keine Weise erhalten; sondern vielmehr die Wahl eines neuen Bischofs innerhalb eines Jahres befördern, oder nach dieser Zeit

von

von ihrer Verwaltung abgehen sollten. Aeltesten oder Kirchendienern, die wegen eines groben Vergehens ihres Amtes entsetzt worden, sollten nicht, wie büßenden Laien, die Hände aufgelegt werden; auch sollte kein Wiedergetaufter jemals Geistlicher werden. Man sollte die Kaiser bitten, die vorhandenen Spuren der Abgötterey auch in Hainen und Bäumen vertilgen zu laßen. Was endlich diese Synode, welche die fünfte Carthaginensische genannt wird, in Ansehung der Altäre, als Gedächtnißplätze der Märtyrer, verordnete, hat man bereits an einem andern Orte (Th. IX. S. 189.) gelesen; obgleich daselbst fälschlich das Jahr 398. angegeben worden ist. (Cod. Canon. Eccl. Afric. p. 903. sq. Concil. Carthagin. V. p. 986. sq. apud Harduin. l. c.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Beym ersten Anblicke der gelinden Maaßregeln gegen die Donatisten, deren sich diese Kirchenversammlung selbst rühmte, sollte man erwarten, daß sie vielen Eindruck auf jene Parthey gemacht haben würden. Betrachtet man sie aber näher: so findet man nicht, daß sie die bequemsten zu dieser Absicht gewesen wären. Es war mit denselben mehr darauf abgesehen, den Donatisten Abbruch zu thun, und ihre Geistlichen oder andere Anhänger zur katholischen Gemeine zu locken, als sich einander nachgebend zu nähern. Auch trifft man um diese Zeit mehr als ein Beispiel von Donatisten an, die zu den Katholischen übergiengen: und die Milevitanische Synode vom Jahr 402. faßte wegen eines solchen, des Bischofs Maximianus von Bagai, den Schluß, daß er wegen gewißer Unruhen, sein Bißthum niederlegen möchte; wozu er auch ganz geneigt war. (Cod. Can. Eccl. Afric. Can. 88. p. 911. Augustin. Epist. LXIX. p. 119. T. II.) Allein, was die Donatisten am meisten verdroß, und manchen Abfall von

J. n. C. G. 363 bis 430. ihrer Gemeine verursachte, war die von der Carthaginensischen Synode veranstalte Benützung der Spaltung der Maximianisten wider sie. Die katholischen Bischöfe breiteten die Nachricht davon mit den Folgen, welche man daraus ziehen konnte, so weit und so eifrig aus, als es ihnen möglich war. Dadurch reitzten sie jedoch, weil die Donatisten nichts darauf zu antworten wußten, wie Augustinus sagt, (contra Crescon. Donatist. L. III. c. 45. p. 313. T. IX. Opp.) die Circumcellionen unter denselben, zu einem neuen Ausbruche ihrer Wuth. Beinahe hätten die Katholischen nach eben diesem Schriftsteller, (contra Litt. Petil. L. II. c. 83.) alle Gegenden des flachen Landes verlassen müßen, wenn nicht die Donatistischen Bischöfe in den Städten diesen Ausschweifungen Einhalt gethan hätten. Die reisenden Geistlichen wurden mit Schlägen äußerst gemißhandelt; man zündete die Häuser der Katholischen an, und Donatistische Aeltesten, die ihre Parthey verlaßen hatten, kamen kaum mit dem Leben davon, wenn sie ihren schwärmerischen Feinden in die Hände fielen. (Augustin. contra Cresc. L. III. c. 42. 46. Epist. LXXXVIII. p. 163. sq. Epist. CV. p. 225.)

Es ist wahr, daß selbst Lehrer der Donatisten, als gegenwärtige Theilnehmer an diesen Gewaltthätigkeiten angegeben werden. Doch scheint dieses etwas Seltenes gewesen zu seyn; die allermeisten von dieser Parthey überhaupt verabscheueten eine solche Begegnung, und viele ihrer Laien äußerten gegen die Katholischen den Wunsch, sie möchten sich mit ihren Bischöfen besprechen. (Augustin. contra Cresc. L. III. c. 45.) Das war es auch, worauf die katholischen Bischöfe seit dieser Zeit immer nachdrücklicher drangen. Eine neue Versammlung derselben zu Carthago im Jahr 403. beschloß, daß der Bischof

einer jeden Stadt, entweder allein, oder von einem J. n.
benachbarten begleitet, den Donatistischen Bischof C. G.
daselbst, mit Unterstützung der Obrigkeit auffordern 363
sollte, sich mit seinen Amtsgenoßen über Abgeordne- bis
te zu vergleichen, die mit denen, welche die Katho- 430.
lischen stellen würden, zusammen treten, und sich über die Mittel berathschlagen sollten, wie man der alten Trennung ein Ende machen könnte. Die Kirchenversammlung wollte in dieser Absicht auch an die Statthalter und andere große Befehlshaber schreiben, damit die Bischöfe durch ihr Ansehen von den Obrigkeiten der Städte eine gesetzmäßige Aufforderung erhielten. (Cod. Can. Eccl. Afric. p. 914. sq. Collat. Carthag. p. 1169. in Harduin. Act. Concil. T. I.) Die meisten neuern Schriftsteller sehen diesen Schritt der katholischen Bischöfe als einen unleugbaren Beweis ihrer Friedensliebe an: es ist auch glaublich, daß sie es damit gut gemeint haben. Allein daß er gleichwohl den Donatisten mißfiel, kam vermuthlich von dem Wege her, auf welchem ihn jene thaten; wie bereits Walch (l. c. S. 191.) bemerkt hat. Nur die eine Parthey durch obrigkeitliche Befehle zu einer freundschaftlichen Unterredung mit der andern, welche Gesetze und weltliche Macht für sich hatte, anhalten zu laßen, schien einen partheiischen Zwang zu verrathen, und im voraus anzukündigen, daß die von dem Staate nicht so begünstigte kirchliche Gesellschaft genöthigt werden würde, sich mit jener zu vereinigen. Wenigstens kann man doch nicht sicher genug den Donatisten deswegen eine hartnäckige Abneigung gegen den Frieden beilegen, weil man ihre Einwendungen wider diese Zusammenkunft nicht genau weiß. Denn daß einer ihrer Bischöfe, nach dem Augustinus, (contra Cresc. L. III. c. 46.) auf diese Einladung die Antwort gab: „Fürchte dich nicht vor den Worten eines Sünders! Sage nichts in die Ohren eines Unverständigen! Die Gottlosen mögen von mir

J. n. C. G. 363 bis 430. ihrer Gemeine verursachte, war die von der Carthaginensischen Synode veranstalte Benützung der Spaltung der Maximianisten wider sie. Die katholischen Bischöfe breiteten die Nachricht davon mit den Folgen, welche man daraus ziehen konnte, so weit und so eifrig aus, als es ihnen möglich war. Dadurch reitzten sie jedoch, weil die Donatisten nichts darauf zu antworten wußten, wie Augustinus sagt, (contra Crescon. Donatist. L. III. c. 45. p. 313. T. IX. Opp.) die Circumcellionen unter denselben, zu einem neuen Ausbruche ihrer Wuth. Beinahe hätten die Katholischen nach eben diesem Schriftsteller, (contra Litt. Petil. L. II. c. 83.) alle Gegenden des flachen Landes verlassen müßen, wenn nicht die Donatistischen Bischöfe in den Städten diesen Ausschweifungen Einhalt gethan hätten. Die reisenden Geistlichen wurden mit Schlägen äußerst gemißhandelt; man zündete die Häuser der Katholischen an, und Donatistische Aeltesten, die ihre Parthey verlaßen hatten, kamen kaum mit dem Leben davon, wenn sie ihren schwärmerischen Feinden in die Hände fielen. (Augustin. contra Cresc. L. III. c. 42. 46. Epist. LXXXVIII. p. 163. sq. Epist. CV. p. 225.)

Es ist wahr, daß selbst Lehrer der Donatisten, als gegenwärtige Theilnehmer an diesen Gewaltthätigkeiten angegeben werden. Doch scheint dieses etwas Seltenes gewesen zu seyn; die allermeisten von dieser Parthey überhaupt verabscheueten eine solche Begegnung, und viele ihrer Laien äußerten gegen die Katholischen den Wunsch, sie möchten sich mit ihren Bischöfen besprechen. (Augustin. contra Cresc. L. III. c. 45.) Das war es auch, worauf die katholischen Bischöfe seit dieser Zeit immer nachdrücklicher drangen. Eine neue Versammlung derselben zu Carthago im Jahr 403. beschloß, daß der Bischof

und Besitzer von Landgütern, den Katholischen J. n.
überall Hülfe leisten. Zweytens möchte das Gesetz C.G.
des Theodosius, nach welchem diejenigen Ketzer, 363
welche andere zu Geistlichen weihten, oder sich dazu bis
weihen ließen, ingleichen die Besitzer ihrer Versamm- 430.
lungsplätze, eine Geldbuße von zehn Pfund Goldes erlegen sollten, nicht allein bestätigt, sondern auch auf diejenigen erstreckt werden, über deren Angriffe sich die Katholischen beschweren würden. Endlich möchte auch das Gesetz zur Ausübung gebracht werden, in welchem den Ketzern das Recht, durch Schenkungen und Testamente etwas zu erhalten oder zu geben, entzogen wurde; doch nur bey denjenigen, welche im Donatistischen Irrthum beharren wollten: da hingegen bey solchen, die sich mit der katholischen Kirche vereinigten, dieses Gesetz nicht gelten möchte: diejenigen ausgenommen, welche dieses thäten, wenn sie in einen Streithandel wegen Güter verwickelt wären, weil man daraus eigennützige Absichten schließen könne. (Cod. Canon. Eccl. Afric. p. 917. sq.)

Eigentlich vermißt man zwar selbst in diesen Gegenständen der Bitte, welche die Bischöfe am kaiserlichen Hofe anzubringen Willens waren, das gelindere Betragen gar sehr, auf welches Augustinus und andere mit ihm gedrungen hatten. Denn nicht zu gedenken, daß die Donatisten überhaupt unter die Ketzer gerechnet wurden, zu welchen sie doch nicht gehörten; so machte man nicht den geringsten Unterschied zwischen den ruhigen und friedfertigen Donatisten, aus denen doch allem Ansehen nach der größte Theil bestand, und zwischen den wüthenden Circumcellionen, die allein Gewalt und Strafen verdienten; die vorgeschlagenen Zwangsmittel sollten sie alle treffen: und es war beinahe nur ein Wortspiel, daß man um kein allgemeines Gesetz zur Ausrottung

J. n. C.G. 363 bis 430.

weichen! ich mag ihre Wege nicht kennen;“ oder daß Primianus, ihr Bischof zu Carthago, sagte, es sey unanständig, daß die Söhne der Märtyrer, und die Nachkommen der Traditoren zusammenkämen; (Augustin. Lib. ad Donatistas post Collationem, p. 395. T. IX. Opp.) beides enthält nur allgemeine Merkmale des Widerwillens, und, wenn man will, auch des Uebermuths einer Parthey gegeneinander.

Desto mehr hielten sich nun die Katholischen berechtigt, zumal da die Gewaltthätigkeiten der Donatisten fortdauerten, sich an den Kaiser selbst um Beistand zu wenden. Im Jahr 404. berathschlagte darüber eine große Anzahl zu Carthago versammleter Bischöfe. Die ältesten unter ihnen behaupteten, man müße den Kaiser um ein Gesetz bitten, durch welches sogleich die ganze Spaltung der Donatisten, oder, wie man es auch nannte, ihre Ketzerey unterdrückt, und Strafen auf diejenigen gesetzt würden, welche ihr noch ferner anhiengen. Sie beriefen sich auf das Beispiel vieler Städte und Gegenden, welche durch kaiserliche Befehle zur Gemeinschaft mit der katholischen Kirche genöthigt worden, und seitdem standhaft bey derselben geblieben wären. Allein Augustinus, ob er gleich durch diese Beyspiele überzeugt, seine ehemaligen Gesinnungen damals änderte, nach welchen er keine Gewalt in solchen Angelegenheiten, sondern bloß Gründe, Unterredungen und Streitschriften für erlaubt gehalten hatte, war doch mit andern Bischöfen der Meinung, daß man, ehe man um solche Gesetze anhielte, noch glimpflichere Maaßregeln vorschlagen sollte. (Augustin. Epist. XCIII. p. 180. Ep. CLXXXV. p. 497. sq.) Nach ihrem Vortrage also beschloß die Synode, zween Bischöfe an den Kaiser Honorius zu schicken, welche um folgendes bitten sollten. Erstlich möchten die Stadtobrigkeiten

und Besitzer von Landgütern, den Katholischen J. n.
überall Hülfe leisten. Zweytens möchte das Gesetz C.G.
des Theodosius, nach welchem diejenigen Ketzer, 363
welche andere zu Geistlichen weihten, oder sich dazu bis
weihen ließen, ingleichen die Besitzer ihrer Versamm- 430.
lungsplätze, eine Geldbuße von zehn Pfund Goldes erlegen sollten, nicht allein bestätigt, sondern auch auf diejenigen erstreckt werden, über deren Angriffe sich die Katholischen beschweren würden. Endlich möchte auch das Gesetz zur Ausübung gebracht werden, in welchem den Ketzern das Recht, durch Schenkungen und Testamente etwas zu erhalten oder zu geben, entzogen wurde; doch nur bey denjenigen, welche im Donatistischen Irrthum beharren wollten: da hingegen bey solchen, die sich mit der katholischen Kirche vereinigten, dieses Gesetz nicht gelten möchte: diejenigen ausgenommen, welche dieses thäten, wenn sie in einen Streithandel wegen Güter verwickelt wären, weil man daraus eigennützige Absichten schließen könne. (Cod. Canon. Eccl. Afric. p. 917. sq.)

Eigentlich vermißt man zwar selbst in diesen Gegenständen der Bitte, welche die Bischöfe am kaiserlichen Hofe anzubringen Willens waren, das gelindere Betragen gar sehr, auf welches Augustinus und andere mit ihm gedrungen hatten. Denn nicht zu gedenken, daß die Donatisten überhaupt unter die Ketzer gerechnet wurden, zu welchen sie doch nicht gehörten; so machte man nicht den geringsten Unterschied zwischen den ruhigen und friedfertigen Donatisten, aus denen doch allem Ansehen nach der größte Theil bestand, und zwischen den wüthenden Circumcellionen, die allein Gewalt und Strafen verdienten; die vorgeschlagenen Zwangsmittel sollten sie alle treffen: und es war beinahe nur ein Wortspiel, daß man um kein allgemeines Gesetz zur Ausrottung

J. n. C. G. 363 bis 430. dieser Ketzerey, und zur Bestrafung ihrer Anhänger bitten; gleichwohl aber diese durch Geldstrafen und Beraubung bürgerlicher Rechte genöthigt wißen wollte, sich mit der katholischen Kirche zu vereinigen. Doch selbst diese gelindern Mittel, wofür man sie ansah, fanden am kaiserlichen Hofe nicht mehr Statt. „Die größere Barmherzigkeit Gottes, schreibt Augustinus, (wo nicht selbst scheinheilig, doch mit einer Wendung, die scheinheilige Verfolger oft gebraucht haben, (Epist. CLXXXV. p. 498.) welcher wohl wußte, wie nöthig für viele böse oder kalte Gemüther, für eine Härte, welche nicht durch Worte, wohl aber durch einige strenge Zucht gebeßert werden kann, das Schrecken solcher Gesetze und eine gewiße arzneymäßige Beschwerlichkeit sey, veranstaltete es, daß unsere Abgeordneten ihren Auftrag nicht erfüllen konnten." Es waren schon so viele Klagen über grausame Ausschweifungen der Donatisten bey dem Kaiser geführt worden; manche, die darunter gelitten hatten, fanden sich selbst am Hofe ein, wie insonderheit der Bischof Maximianus, der, weil er eine katholische Kirche gerichtlich wider sie behauptet hatte, von ihnen fast tödtlich zerschlagen worden war. Daher hatte Honorius bereits verordnet, daß die Bischöfe und andere Geistlichen dieser Parthey des Landes verwiesen werden; die übrigen hingegen eine Geldstrafe zahlen sollten. (Augustin. l. c.)

Gleich darauf aber gab der Kaiser im Jahr 405. noch mehr Gesetze wider die Donatisten, von welchen vier die Unterschrift Eines Tages haben. Zwey derselben scheinen unterdeßen nur ein einziges auszumachen. (l. 38. C. Th. de Haereticis, l. 3. ne sanct. baptisma iteret.) Denn in dem erstern wird befohlen, daß gar keine Donatisten mehr geduldet werden sollten, indem sie vor andern Partheien ras'ten: und es werden auf ihre Versammlungen Strafen gesetzt; in

dem andern werden sie nur mit etlichen Worten un- J. n.
ter dem Nahmen der Wiedertäufer (Rebaptizan- C. G.
tes) verworfen. — Das folgende Gesetz ist desto 363
ausführlicher. (l. 4. C. Th. ne sanct. bapt. iter.) Es bis
heißt darinne, der Kaiser wolle, um die Feinde des 430.
katholischen Glaubens auszurotten, besonders, diejenige Sekte von neuem zerstören, welche um nicht eine Ketzerey genannt zu werden, sich den Nahmen eines Schisma gegeben habe. Die Donatisten nemlich wären so frevelhaft geworden, daß sie sich unterstanden hätten, die heilige Taufe zu wiederholen; dadurch sey eben aus dem Schisma eine Ketzerey erwachsen. Leichtgläubige würden daher von einem schmeichelhaften Irrthum zur Hoffnung einer zweyten Vergebung gebracht; denn es sey leicht, Sünder zu überreden, daß eine bereits ertheilte Verzeihung noch einmal ertheilt werden könne; und wenn dieses auf gleiche Weise geschehen könne, so dürfe man sie auch zum drittenmale erwarten. Da nun die Donatisten sogar Leibeigene durch eine wiederholte Taufe verunreinigten: so sollte das Vermögen eines jeden, der dieses gethan hätte, eingezogen werden; doch sollte daßelbe den Söhnen gegeben werden, wenn diese sich zur katholischen Kirche wendeten. Auch die Plätze, an denen sie sich versammleten, sollten der Kammer zugeschlagen werden, wenn solches mit Willen der Besitzer geschehen ist: hat man es aber ohne ihr Vorwißen gethan: so sollen diejenigen, welche es veranstaltet haben, gepeitscht und des Landes verwiesen werden. Wenn man Leibeigene zur Wiedertaufe zwingen wollte: so sollten diese das Recht haben, ihre Zuflucht in eine katholische Kirche zu nehmen, und zugleich ihre Freyheit erhalten. Alle, welche an diesem Verbrechen der Wiedertaufe Theil nehmen, sollen das Recht, Schenkungen, Verträge und Testamente zu stiften, oder etwas dadurch zu bekommen, verlieren. Endlich werden die Statthalter und Stadtobrigkei-

ten

J. n. C. G. 363 bis 430.

ten mit einer ansehnlichen Geldstrafe bedroht, wenn sie dieses Gesetz nicht vollstreckten; oder zugäben, daß in ihrer Gegenwart die katholischen Kirchen gemißhandelt würden. — In einem andern Gesetze, wird es mit eben denselben Worten, wie im vorhergehenden, wiederholt, daß jeder, der wiedertaufen würde, mit der Einziehung seines ganzen Vermögens bestraft werden sollte. (l. c. l. 5.) — Endlich befahl Honorius kurz darnach, daß seine **Verordnung wegen der Einigkeit** (Edictum de unitate, vermuthlich die beiden ersten angeführten Gesetze,) überall in Africa bekannt gemacht werden sollte. (L. XVI. C. Th. t. 11. de Relig. l. 2.) Man hat sogar aus den Briefen des Augustinus geschloßen, (Ep. CLXXXV. c. 9. p. 500.) daß der Kaiser zu gleicher Zeit alle Kirchen der Donatisten den **Katholischen** übergeben habe; wenn anders dieses nicht sich auf spätere Jahre bezieht.

So scharfe Gesetze, welche wie Schlag auf Schlag einander folgten, thaten auch fast alle erwartete Würkung. Augustinus kann kaum Worte genug finden, um die Menge, die Bereitwilligkeit, und die neuen Einsichten, die Freude und Standhaftigkeit derjenigen zu beschreiben, welche nunmehr zur katholischen Kirche übertraten. Viele derselben, schreibt er, sagen jetzt: Wir wollten dieses längst thun, aber Gott sey Dank, der unsere **Verzögerungen** abgeschnitten hat! Andere sagen: Wir wußten wohl, daß dieses wahr sey; aber wir wurden durch eine gewiße **Angewöhnung** zurückgehalten; Gott sey Dank, der unsere Fesseln zerbrochen, und uns zu dem Bande des Friedens versetzt hat! Eben so dankten andere Gott, daß er sie durch Furcht genöthigt habe, zu forschen, wo die Wahrheit wäre, worinne sie bisher **unwißend** und **nachläßig** gewesen wären; oder daß er ihre **Gleichgültigkeit**, **Men**-

schen=

schenfurcht und Vorurtheile von der katholischen J.
Kirche aufgehoben hätte. Auch solche Donatisten, C. G.
deren Bekehrung anfänglich nur verstellt war, wur- 363
den gar bald aufrichtige Bekenner der Wahrheit. bis
Selbst Circumcellionen sind unter dieser Anzahl. 430
(Epist. XCIII. p. 180. Epist. CLXXXV. p. 499. sq. contra Crescon. L. I. c. 5.) Alles dieses hatte freylich einen nicht geringen Schein; und das große Wort, das in aller Katholischen Munde war, von Vereinigung mit der einzigen wahren Kirche, gab diesen Gewaltthätigkeiten recht das Ansehen einer eben so nothwendigen als heilsamen Veranstaltung. Denn um einen so gewaltigen Haufen Menschen von der ewigen Verdammniß und von den Quaalen des ewigen Feuers zu befreyen, wie Augustinus sich ausdrückt, (l. c. p. 500.) brauchte man darauf keine Rücksicht zu nehmen, ob ein kleiner Theil derselben sich in der Verzweiflung selbst verbrannte. Wenn man aber findet, wie willkührlich und ungereimt die Voraussetzung der herrschenden Kirchenlehrer gewesen sey, daß alle Donatisten ewig verdammt werden müßten; wenn man nicht den geringsten Grund angegeben sieht, der Menschen berechtigen könnte, andern Menschen ihre Irrthümer mit Gewalt und Strafen zu entreißen; hingegen die schrecklichen Folgen bedenkt, welche aus diesem Grundsatze, den Augustinus vor allen andern Lehrern dieser Zeit, besonders in den beiden angeführten Briefen verfochten und festgesetzt hat, für viele Tausende entstehen müßen: so fällt nicht nur aller Schein weg; sondern er macht auch dem Schaudern und Entsetzen Platz.

Es fehlte jedoch viel daran, daß die allermeisten Donatisten durch diese Gesetze in die katholische Kirche hineingezogen worden wären. Zwar beschloß eine neue allgemeine Kirchenversammlung von Africa zu Carthago im Jahr 405, daß, weil nur

J. n. C. G. 363 bis 430.

in dieser Hauptstadt die Einigkeit wieder hergestellt worden sey, (vermuthlich, indem man den Donatisten daselbst ihre Kirchen nahm, und der größere Theil von ihnen zu den Katholischen trat; denn einen Bischof behielten sie daselbst noch,) an die Obrigkeiten in andern Landschaften und Städten geschrieben werden sollte, damit sie auch dort die Einigkeit bewürken möchten. Auch sollten zween Geistliche an den Hof geschickt werden, um Danksagungsschreiben für die Vertreibung der Donatisten zu überbringen. (Cod. Canon. Eccl. Afric. Can. XCIV. p. 919.) Honorius fuhr in seiner Strenge fort; er befahl noch in eben demselben Jahre, daß die Geldstrafe von den Donatistischen Ketzern überall eingefordert werden sollte. (l. 39. C. Th. de Haeretic.) Allein die Donatisten, vornemlich die Circumcellionen, rächten sich zu gleicher Zeit an den Katholischen mit verdoppelten Gewaltthätigkeiten. In dem Kirchensprengel von Hippo plünderten und verbrannten sie die Häuser der Katholischen, schlugen sie wund, brachten sie um ihr Gesicht, indem sie ihnen die Augen mit Kalch und Weineßig verkleisterten; zündeten aber auch im übrigen Africa katholische Kirchen an, und behaupteten diejenigen, welche man ihnen entreißen wollte, mit dem heftigsten Widerstande. (Augustin. contra Crescon. L. III. c. 42. Ep. LXXXVIII. p. 164. Ep. CXI. p. 242. Possid. vit. Augustin. c. 10.) Daß aber gleichwohl einige Donatistische Bischöfe, welche nach Rom gereiset waren, daselbst im Jahr 406. um eine Unterredung mit den Katholischen anhielten, (Gesta Collat. Carthag. D. III. p. 1161. sq. ed. Harduin.) scheint zu zeigen, daß diese Ausschweifungen ihrer Parthey entweder nicht so allgemein gewesen, und weniger in den Städten ausgeübt worden; oder auch, daß sie meistentheils Folgen von der Gewalt gewesen sind, mit welcher man die neuen Gesetze wider die Donatisten zu vollstrecken suchte.

Sie

Sie nannten sogar einen katholischen Bischof, der damals in der Hauptstadt gegenwärtig war, mit dem J. C. sie sich besprechen wollten. Allein der Oberstatthal- 36 ter, sagt Augustinus, (Ep. LXXXVIII. p. 165.) bis konnte ihnen dieses nicht zugestehen, weil er blos nach 43 den Gesetzen, die gegen sie erschienen waren, richten sollte; und der Bischof war auch ohne einen solchen Auftrag seiner Amtsgenoßen nach Rom gekommen. Eben dieser Schriftsteller versichert in dem angeführten Briefe, den er im Nahmen der katholischen Geistlichen zu Hippo an einen Donatistischen Bischof, wegen der Grausamkeiten seiner Parthey schrieb, daß jene den Laien ihrer Gemeine die glimpflichste Begegnung dawider anriethen; ob sie gleich nicht bey allen durchdringen könnten. Zugleich bietet er den Donatisten eine Unterredung mit katholischen Bischöfen an: nicht, um die streitige Sache noch einmal zu endigen; (eine merkwürdige Erklärung, die jenen keine große Lust einflößen konnte, sich dazu einzufinden,) sondern um denen, welche es noch nicht wißen, zu zeigen, sie sey schon geendigt.

Er ließ sich in diese so oft zwischen beiden Partheien vorkommende Materie, von einer Unterredung ihrer Lehrer mit einander, noch tiefer in einem Buche ein, das er im Jahr 406. wider den Cresconius schrieb. (contra Crescon. Donatist. Libri IV. p. 265. sq. T. IX. Opp.) Dieser Sprachlehrer unter den Donatisten hatte das erste Buch des Augustinus gegen das Schreiben des Petilianus gelesen, und entschloß sich, das letztere zu vertheidigen. Er richtete daher selbst ein Schreiben an den Augustinus, worinnen er zwar die Beredtsamkeit deßelben lobte; aber sie zugleich als eine Kunst vorstellte, die der menschlichen Gesellschaft mehr schädlich, als vortheilhaft sey. Er warf demselben vor, daß er beständig die Donatisten zur Streitunterredung über die

Wahr-

J. n. nitio Donatistarum de Maximianistis. Retractatt.
C.G. L. II. c. 27-29.) Hingegen hat sich eine solcher Schrif-
363 ten, die wenigstens in die nächsten Jahre gehören mag,
bis erhalten. (de unico baptismo contra Petilianum
430. Liber, p. 359. sq. T. IX. Opp.) Er war freylich durch das Bitten eines Freundes dazu bewogen worden, der ihm das Buch des Petilianus von gleicher Aufschrift gebracht hatte, worinne dieser behauptete, nur bey den Donatisten dürfe man die wahre Taufe suchen. Allein im Grunde kömmt er hier nur auf dasjenige zurück, was er schon anderwärts zwanzigmal gesagt hatte.

Würksamer als solche Widerlegungsschriften, mußten gemeinschaftliche Verabredungen der katholischen Bischöfe auf Kirchenversammlungen, und von ihnen ausgebetene Gesetze des kaiserlichen Hofs wider die Donatisten seyn. Es wurde also im Jahr 407. abermals eine allgemeine Africanische Synode zu Carthago gehalten. Auf derselben beschloß man, (Cod. Canon. Eccl. Afric. Can. XCIX. p. 122.) daß solche Donatistische Bischöfe, welche ihre Gemeinen noch vor den neulichen Gesetzen des Honorius, zur katholischen Kirche gebracht hätten, bey derselben bleiben könnten; Gemeinen hingegen, welche erst seitdem zu den Katholischen getreten wären, sollten mit ihren Kirchen denjenigen Bischöfen zufallen, in deren Kirchensprengel sie gelegen hatten, während daß sie noch den Ketzern gehörten. Auch wollte man Abgeordnete aus dieser Synode nach Rom schicken, um von dem Kaiser wider die Donatisten und Heyden alles was man für nützlich erachten würde, zu erbitten. (l. c. p. 926.) Die versammleten Bischöfe machten noch mehr Schlüße in kirchlichen Angelegenheiten, von denen nicht alle gleich merkwürdig sind. Derjenige, nach welchem sie bey dem Kaiser anhielten, daß würkliche Sachwalter (Defenso-

schen habe. Wenn gleich diese, sagt er, die Donatisten, welche zu ihr zurück kehren, nicht wiedertaufen, und den Geistlichen derselben ihre Würde lassen; so giebt doch die katholische Kirche etwas, das man außerhalb ihr nicht bekömmt, nemlich die Gabe der Liebe. Sodann widerlegt er die Behauptung des Petilianus, daß man auf das Gewißen des die Taufe heilig verwaltenden sehen müße, um von der Reinigung des Getauften zu urtheilen, nach der Einschränkung des letztern, das es bey jenem nur auf das gute öffentliche Gerücht ankomme; beantwortet Schriftstellen, die für jene Donatistische Meinung angeführt wurden, und bemüht sich demjenigen, was Cyprianus und andere Bischöfe wider die Ketzertaufe gesagt hatten, eine günstigere Wendung zu geben. — Einige damit verwandte Einwendungen und Fragen geht Augustinus im dritten Buche durch; bedient sich aber auch eben daselbst eines großen Theils der Geschichte der Donatisten zu nachtheiligen Folgerungen wider sie. Er nimmt sogar im vierten Buche noch einmal den ganzen Inhalt von dem Schreiben des Cresconius vor, und braucht dawider bloße Gründe aus der Geschichte der Maximianisten. Die Geduld des Verfaßers, in Erörterungen von dieser Art herumzuwühlen, sich oft zu wiederholen, und seine Gegner nicht nur auf allen Schritten zu verfolgen, sondern auch durch mancherley Fechterstreiche in Verlegenheit zu setzen, muß man auch hier, wie in andern Streitschriften, bewundern.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Wie unerschöpflich er in der Abfaßung solcher Aufsätze gegen die Donatisten um diese Zeit gewesen sey, lehren die Nachrichten, welche er von einigen derselben hinterlaßen hat, die nicht mehr vorhanden sind, und an denen auch wenig verloren gegangen zu seyn scheint. (Probationes et testimonia contra Donatistas; Contra nescio quem Donatistam; Admonitio

J. n. nitio Donatistarum de Maximianistis. Retractatt.
C.G. L. II. c. 27-29.) Hingegen hat sich eine solcher Schrif-
363 ten, die wenigstens in die nächsten Jahre gehören mag,
bis erhalten. (de unico baptismo contra Petilianum
430. Liber, p. 359. sq. T. IX. Opp.) Er war freylich durch das Bitten eines Freundes dazu bewogen worden, der ihm das Buch des Petilianus von gleicher Aufschrift gebracht hatte, worinne dieser behauptete, nur bey den Donatisten dürfe man die wahre Taufe suchen. Allein im Grunde kömmt er hier nur auf dasjenige zurück, was er schon anderwärts zwanzigmal gesagt hatte.

Würksamer als solche Widerlegungsschriften, mußten gemeinschaftliche Verabredungen der katholischen Bischöfe auf Kirchenversammlungen, und von ihnen ausgebetene Gesetze des kaiserlichen Hofs wider die Donatisten seyn. Es wurde also im Jahr 407. abermals eine allgemeine Africanische Synode zu Carthago gehalten. Auf derselben beschloß man, (Cod. Canon. Eccl. Afric. Can. XCIX. p. 122.) daß solche Donatistische Bischöfe, welche ihre Gemeinen noch vor den neulichen Gesetzen des Honorius, zur katholischen Kirche gebracht hätten, bey derselben bleiben könnten; Gemeinen hingegen, welche erst seitdem zu den Katholischen getreten wären, sollten mit ihren Kirchen denjenigen Bischöfen zufallen, in deren Kirchensprengel sie gelegen hatten, während daß sie noch den Ketzern gehörten. Auch wollte man Abgeordnete aus dieser Synode nach Rom schicken, um von dem Kaiser wider die Donatisten und Heyden alles was man für nützlich erachten würde, zu erbitten. (l. c. p. 926.) Die versammleten Bischöfe machten noch mehr Schlüße in kirchlichen Angelegenheiten, von denen nicht alle gleich merkwürdig sind. Derjenige, nach welchem sie bey dem Kaiser anhielten, daß würkliche Sachwalter (Defenso-

res scholastici) zu Vertheidigern der Kirchen vor den Gerichten ernannt werden dürften, ist nebst seinem Erfolge, schon an einem andern Orte erläutert worden. (Th. VIII. S. 14. fg.) Außerdem verordneten sie, daß die Geistlichen nicht ohne dringende Noth, und förmliche schriftliche Zeugniße (formatae) von ihren geistlichen Vorgesetzten an den Hof reisen sollten; daß man keine andere Gebete beym öffentlichen Gottesdienste sprechen sollte, als die eine Kirchenversammlung gebilligt hatte, und daß derjenige Geistliche, der sich von dem Kaiser weltliche Richter ausbitten würde, sein Amt verlieren sollte.

Neue Gesetze des Honorius wider die Donatisten, welche sich im Jahr 407. finden, l. 41. et 43. C. Th. de Hearet.) sind allem Ansehen nach Folgen von dem Ansuchen dieser Bischöfe gewesen. Durch das erstere sprach er diejenigen Donatisten, so wie andere Ketzer, von aller Schuld und Strafe loß, welche sich zur katholischen Kirche bekennen würden; sie möchten es auch noch so spät, und indem die Gesetze schon an ihnen vollstreckt werden sollten, thun. Von dem andern hat es Tillemont wahrscheinlich gemacht, (Note XLII. sur St. Augustin. p. 996. T. XII.) daß es auch ins Jahr 407. gesetzt werden müße; Gothofredus hatte es zum vorhergehenden Jahre gerechnet. (ad l. 43. C. Th. de Haeret. Es enthält eine gleiche Bestätigung der alten Gesetze. (Sirmondi Append. ad C. Th. l. 12. p. X. T. VI. P. II. ed. Ritt.)

Allein da eben in dem Jahr 408. der große Staatsbediente und Feldherr des Kaisers Stilico auf seinen Befehl umgebracht worden war, fiengen die Donatisten, wie die Heyden, an, zu behaupten, die bisher wider sie ergangenen Gesetze wären bloß das Werk dieses Staatsmannes gewesen, und Honorius habe darein nicht gewilligt, ja wohl gar nichts von densel-

J. n. C.G. 363 bis 430.

sern Feinden auf dieser Erde; auch dürfen uns unsere Leiden in keine solche Angst des Gemüthes zusammen pressen, daß wir darüber vergäßen, was uns derjenige befohlen, um deßen Nahmen und Wahrheit willen wir leiden. Wir lieben unsere Feinde, und beten für sie. Daher wünschen wir, bey Gelegenheit der furchtbaren Richter und Gesetze, daß sie zwar, um nicht in die Strafe des ewigen Gerichts zu verfallen, gezüchtigt, aber nicht umgebracht werden. Wir wollen nicht, daß die Zucht bey ihnen versäumt werde: nur nicht, daß die Lebensstrafen, deren sie werth sind, an ihnen vollstreckt werden. Halt also ihre Sünden dergestalt im Zaum, daß es noch Leute gebe, die es bereuen können, gesündigt zu haben! Wir bitten Dich folglich, daß Du, wenn Du Angelegenheiten der Kirche untersuchst, ob Du gleich findest, daß sie viel Gewalt und Unrecht erlitten habe, doch vergeßen mögest, daß Du die Macht zu tödten hast. — Nicht zu gedenken, daß wir niemals den Vorsatz ablegen dürfen, das Böse mit Gutem zu überwinden: so magst Du auch dieses bedenken, daß niemand als ein Geistlicher kirchliche Sachen bey euch anhängig zu machen pflegt. Wenn ihr es also rathsam befinden solltet, Leute wegen dieser Verbrechen hinrichten zu lassen: so werdet ihr uns abschrecken, daß wir weiter nichts dergleichen vor eurem Gerichte anbringen. Denn sollten sie dieses erfahren, so würden sie uns mit einer noch ausgelaßnern Frechheit zu Grunde richten; wir würden in die Nothwendigkeit versetzt werden, uns lieber selbst von ihnen todtschlagen zu laßen, als ihren Tod von euren Gerichten zu verlangen. — Unterdeßen mögen die Donatistischen Ketzer es recht bald durch einen öffentlichen Anschlag Deiner Excellenz erfahren, daß die wider ihren Irrthum gegebenen Gesetze noch gültig bleiben." Zuletzt erinnert er noch den Proconsul, die Bemühung der

Katho-

Ketzer untersagt werden, die Einziehung der dazu ge- J. n.
widmeten Plätze, und die Landesverweisung der Un- C. G.
gehorsamen befohlen wird. (l. c. l. 45.) Noch im An- 363
fange des Jahrs 409. erschien ein anderes Gesetz des bis
Kaisers, (l. c. l. 46.) in welchem die Gültigkeit der 430.
wider die Donatisten, andere Ketzer, Juden und Heyden gegebenen Verordnungen eingeschärft, und Obrigkeiten, welche sie nicht vollziehen würden, mit scharfen Strafen bedroht wurden.

Augustinus, der unter allen africanischen Bischöfen der geschäftigste bey diesen Angelegenheiten war, suchte sogleich aus den kaiserlichen Gesetzen allen möglichen Vortheil für seine Parthey zu ziehen. Doch that er solches in einem Schreiben an den Statthalter von Africa, Donatus, mit Aeußerungen, die ihn eben so sehr von den ganz rohen Eiferern unterscheiden, als ihn unter die mit schlauer Ueberlegung handelnden Verfolger stellen. (Epist. C. p. 204. sq. T. II. Opp.) Er wünscht anfänglich, daß die Africanische Kirche sich nicht in so trübseligen Umständen befinden möchte, um der Hülfe einer irrdischen Macht benöthigt zu seyn; „weil aber, fährt er fort, der Apostel sagt, jede **Macht sey von Gott**: so kömmt uns ohne Zweifel auch diese Hülfe von dem Herrn, da sie der katholischen Kirche durch euch, ihre so aufrichtigen Söhne, geleistet wird. — Nur Eines ist es, was wir bey Deiner Gerechtigkeit fürchten; dieses nemlich, Du möchtest vielleicht, weil doch alles Uebel, was gottlose und undankbare Menschen der christlichen Gesellschaft zufügen, gewiß wichtiger und ärger ist, als wenn es gegen andere begangen wird, auch der Meinung seyn, daß man es mehr nach der Abscheulichkeit des Verbrechens, als nach der christlichen Gelindigkeit betrachtet, strafen müße. Allein wir bitten Dich um Jesu Christi willen, dieses nicht zu thun. Denn wir streben nicht nach Rache an un-

J. n. welches Todesstrafen gesetzt wären, lobten. Nur
C. Geistliche sollten nach seiner Absicht nicht das Ansehen
363 haben, als wenn sie dieselben betrieben und beförder-
b. ten, um nicht vor andern Christen verhaßt zu wer-
430. den, weil sie allein Kläger in solchen Händeln abgaben.

Zwar änderte sich dieser Sieg der Katholischen über die Donatisten schon im Jahr 410. Honorius ertheilte, vielleicht wegen der Gefahr, die er damals lief, Africa zu verlieren, allen dortigen Religionspartheyen eine völlige Religionsfreyheit. (Cod. Canon. Eccl. Afric. p. 926. ed. Harduin.) Allein nachdem ihn eine Kirchenversammlung, die im gedachten Jahre zu Carthago gehalten ward, gebeten hatte, dieses Gesetz aufzuheben, willigte er sogleich darein, und verordnete von neuem (l. 51. C. Th. de Haeret.) daß Ketzer, welche sich unterstehen würden, öffentliche Zusammenkünfte anzustellen, des Landes verwiesen und auch am Leben gestraft werden sollten.

Unterdeßen müßen doch bey der damaligen Schwäche der kaiserlichen Regierung, welche nicht einmal Rom vor Alarichs Eroberung und Plünderung schützen konnte, diese Gesetze nicht streng genug ausgeübt worden seyn. Das läßt sich schon daraus einigermaaßen schließen, weil die katholischen Bischöfe in Africa zu einer Zeit, da sie vollkommen die Uebermacht zu gewinnen schienen, dennoch wiederum auf eine Unterredung mit den Donatistischen Bischöfen antrugen. Ohne Zweifel merkten sie, daß sie ohne dieses Mittel niemals recht durchdringen, am wenigsten den Donatisten Neigung zu einem Vergleiche, oder, wie man es lieber wünschte, zur Wiedervereinigung, einflößen würden. Diesmal erreichten sie auch ihre Absicht. Augustinus, der das Unnütze von Gesprächen zwischen einzelen Lehrern beider Partheien, zu welchen er sonst so oft aufgefordert

hatte,

Katholischen dadurch desto fruchtbarer zu machen, J. n.
daß er jene höchst stolze Sekte die Stärke der Kaiser= C. G.
lichen Gesetze nicht so sehr fühlen laße, um sich eines 363
Leidens für Wahrheit und Gerechtigkeit rühmen zu bis
können; sondern ihre Anhänger mehr von ihrem Irr= 430.
thum überführen zu laßen, und zu beßern; weil es doch ein beschwerlicher Fleiß sey, an statt die Menschen zu belehren, sie zum Guten zu zwingen. Wenn man alle diese Fürbitten liest, ohne das Vorhergegangene zu wißen, und ihren eigentlichen Gegenstand zu prüfen: so könnte es scheinen, daß Augustinus durch dieselben ein Denkmal seiner mitleidigen Religionsverträglichkeit gestiftet habe. Erinnert man sich aber, daß eben derselbe Mann, der sie einlegte, durch sein eifriges Anhalten bey dem Olympius, so harte Gesetze, und selbst Lebensstrafen wider die Donatisten, ausgewürkt habe: sieht man, wie er sie des Todes würdig halte, alle ohne Unterschied, die ruhigsten und unschädlichsten eben sowohl als die ausschweifendsten, auf alle Art gedrückt und elend gemacht; nur nicht hingerichtet wißen wolle: so kann man sich kaum enthalten, mit Barbeyrac zu sagen, (Traité de la Morale des Peres, C. XVI. p. 306.) seine Nachsicht sey völlig derjenigen ähnlich, welche die neuern Ketzerrichter bezeigen, wenn sie einen von ihnen zum Tode verurtheilten Ketzer der weltlichen Obrigkeit mit den Worten übergeben, sie möchte kein Blut vergießen, indem die Kirche nicht nach Blut dürste. Daß Augustinus nicht überhaupt den Antheil der Christen an Lebensstrafen gemißbilligt habe, wie Walch (l. c. S. 198.) versichert, sieht man aus einem seiner berühmtesten um eben diese Zeit an den Anführer der Rogatisten Vincentius geschriebenen Briefe, deßen Auszug man anderwärts (Th. IX. S. 359.) gelesen hat, (Ep. XCIII. p. 177.) worinne er es als bekannt annimmt, daß Katholische und Donatisten die Gesetze der Kaiser wider das Opfern der Heyden, auf

J. n. tigten bey dieser feyerlichen Unterredung, ernannte
C.G. Honorius den Flavius Marcellinus, der unter
363 dem Nahmen eines Tribunus und Notarius, ohn=
bis gefähr einen Staatssecretär der neuern Zeiten vor=
430. stellte. Er bekam besonders den Auftrag, in allem für das Beste der wahren Religion zu sorgen. (Collat. Carthag. Gest. primae cognition. p. 1051. apud Harduin.)

Marcellinus machte dieses nicht nur durch ein Ausschreiben beiden Partheien bekannt; sondern versprach auch den Donatistischen Bischöfen, daß alle, welche sich bereit erklären würden, bey der Unterredung zu erscheinen, die ihnen entrißenen Kirchen vorher wieder bekommen sollten; alles gerichtliche Verfahren wider die Donatisten sollte sogleich aufhören; und das Urtheil nach geendigter Unterredung möchte ausfallen, wie es wollte, so sollten die Bischöfe dieser Parthey ganz frey und ungestört nach Hause zurückkehren können. Zum Zeichen seiner Unpartheilichkeit erbot er sich sogar, daß, wenn die Donatisten gegen ihn einige Bedenklichkeiten hätten, er noch einen andern, den sie wählen könnten, zum Mitrichter in dieser Sache annehmen wolle; betheuerte aber nachdrücklich, daß er in jedem Falle die strengste Gerechtigkeit beobachten würde. (Collat. Carthag. l. c. p. 1052. sq.) Er bezeigte sich offenbar gefälliger und nachgebender gegen die Donatisten, als er zu thun schuldig war. Augustinus legt ihm wegen seiner Frömmigkeit, Wißenschaft und Tugend viele Lobsprüche bey, (Ep. CLI. p. 395.) welche auch durch sein Betragen gerechtfertigt wurden. Er und Hieronymus widmeten ihm manche von ihren Schriften, unter welchen die Bücher des Augustinus von der Stadt Gottes die vornehmste war.

Nach=

hatte, einsehen mochte, versprach sich nun von einem allgemeinen, das auf Befehl des Landesherrn gehalten würde, desto mehr, und arbeitete am meisten, daß es zu Stande käme. (Possidii vita Augustin. c. 13.) Die übrigen Bischöfe vereinigten sich darinne mit ihm; es wurden deswegen Abgeordnete an den kaiserlichen Hof geschickt, (Augustin. Brevic. Collat. d. III. c. 4. p. 377. sq. T. IX. Opp.) und man setzte an demselben voraus, daß die Donatisten eben solche Gesinnungen hätten, weil sie im Jahr 406. sich zu einer solchen Unterredung erboten hatten. (Collat. Carthagin. p. 1052. in Harduin. Act. Concil. T. I.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Honorius also, dessen Staatsangelegenheiten sich zu dieser Zeit, im Jahr 410, in der äußersten Zerrüttung befanden, willigte darein, durch einen besondern Befehl, in welchem er sagte, daß unter allen seinen Reichsgeschäften, die Sorge für den wahren Glauben immer das erste oder einzige gewesen sey: und allerdings hat er darinne vielen Eifer, aber geringe Klugheit, unter Vernachläßigung der oft eben so wichtigen Staatsangelegenheiten, bewiesen. Er wiederholte zugleich die Aufhebung seines Gesetzes, (coeleste oraculum,) durch welches er den Donatisten ihre Religionsfreyheit zugestanden hatte, und verordnete, daß innerhalb vier Monathen eine solche von den katholischen Bischöfen aus Friedensliebe vorgeschlagene Unterredung mit den Donatisten zu Carthago gehalten werden sollte, damit ihre Irrthümer augenscheinlich widerlegt würden. Würden sich ihre Bischöfe nicht freywillig dazu stellen: so sollten sie noch dreymal in einer verlängerten Frist gefordert werden; und bey ihrem weitern Außenbleiben, sollten alle ihre Gemeinen genöthigt werden, sich mit den Katholischen zu vereinigen, weil ihre Lehrer durch ihr Stillschweigen sich für überwunden erkannt hätten. Zu seinem Commissarius oder Bevollmäch-

J. n. C. G. 363 bis 430.

Vielleicht nennt man diesen Verdacht übertrieben; es mag also zugestanden werden, daß der Antrag, den sie in einem Schreiben an den Marcellinus thaten, welches dieser öffentlich bekannt machte, an sich betrachtet, ihnen rühmlich, und für die Donatisten beschämend gewesen sey. Sie bemerkten darinne erstlich, was man eigentlich gemeinschaftlich zu erörtern habe; und darauf erklärten sie sich, daß, wenn die Donatisten beweisen könnten, die wahre christliche Kirche sey überall untergegangen, und nur bey ihnen übrig geblieben, sie sich ihnen, ohne einen Anspruch auf die bischöfliche Würde, unterwerfen wollten; könnten aber sie, die Katholischen, das Gegentheil darthun; so möchten gleichwohl die Donatistischen Bischöfe ihr Amt beybehalten, ja in Städten, wo es Bischöfe von beyden Partheien gebe, dieselben in einer Art von abwechselnder Amtsführung verbleiben. (Collat. Carthag. l. c. p. 1053-1058.) Die Gründe, welche sie in ihrem Schreiben von diesem Erbieten angeben, sind in der That rührend, und Augustinus hatte eben nicht unrecht, in der Folge mit Vergnügen auf daßelbe zurückzusehen. (de gestis cum Emerito Donat. p. 427. sq. T. IX. Opp.)

Er, der mit seinem Freunde, dem Bischof Aurelius von Carthago, dieses ganze große Geschäft in Bewegung gesetzt hatte, machte auch mit ihm die beiden vornehmsten katholischen Bischöfe von denjenigen sieben aus, welche das Wort führen sollten. Nebst ihm sieht man auch die Bischöfe Alypius und Poßidius vorzüglich dabey geschäftig. Von der Donatistischen Seite waren darunter Primianus von Carthago, Petilianus von Constantina, und Emeritus von Cäsarea, die drey ersten und berühmtesten. Der Anfang der Versammlungen erfolgte am ersten Junius des Jahrs 411. in Gegenwart des Marcellinus, und einiger andern weltlichen

Nachdem er solchergestalt das Vertrauen von beiden Theilen gewonnen hatte, kamen auch die Abgeordneten derselben desto williger zu Carthago im Jahr 411. zusammen. Von katholischen Bischöfen langten nach und nach zweyhundert und sechs und achtzig daselbst an; man rechnete ihrer überhaupt in Africa vierhundert und siebzig. Die Donatistischen, zweyhundert neun und siebzig stark, hielten insgesammt auf einmal mit einem gewißen Gepränge ihren Einzug. Man beschuldigte sie ihre Anzahl fälschlich vergrößert zu haben; sie rechneten dieselbe mit den wegen Krankheit zurückgebliebenen über vierhundert. Weil unterdeßen eine so große Menge von Bischöfen in eine Unterredung nur Getümmel und Verwirrung gebracht haben würde: so befahl **Marcellinus**, daß jede Parthey sieben Bischöfe wählen sollte, welche sich im Nahmen der übrigen mit einander besprechen könnten. Diesen sollte jeder Theil noch sieben andere an die Seite setzen, bey denen sich jene vierzehn im Nothfall Raths erholen könnten. Acht Bischöfe nach gleicher Theilung sollten eine Aufsicht über die zu fertigenden Abschriften und Urkunden führen. Jeder Bischof sollte darinne, was er geredet hatte, mit dem kaiserlichen Commissarius unterzeichnen. Endlich sollten weder **Maximianisten**, noch andere Christen zu der Unterredung zugelaßen werden. Die Donatisten weigerten sich zwar anfänglich, alles dieses anzunehmen; gehorchten aber bald. Die Katholischen hingegen thaten einen Schritt, den man ungemein loben müßte, wenn nicht der Zweifel dabey entstünde, daß sie im voraus versichert waren, sie würden in einer Angelegenheit, welche schon vor hundert Jahren nach mehrmaligen feyerlichen Untersuchungen, zu ihrem Vortheil entschieden worden war, auch jetzt unter dem Schutze des ihnen so günstigen kaiserlichen Hofs und deßen Bevollmächtigten, gewiß die Oberhand behalten.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Viel-

J. n. besondes über die fortgesetzte Dauer deßelben, nicht
C. G. wohl für sie günstig ausfallen konnte.
363
bis
430. Auch in der zweyten Versammlung wurde noch nichts Wichtiges vorgenommen. Man bewilligte nur den Donatisten einen Aufschub, den sie nicht ohne Ursache verlangt hatten, um die gerichtlichen Abschriften von den bisherigen Verhandlungen zu ihrem Gebrauche beisammen zu haben. Endlich schritt man in der dritten Sitzung zu den Hauptfragen; doch nicht eher, als bis die lange Zänkerey, welche die Donatisten aufbrachten, geendigt war; nemlich, wer eigentlich diese ganze Unterredung begehrt habe? Keine von beiden Partheien wollte dieses von sich gesagt wißen, wegen der hämischen Folgerungen, welche die andere daraus zu ziehen im Begriff war. Marcellinus, der für einen Staatsmann, bey den Ränken, Verzögerungen und unnützen Händeln, die er anhören oder schlichten sollte, sehr viel Geduld, Mäßigung und Klugheit blicken ließ, erklärte vergebens, daß sie von beiden Theilen verlangt worden sey; (p. 1161. l. c.) er erkannte auch bald darauf, die Katholischen hätten sie begehrt. (p. 1169.) Unterdeßen gelangte man doch eben auf diesem Wege nach und nach zur Erörterung dessen, worauf alles ankam. Augustinus drang insonderheit darauf, daß ausgemacht würde, wo die Kirche sey? (l. c. p. 1149.) Nunmehr ließen die Donatisten durch einen ihrer Bischöfe einen Aufsatz vorlesen, worinne sie aus der heiligen Schrift zu beweisen suchten, daß die lasterhaften Sitten der Lehrer allerdings der Kirche solche Flecken beybrächten, daß, wenn jene bekannt würden, diese nicht mehr die wahre Kirche heißen könne. Augustinus beantwortete denselben, nicht ohne häuffig unterbrochen zu werden, indem er vielmehr durch biblische Zeugniße darthat, daß Gute und Böse,

Beamten. Allein dieser erste Tag wurde bloß mit vielerley Förmlichkeiten zugebracht, zu welchen auch Schwierigkeiten gehörten, welche die Donatisten dergestalt erregten, daß beym Anblicke derselben sich der Argwohn kaum vermeiden läßt, sie möchten wohl dieser Unterredung geflißentlich Hinderniße in den Weg gelegt haben. Marcellinus bat sie mehr als einmal, sich niederzusetzen. Darauf antwortete Petilianus, indem er ihn mit vielen Lobeserhebungen pries, sie dankten ihm zwar, daß er so alten und durch so viele Palmen der Verfolgungen blühenden Lehrern diese Erleichterung verschaffen wollte; allein da Christus vor seinem Richter gestanden habe, so wollten sie es auch vor einem so würdigen Manne thun. (Collat. Carthag. l. c. p. 1093. 1115. sq.) Diese etwas gezwungene Demuth hatte die Folge, daß nachmals auch die katholischen Bischöfe und Marcellinus selbst stehen blieben. Die Katholischen antworteten damals den Donatisten nichts; obgleich diese auch den beleidigenden Grund beigebracht hatten, es sey ihnen durch die heilige Schrift verboten, an Einem Orte mit Gottlosen zu sitzen. Aber bey einer bequemen Gelegenheit hielten sie ihnen nachher ganz treffend vor, daß wenn sie jene Worte des Psalms für eine Vorschrift für sich hielten, (Ps. XXVI. v. 5.) sie auch die gleich folgenden: **Ich gehe nicht hinein mit den Ungerechten**, hätten beobachten sollen. (Augustini Brevicul. Collation. cum Donatist. p. 383. T. IX. Opp.) Auf der andern Seite verrieth es entweder unanständigen Stolz, oder doch eine widerwärtige Gesinnung, die sich zu den Absichten einer solchen Zusammenkunft gar nicht schickte, daß die Donatisten den ihnen von den Katholischen angebotenen Bruder-Nahmen nicht annehmen wollten. (Collat. Carthag. l. c. p. 1120.) Ueberhaupt scheint es, daß ihnen eine Untersuchung mißfallen habe, die theils in Absicht auf den Ursprung ihres Schisma, theils beson-

J. n. C. G. 363 bis 430

J. n. C. G. 363 bis 430.

besondes über die fortgesetzte Dauer deßelben, nicht wohl für sie günstig ausfallen konnte.

Auch in der zweyten Versammlung wurde noch nichts Wichtiges vorgenommen. Man bewilligte nur den Donatisten einen Aufschub, den sie nicht ohne Ursache verlangt hatten, um die gerichtlichen Abschriften von den bisherigen Verhandlungen zu ihrem Gebrauche beisammen zu haben. Endlich schritt man in der dritten Sitzung zu den Hauptfragen; doch nicht eher, als bis die lange Zänkerey, welche die Donatisten aufbrachten, geendigt war; nemlich, wer eigentlich diese ganze Unterredung begehrt habe? Keine von beiden Partheien wollte dieses von sich gesagt wißen, wegen der hämischen Folgerungen, welche die andere daraus zu ziehen im Begriff war. Marcellinus, der für einen Staatsmann, bey den Ränken, Verzögerungen und unnützen Händeln, die er anhören oder schlichten sollte, sehr viel Gedult, Mäßigung und Klugheit blicken ließ, erklärte vergebens, daß sie von beiden Theilen verlangt worden sey; (p. 1161. l. c.) er erkannte auch bald darauf, die Katholischen hätten sie begehrt. (p. 1169.) Unterdeßen gelangte man doch eben auf diesem Wege nach und nach zur Erörterung deßen, worauf alles ankam. Augustinus drang insonderheit darauf, daß ausgemacht würde, wo die Kirche sey? (l. c. p. 1149.) Nunmehr ließen die Donatisten durch einen ihrer Bischöfe einen Aufsatz vorlesen, worinne sie aus der heiligen Schrift zu beweisen suchten, daß die lasterhaften Sitten der Lehrer allerdings der Kirche solche Flecken beybrächten, daß, wenn jene bekannt würden, diese nicht mehr die wahre Kirche heißen könne. Augustinus beantwortete denselben, nicht ohne häuffig unterbrochen zu werden, indem er vielmehr durch biblische Zeugniße darthat, daß Gute und Böse,

die letztern versteckt und auch offenbar, in dieser Welt J.
untereinander vermischt, von der Kirche geduldet C.G
würden; ohne daß deswegen die erstern an den Sün- 36 bis
den der letztern Theil nähmen. Zwar machten die 43
Donatisten dagegen einige Einwendungen; sie wollten unter andern nicht zugeben, daß der Teufel das Unkraut in der Kirche gesäet habe. Da ihnen aber Augustinus das Ansehen des Cyprianus entgegensetzte, der jenes Gleichniß so ausgelegt hatte: so unterstanden sie sich nicht, etwas dagegen zu sagen. (Augustin. Brevic. Collat. cum Donatist. p. 384.) Ja sie wurden so weit gebracht, vornehmlich durch die Anwendung, welche eben dieser Lehrer von der Maximianistischen Parthey gegen sie machte, daß sie sich genöthigt sahen, zu gestehen, eine Sache könne der andern, und das Betragen einer Person der andern nicht nachtheilig seyn; (Augustin. l. c. et Libr. ad Donatist. post collationem, p. 396. T. IX.) ein Bekenntniß, das ihnen Augustinus so oft vorgeworfen hat. Nachdem auf diese Weise die dogmatische Hauptfrage von der Kirche entschieden worden war, wie Marcellinus selbst erkannte, gieng man zu der historischen, von dem Ursprunge der Donatistischen Spaltung, über. Die Donatisten waren dazu so wenig geneigt, daß sie vielmehr behaupteten, in dieser Sache müße Christus allein Richter seyn. (Augustin. Brevic. Collat. p. 384.) Die Katholischen hingegen fanden ihre Rechnung desto mehr dabey, dieselbe völlig ins Licht zu setzen, weil selbst in dem Falle, wenn Cäcilianus, welcher den Donatisten den ersten Vorwand zu ihrer Trennung gegeben hatte, schuldig gefunden werden sollte, daraus die Nothwendigkeit einer Absonderung von der katholischen Kirche nicht gefolgert werden konnte. Man suchte also alles auf, um jene ersten Anfänge des Donatismus aufzuklären; oder eigentlich, durch absichtliche Vorstellungen davon

von

J. n. C. G. 363 bis 430.

aus den bisher angeführten Schlüßen ihrer Synoden gesehen hat, so wenig geneigt, der weltlichen Macht ein ausnehmendes Recht in kirchlichen Angelegenheiten zuzugestehen, daß sie vielmehr Strafen auf diejenigen setzten, die sich von geistlichen Gerichten an weltliche wenden würden. Doch die Donatistischen Händel waren von ihrem Ursprunge her, den Kaisern zur Entscheidung vorgelegt worden, weil sie anfänglich mit der Religion in gar keiner Verbindung standen, sondern nur die Rechtmäßigkeit einer Bischofswahl betrafen; weil beide streitende Partheien sich nicht wohl anders helfen konnten; und weil man vermuthlich in der ersten Freude über einen christlichen Kaiser, nicht daran dachte, ihm würksame Theilnehmung an kirchlichen Händeln streitig zu machen. Hatte doch der ältere Constantinus sich tief genug in die Beurtheilung einer so wichtigen Glaubenszwistigkeit, als die Arianische war, einmischen können. Die Ausschweifungen der Circumcellionen gaben der Donatistischen Spaltung noch mehr die Gestalt einer für die Aufmerksamkeit des Fürsten wichtigen, und für die bürgerliche Gesellschaft bedenklichen Parthey. Allmählig fochten zwar die Katholischen und Donatisten auch über die Lehren von der Taufe und Kirche mit einander; aber man mußte dennoch, um dem Grunde dieser Uneinigkeit nachzugehen, auf die ersten Begebenheiten zurückkehren, über welche die Kaiser gesprochen, Gesetze gegeben, und ihre Vollstreckung sogar mit gewaffneter Hand hatten veranstalten laßen. Diese Angelegenheit war also immer in den Händen des kaiserlichen Hofs gewesen; auch konnten die Katholischen nicht anders hoffen, sie zu ihrem Vortheil ausgemacht zu sehen, als durch eben dieselben. Die Donatisten durch eine Unterredung vollkommen zu überzeugen, und zur Wiedervereinigung zu nöthi-

gen,

J. n. C. G. 363 bis 430

Strafe leiden. Hingegen sollten ihnen auch die Erbietungen noch ferner offen stehen, welche ihnen die katholischen Bischöfe gethan hätten, wenn sie zu ihrer Gemeine treten wollten; und die ungehinderte Zurückreise der Donatistischen Bischöfe, welche Marcellinus versprochen hätte, sollte ebenfals erfüllt werden. Wer endlich Circumcellionen auf seinen Gütern hätte, und sie nicht im Zaum hielte, deßen Besitzungen sollten der kaiserlichen Kammer zugeschlagen werden. (Collat. Carthag. p. 1189. sq.)

So endigte sich die berühmte Unterredung von Carthago. (Collatio Carthaginensis.) Unter den Merkwürdigkeiten derselben, welche in die Augen fallen, ist es eine der vornehmsten, daß die weltliche Obrigkeit einen so entscheidenden Antheil daran genommen hat. Nach den kirchlichen Sitten dieser Zeiten war es schon längst gewöhnlich, daß Religionsstreitigkeiten von Bischöfen nicht bloß in Berathschlagung gezogen, sondern auch durch Schlüße ausgemacht wurden. Hier findet sich zwar eine Reihe von Begebenheiten, welche untersucht wurden; aber auch theologische Lehrsätze forderten eine Haupterörterung: und Marcellinus sprach über beide das Urtheil aus, wornach sich sowohl die Bischöfe als ihre Gemeinen richten mußten. Walch glaubt, (l. c. S. 221. fg.) daß man damals der bürgerlichen Obrigkeit ein großes Recht in Kirchensachen eingeräumet, und, wenn man es, wie es sehr wahrscheinlich sey, bedenklich gefunden, diese Sache einer auswärtigen Kirchenversammlung zu überlaßen, kein anderes Mittel übrig gehabt habe, als einen so vornehmen Mann zum Commißarius und Richter zu wählen. Allein dieses scheint noch nicht zureichend zu seyn, um ein solches Verfahren zu erklären. Die katholischen Bischöfe in Africa waren, wie man

J. n. C. G. 363 bis 430. aus den bisher angeführten Schlüßen ihrer Synoden gesehen hat, so wenig geneigt, der weltlichen Macht ein ausnehmendes Recht in kirchlichen Angelegenheiten zuzugestehen, daß sie vielmehr Strafen auf diejenigen setzten, die sich von geistlichen Gerichten an weltliche wenden würden. Doch die Donatistischen Händel waren von ihrem Ursprunge her, den Kaisern zur Entscheidung vorgelegt worden, weil sie anfänglich mit der Religion in gar keiner Verbindung standen, sondern nur die Rechtmäßigkeit einer Bischofswahl betrafen; weil beide streitende Partheien sich nicht wohl anders helfen konnten; und weil man vermuthlich in der ersten Freude über einen christlichen Kaiser, nicht daran dachte, ihm würksame Theilnehmung an kirchlichen Händeln streitig zu machen. Hatte doch der ältere Constantinus sich tief genug in die Beurtheilung einer so wichtigen Glaubenszwistigkeit, als die Arianische war, einmischen können. Die Ausschweifungen der Circumcellionen gaben der Donatistischen Spaltung noch mehr die Gestalt einer für die Aufmerksamkeit des Fürsten wichtigen, und für die bürgerliche Gesellschaft bedenklichen Parthey. Allmählig fochten zwar die Katholischen und Donatisten auch über die Lehren von der Taufe und Kirche mit einander; aber man mußte dennoch, um dem Grunde dieser Uneinigkeit nachzugehen, auf die ersten Begebenheiten zurückkehren, über welche die Kaiser gesprochen, Gesetze gegeben, und ihre Vollstreckung sogar mit gewaffneter Hand hatten veranstalten laßen. Diese Angelegenheit war also immer in den Händen des kaiserlichen Hofs gewesen; auch konnten die Katholischen nicht anders hoffen, sie zu ihrem Vortheil ausgemacht zu sehen, als durch eben dieselben. Die Donatisten durch eine Unterredung vollkommen zu überzeugen, und zur Wiedervereinigung zu nöthigen,

gen, das erwarteten sie wohl selbst nicht; aber wenn J. n.
alles von ihrer Seite geschehen war, was theologi- C. G.
sche Friedensliebe verkündigte, konnten sie desto zu- 363
versichtlicher den Arm der Obrigkeit auffordern. Ihre bis
Synoden würkten etwas, aber nur langsam; ge- 430.
häufte, schnell auf einander folgende kaiserliche Gesetze beschleunigten den Lauf der Sache ganz anders; und die kaiserliche Commißion (denn das war eigentlich die Unterredung zu Carthago,) versprach, von einem neuen scharfen Gesetze unterstützt, desto größere Folgen. Die Bischöfe verloren durch diese von ihnen selbst ausgebetene Veranstaltungen des Landesherrn nichts von ihrem Ansehen; sie wurden dabey auf das ehrerbietigste behandelt, und er gab eigentlich nur, wie sonst so öfters, das Werkzeug ihrer Wünsche ab. Weit weniger hatten zwar die Donatisten Ursache, damit zufrieden zu seyn; aber es war zu spät, sie abzuwenden, nachdem sich, ohngeachtet der scheinbaren Unpartheilichkeit des kaiserlichen Richters, alles wider sie bereits vereinigt hatte. Ueberhaupt bleibt diese Unterredung immer eines der merkwürdigsten Beispiele aus jenen Zeiten, von den ohne alles Widerreden anerkannten Gerechtsamen des Landesfürsten in kirchlichen und sogar Religionssachen.

Proben einer vorzüglichen Wißenschaft oder Klugheit hat keine von beiden Partheien dabey abgelegt. Sie war größtentheils mehr ein Gezänke, ein Auflauern, wie man einander Vortheile abgewinnen könne, ein Ausweichen, wenn man gedrängt wurde, eine eifrige Rechthaberey, wenn man den Gegentheil verfolgen zu können glaubte, und ein stolzes Herabsehen auf einander, als ein Versuch weiser und christlicher Lehrer, zu einem billigen Vergleiche zu kommen. Die Donatisten, unter welchen sich bey die-

J. n. C. G. 363 bis 430.

aus den bisher angeführten Schlüßen ihrer Synoden gesehen hat, so wenig geneigt, der weltlichen Macht ein ausnehmendes Recht in kirchlichen Angelegenheiten zuzugestehen, daß sie vielmehr Strafen auf diejenigen setzten, die sich von geistlichen Gerichten an weltliche wenden würden. Doch die Donatistischen Händel waren von ihrem Ursprunge her, den Kaisern zur Entscheidung vorgelegt worden, weil sie anfänglich mit der Religion in gar keiner Verbindung standen, sondern nur die Rechtmäßigkeit einer Bischofswahl betrafen; weil beide streitende Partheien sich nicht wohl anders helfen konnten; und weil man vermuthlich in der ersten Freude über einen christlichen Kaiser, nicht daran dachte, ihm würksame Theilnehmung an kirchlichen Händeln streitig zu machen. Hatte doch der ältere Constantinus sich tief genug in die Beurtheilung einer so wichtigen Glaubenszwistigkeit, als die Arianische war, einmischen können. Die Ausschweifungen der Circumcellionen gaben der Donatistischen Spaltung noch mehr die Gestalt einer für die Aufmerksamkeit des Fürsten wichtigen, und für die bürgerliche Gesellschaft bedenklichen Parthey. Allmählig fochten zwar die Katholischen und Donatisten auch über die Lehren von der Taufe und Kirche mit einander; aber man mußte dennoch, um dem Grunde dieser Uneinigkeit nachzugehen, auf die ersten Begebenheiten zurückkehren, über welche die Kaiser gesprochen, Gesetze gegeben, und ihre Vollstreckung sogar mit gewaffneter Hand hatten veranstalten laßen. Diese Angelegenheit war also immer in den Händen des kaiserlichen Hofs gewesen; auch konnten die Katholischen nicht anders hoffen, sie zu ihrem Vortheil ausgemacht zu sehen, als durch eben dieselben. Die Donatisten durch eine Unterredung vollkommen zu überzeugen, und zur Wiedervereinigung zu nöthi-

gen,

T. V.) an den Unterredungen des dritten Tags mangelt, kann ziemlich wohl durch den Auszug ersetzt werden, welchen er aus derselben, wegen ihrer Weitläuftigkeit, wie er schreibt, (Retractatt. L. II. c. 39.) im Jahr 412. verfertigt hat. Er ist zusammenhängend, kernhaft und überhaupt gut gerathen; wenn gleich der Verfaßer darinne seine Parthey nicht verleugnen kann. (Augustini Breviculus Collationis cum Donatistis, p. 371. sq. T. IX. Opp.) Einen sehr brauchbaren Auszug jenes Protocolls und dieser Schrift des Augustinus, mit treffenden Beurtheilungen begleitet, hat Fuchs in seine Bibliothek der Kirchenversammlungen (Th. III. S. 161. fg.) eingerückt. Eben diese Urkunde aber diente hauptsächlich, da sie noch in der Handschrift lag, dem berühmten Rechtsgelehrten Franc. Balduinus, zur Führerin, um eine Geschichte der Carthaginensischen Unterredung (Historia Carthaginensis Collationis) im Jahr 1566. zu Paris in 8. ans Licht stellen zu können, welche nach mehrern Ausgaben auch vom Dü Pin in seine erstgedachte Sammlung (l. c. p. 337. sq.) eingerückt worden ist. Wegen einer vermeinten Seltenheit hat sie auch der Hr. Geheime Rath von Buininck zu Düßeldorf im Jahr 1763. 8. wieder auflegen laßen. Sie ist der großen Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit dieses Schriftstellers würdig; braucht aber manche Verbeßerungen, und ist öfters mit einer unerwarteten theologischen Heftigkeit geschrieben. Ganz seicht und partheiisch ist sie da gerathen, wo er die so sichtbaren Rechte des Kaisers in Kirchensachen streitig machen, und wider alle Geschichte den Römischen Bischof daran Theil nehmen laßen will. J. n. C. G. 363 bis 430.

Obgleich die Donatisten die Akten von dieser Unterredung für jeden Tag eben sowohl als die Ka-

J. n. C.G. 363 bis 430.

ser Gelegenheit **Petilianus** vor allen andern auszeichnete, haben diese Fehler am allermeisten begangen; und wenn gleich die Katholischen auch schlechte Schriftausleger und Dogmatisten vorstellten: so sind sie doch mehr den geraden Weg gegangen, der zur Aussöhnung führen konnte. Man kann von allem diesem zuverläßig genug urtheilen, weil sich ein sehr beträchtlicher Theil von den gerichtlichen Abschriften der Verhandlungen dieser Unterredung, unter der Aufschrift: Gesta Collationis, habitae Carthagine, inter Catholicos et Donatistas, erhalten hat. Voran geht ein Register des Inhalts dieser Verhandlungen, das ein gewißer **Marcellus** gleich damals auf Verlangen von zween Bischöfen, in einem Verzeichniße von dem, was jeden Tag vorgegangen ist, (Capitula gestorum) verfertigt hat. Sodann folgt das Protocoll selbst, mit einigen dazu gehörigen Aufsätzen, nach den drey Tagen der Unterredung abgefaßt: (Gesta primae, secundae tertiae cognitionis,) nur fehlt ohngefähr der dritte Theil vom letzten Tage. Diese schätzbare Urkunde hat **Steph. Balüze** zuerst weit richtiger, als es andere Gelehrte seit dem sechszehnten Jahrhunderte gethan hatten, mit einer Vorrede von der Handschrift, aus welcher sie gezogen ist, vielen schönen erläuternden Anmerkungen, und andern nützlichen Zusätzen, herausgegeben. (Nova Collect. Concilior. T. I. p. 117-360. Paris 1683. fol.) Nach dieser Ausgabe haben sie **du Pin** (in Monument. veter. ad Hist. Donatist. pertinent. p. 225. sq. bey seiner Ausgabe des **Optatus**;) **Hardouin** (in Actis Concilior. T. I. p. 1043. sq. aber mit Weglaßung von Baluzens Vorrede und Anmerkungen,) und **Mansi** (in Collect. ampliss. Concilior. T. IV. p. 1. sq.) wieder abdrucken laßen. Was in dieser Urkunde, welche **Augustinus** seiner Gemeine vorlesen ließ, (Serm. CLXIV. c. 8. p. 553. T. V.)

T. V.) an den Unterredungen des dritten Tags mangelt, kann ziemlich wohl durch den Auszug ersetzt werden, welchen er aus derselben, wegen ihrer Weitläuftigkeit, wie er schreibt, (Retractatt. L. II. c. 39.) im Jahr 412. verfertigt hat. Er ist zusammenhängend, kernhaft und überhaupt gut gerathen; wenn gleich der Verfaßer darinne seine Parthey nicht verleugnen kann. (Augustini Breviculus Collationis cum Donatistis, p. 371. sq. T. IX. Opp.) Einen sehr brauchbaren Auszug jenes Protocolls und dieser Schrift des Augustinus, mit treffenden Beurtheilungen begleitet, hat Fuchs in seine Bibliothek der Kirchenversammlungen (Th. III. S. 161. fg.) eingerückt. Eben diese Urkunde aber diente hauptsächlich, da sie noch in der Handschrift lag, dem berühmten Rechtsgelehrten Franc. Balduinus, zur Führerin, um eine Geschichte der Carthaginensischen Unterredung (Historia Carthaginensis Collationis) im Jahr 1566. zu Paris in 8. ans Licht stellen zu können, welche nach mehrern Ausgaben auch vom Du Pin in seine erstgedachte Sammlung (l. c. p. 337. sq.) eingerückt worden ist. Wegen einer vermeinten Seltenheit hat sie auch der Hr. Geheime Rath von Buininck zu Düßeldorf im Jahr 1763. 8. wieder auflegen laßen. Sie ist der großen Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit dieses Schriftstellers würdig; braucht aber manche Verbeßerungen, und ist öfters mit einer unerwarteten theologischen Heftigkeit geschrieben. Ganz seicht und partheiisch ist sie da gerathen, wo er die so sichtbaren Rechte des Kaisers in Kirchensachen streitig machen, und wider alle Geschichte den Römischen Bischof daran Theil nehmen laßen will.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Obgleich die Donatisten die Akten von dieser Unterredung für jeden Tag eben sowohl als die Ka-

J. n. C.G. 363 bis 430.

den Katholischen aber; und es waren auch darunter häufig Circumcellionen. (Augustin. contra Gaudent. L. I. c. 29. p. 443. T. IX.) Allein der größte Theil von ihnen blieb doch seiner Parthey standhaft zugethan. Augustinus leitete dieses bloß von dem Stolze ihrer Lehrer her. Sie befürchteten, sagt er, in einer seiner Predigten, (Serm. CLXIV. p. 554. T. V.) ihre Zuhörer möchten ihnen, wenn sie gestünden, überwunden worden zu seyn, vorwerfen: Warum habt ihr uns denn betrogen und verführt? Warum habt ihr so viel Böses und Falsches gesagt? Allein andere natürliche Ursachen möchten sich wohl eben so leicht angeben laßen: insbesondere die einmal bey ihnen eingewurzelte, und bis zur Schwärmerey gestiegene Verachtung der katholischen Kirche, die auch durch Haß gegen dieselbe wegen ihres Verfolgungsgeistes, befestigt wurde. Als jedoch das harte Gesetz des Honorius erschien; da vereinigte sich eine Anzahl Donatistischer Bischöfe nebst ihren Gemeinen, mit den Katholischen; andere ihrer Bischöfe entflohen, oder versteckten sich. Manche Donatisten wurden desto wütender, und mißhandelten die katholischen Geistlichen zum Theil bis auf den Tod; es gab einige unter ihnen, die sich aus Verzweifelung selbst das Leben nahmen. Immer blieben auch noch sehr viele übrig, die sich auf keine Weise gewinnen ließen. Diese schrien laut über die wiederholten Bedrückungen, und beschuldigten die Katholischen, daß es ihnen hauptsächlich nur um ihre Güter zu thun sey. Die letztern hingegen versicherten, daß alles bloß aus Liebe zum Heil und zur Rettung der Donatisten geschehe. Man sieht auf der einen Seite die so geängstigte Parthey noch stark und muthig genug, um auf einer Kirchenversammlung von mehr als dreyßig Bischöfen, unter welchen sich auch Petilianus befand, die Verordnung machen zu können,

nen, daß diejenigen Bischöfe und Aeltesten, welche aus Zwang dem Gottesdienste der Katholischen beigewohnt hätten, unter der Bedingung wieder aufgenommen werden sollten, wenn sie nur nicht das heilige Abendmahl bey jenen verwaltet, (Sacrificium obtulerint,) oder einen öffentlichen Religionsvortrag gehalten hätten. Auf der andern Seite rechtfertigten sich die Katholischen auf einer Synode zu Zerte, durch ein vom Augustinus abgefaßtes Schreiben gegen den Vorwurf ihrer Gegner, als wenn sie den Marcellinus bestochen hätten. (Possid. vit. Augustin. c. 13. Augustin. Ep. CXXXIII. p. 300. Ep. CXLI. p. 349. Ep. CLXXXV. p. 500. contra Gaudent. L. I. c. 37. sq.) Auch diesmal bat Augustinus den Marcellinus und den Proconsul von Africa, an den Donatisten wenigstens keine Lebensstrafen vollziehen zu laßen, weil dieses der christlichen Gelindigkeit gemäß sey, und zu ihrer Beßerung dienen werde; ja die Leiden der Knechte Gottes würden durch eine blutige Rache entehrt. (Epist. CXXXIII. CXXXIV. p. 300. sq. Ep. CXXXIX. p. 318.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Zwar wurde Marcellinus selbst im Jahr 413. auf Befehl des Feldherrn Marinus, der eine in Africa ausgebrochene Empörung gedämpft hatte, unter dem Vorwande hingerichtet, als wenn er an derselben Antheil genommen hätte. Augustinus, der damals zu Carthago, wo dieses geschah, gegenwärtig war, und den Todt deßelben vergebens zu verhindern suchte, sagt in dem Briefe, worinne er denselben beklagt, (Ep. CLI. p. 392. sq.) nicht das Geringste, woraus man schließen könnte, daß die Donatisten Schuld daran gewesen wären. Gleichwohl hat man in den neuern Zeiten bloß auf das hier so ungültige Zeugniß des in großer Entfernung davon lebenden Hieronymus, (contra Pelag. L. III. c. 6.) nach

J. n. C. G. 363 bis 430.

welchem Marcellinus von den Ketzern unschuldig ums Leben gebracht worden seyn soll, eine Bestechung der Donatisten dabey mit Gewißheit vorausgesetzt, und denselben desto mehr als einen Märtyrer und Heiligen bis auf unsre Zeiten verehrt. (Tillemont, l. c. p. 612. sqq.)

Seine Hinrichtung erleichterte auch das Schicksal der Donatisten gar nicht. Vielmehr gab Honorius im Jahr 424. ein neues sehr geschärftes Gesetz wider sie. (l. 54. C. Th. de Haeret.) Außerdem was er ehemals von ihrer Untüchtigkeit, Testamente aufzusetzen, von ihren Geistlichen, Kirchen, und ihrer Versteckung verordnet hatte, setzte er nunmehr hinzu, daß die Vornehmsten unter ihnen, an statt der sonst bestimmten Geldstrafe von funfzig Pfund Goldes, zweyhundert Pfund bezahlen sollten; daß jede solche Person die ihr aufgelegte Geldbuße so oft abtragen sollte, als sie dem Gottesdienste der Donatisten beygewohnt hätte; daß ihm, wenn sie dieses mehr als fünfmal gethan habe, davon Bericht abgestattet werden sollte, um eine noch härtere Strafe vorzuschreiben; daß auch die Geldstrafe der übrigen Stände unter den Donatisten erhöht werden sollte; daß den Bauern, welche durch Schläge nicht gebessert werden könnten, der dritte Theil ihres Vermögens entzogen werden sollte; und daß, um andere kleinere Umstände in diesem Gesetze vorbeyzulaßen, alle Donatisten für ehrlos, und unwürdig gehalten werden sollten, in ehrbaren Versammlungen gegenwärtig zu seyn. — Da auch die Donatisten vorgeben mochten, daß mit dem Tode des Marcellinus, weil er als ein Empörer hingerichtet worden war, zugleich sein gegen sie gefälltes Urtheil unkräftig geworden sey: so bestätigte Honorius daßelbe unter einer rühmlichen Meldung seines Andenkens,

noch

noch im Jahr 414. (l. 55. C. Th. de Haeret.) J. n.
Selbst Gothofredus nimmt hier Gelegenheit, C. G.
(Comment. ad h. l. p. 198.) der gemeinen Mei- 363
nung, daß die Donatisten den Tod des Marcel- bis
linus befördert hätten, ohne erheblichere Grün- 430.
de beyzutreten. — Im folgenden Jahre verbot der Kaiser die öffentlichen Zusammenkünfte der Donatisten noch einmal, nicht bloß bey Strafe der Landesverweisung, sondern auch des Lebens. (l. c. l. 56.)

Nunmehr konnte also die Unterdrückung der Donatisten wenig aufgehalten werden. Die Nachrichten von ihnen werden zwar seit dieser Zeit seltner; eben weil sie aufhörten, eine furchtbare Parthey auszumachen, und weil auch Augustinus eine neue wichtige Beschäftigung mit andern Ketzern, mit den Pelagianern, erhalten hatte. Doch kommen sie noch in seinen Predigten, Briefen und andern Schriften, nicht ohne merkwürdige Stellungen und Umstände vor. So wurde er um das Jahr 417. von dem berühmten Römischen Feldherrn in Africa, Bonifacius, über den Unterschied zwischen den Donatisten und Arianern befragt, und antwortete ihm darauf durch das ebenfals berühmte Schreiben, welches er selbst wegen seiner Länge ein Buch genannt hat. (de Correctione Donatistarum Liber, seu Epist. CLXXXV. p. 489. sq. T. II. Retractatt. L. II. c. 48.) Die Grundsätze und vermeinten Beweise, welche er darinne von der Nothwendigkeit und dem Nutzen der Verfolgung der Donatisten vorträgt, haben bereits an einem andern Orte (Th. IX. S. 330. fg.) die Veranlaßung zu einem Auszuge aus demselben gegeben. — Noch einmal beschäftigte sich auch eine allgemeine Africanische Kirchenversammlung, welche zu Carthago im Jahr

418.

J. n. C. G. 363 bis 430.

welchem Marcellinus von den Ketzern unschuldig ums Leben gebracht worden seyn soll, eine Bestechung der Donatisten dabey mit Gewißheit vorausgesetzt, und denselben desto mehr als einen Märtyrer und Heiligen bis auf unsre Zeiten verehrt. (Tillemont, l. c. p. 612. sqq.)

Seine Hinrichtung erleichterte auch das Schicksal der Donatisten gar nicht. Vielmehr gab Honorius im Jahr 424. ein neues sehr geschärftes Gesetz wider sie. (l. 54. C. Th. de Haeret.) Außerdem was er ehemals von ihrer Untüchtigkeit, Testamente aufzusetzen, von ihren Geistlichen, Kirchen, und ihrer Versteckung verordnet hatte, setzte er nunmehr hinzu, daß die Vornehmsten unter ihnen, an statt der sonst bestimmten Geldstrafe von funfzig Pfund Goldes, zweyhundert Pfund bezahlen sollten; daß jede solche Person die ihr aufgelegte Geldbuße so oft abtragen sollte, als sie dem Gottesdienste der Donatisten beygewohnt hätte; daß ihm, wenn sie dieses mehr als fünfmal gethan habe, davon Bericht abgestattet werden sollte, um eine noch härtere Strafe vorzuschreiben; daß auch die Geldstrafe der übrigen Stände unter den Donatisten erhöht werden sollte; daß den Bauern, welche durch Schläge nicht gebessert werden könnten, der dritte Theil ihres Vermögens entzogen werden sollte; und daß, um andere kleinere Umstände in diesem Gesetze vorbeyzulaßen, alle Donatisten für ehrlos, und unwürdig gehalten werden sollten, in ehrbaren Versammlungen gegenwärtig zu seyn. — Da auch die Donatisten vorgeben mochten, daß mit dem Tode des Marcellinus, weil er als ein Empörer hingerichtet worden war, zugleich sein gegen sie gefälltes Urtheil unkräftig geworden sey: so bestätigte Honorius daßelbe unter einer rühmlichen Meldung seines Andenkens,

noch

noch im Jahr 414. (l. 55. C. Th. de Haeret.) J. n.
Selbst Gothofredus nimmt hier Gelegenheit, C. G.
(Comment. ad h. l. p. 198.) der gemeinen Mei- 363
nung, daß die Donatisten den Tod des Marcel- bis
linus befördert hätten, ohne erheblichere Grün- 430.
de beizutreten. — Im folgenden Jahre verbot der Kaiser die öffentlichen Zusammenkünfte der Donatisten noch einmal, nicht bloß bey Strafe der Landesverweisung, sondern auch des Lebens. (l. c. l. 56.)

Nunmehr konnte also die Unterdrückung der Donatisten wenig aufgehalten werden. Die Nachrichten von ihnen werden zwar seit dieser Zeit seltner; eben weil sie aufhörten, eine furchtbare Parthey auszumachen, und weil auch Augustinus eine neue wichtige Beschäftigung mit andern Ketzern, mit den Pelagianern, erhalten hatte. Doch kommen sie noch in seinen Predigten, Briefen und andern Schriften, nicht ohne merkwürdige Stellungen und Umstände vor. So wurde er um das Jahr 417. von dem berühmten Römischen Feldherrn in Africa, Bonifacius, über den Unterschied zwischen den Donatisten und Arianern befragt, und antwortete ihm darauf durch das ebenfals berühmte Schreiben, welches er selbst wegen seiner Länge ein Buch genannt hat. (de Correctione Donatistarum Liber, seu Epist. CLXXXV. p. 489. sq. T. II. Retractatt. L. II. c. 48.) Die Grundsätze und vermeinten Beweise, welche er darinne von der Nothwendigkeit und dem Nutzen der Verfolgung der Donatisten vorträgt, haben bereits an einem andern Orte (Th. IX. S. 330. fg.) die Veranlaßung zu einem Auszuge aus demselben gegeben. — Noch einmal beschäftigte sich auch eine allgemeine Africanische Kirchenversammlung, welche zu Carthago im Jahr

J. n. 418. gehalten wurde, mit dem Schicksale der Do-
C. G. natisten. Außer ihren Verordnungen wider die
363 Pelagianer, setzte sie insonderheit fest, wie es mit
bis 430. den Donatistischen Gemeinen und Bischöfen gehalten werden sollte, welche vor oder nach den kaiserlichen Gesetzen wider diese Parthey sich zu den Katholischen gewandt hätten; weil darüber zwischen den Bischöfen der letztern, die bey dieser Gelegenheit ihre Kirchensprengel zu erweitern suchten, allerhand Zwistigkeiten entstanden waren. Sie munterte die Bischöfe durch diese Hoffnung eines zu vergrößernden kirchlichen Gebiets auf, die Ketzer in ihrer Nähe mit der katholischen Kirche zu vereinigen, und bedrohete diejenigen, welche sich in dieser Pflicht nachläßig erweisen würden. (Cod. Canon. Eccl. Afric. c. CXVII, sq. p. 930, sq, apud Harduin.) — In eben demselben Jahre kam Augustinus auf einer Reise nach Cäsarea in Mauritanien, wo er nächst andern Donatisten, auch ihren vorzüglich bekannten Bischof Emeritus antraf. Er hatte an denselben, gleich nach dem Religionsgespräche zu Carthago, wo sich derselbe hervorthat, ein Buch geschrieben, in welchem die Gründe kurz zusammen gefaßt waren, die seine Parthey zu Boden werfen sollten; das aber verloren gegangen ist. (Retractatt. L. II. c. 46.) Jetzt begleitete er den Augustinus auf deßen Ersuchen, in die Kirche der Katholischen zu Cäsarea; wo er jedoch gar keine Neigung zur Vereinigung mit derselben bezeigte. Der erstere hielt daselbst eine Predigt, die man noch lesen kann, und die eine ziemlich sanfte Einladung an den Emeritus war. (Sermo ad Caesareens. Eccles. plebem, p. 419. sq. T. IX. Opp. Man gab ihm auch zween Tage Frist, nach welchen er sich vor einer großen Versammlung in der Kirche zu einer Unterredung mit dem Augustinus einstellte. Allein es war nicht möglich, ihn zu dersel-

am richtigsten beurtheilt hat, (Th. IV. S. 231.) beigebracht. J. n. C. G. 363 bis 430.

Es würde eine sehr überflüßige Mühe seyn, mit welcher bisher der Fortgang, das Wanken und der Fall dieser schismatischen Parthey so umständlich beschrieben worden sind, wenn man sie am Ende der Erzählung bloß andern solchen Sekten darinne ähnlich sähe, daß sie aus geringfügigen Veranlaßungen erwachsen, durch Hartnäckigkeit und Schwärmerey genährt, von der herrschenden Kirche, deren Gemeinschaft sie sich entzogen hatte, bestritten und verfolgt, lange genug mit gutem Erfolge vertheidigt, endlich aber doch durch die Uebermacht zu Grunde gerichtet worden sey. Allein so wenig die Donatistische Spaltung in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts für die Denkungsart, den Lehrbegriff und die Religionsstreitigkeiten der Katholischen überhaupt, wichtige Folgen zu versprechen schien; so hat sie doch dieselben seit der Mitte eben dieses Jahrhunderts, nach und nach reichlich hervorgebracht. Sie wurde niemals eine eigentliche ketzerische Parthey; und hat doch auf die Religionsbegriffe aller folgenden Zeiten ungemein viel gewürkt. Während des langen und verwickelten Gefechts mit derselben, geriethen die katholischen Lehrer theils natürlich auf gewiße Fragen aus der Glaubenslehre; theils gewöhnten sie sich an manche Grundsätze und Lehren, die ihnen wider diese Parthey die meisten Dienste thaten. Gewinn für das vernünftige und ächte Christenthum, war unterdeßen ganz und gar nicht dabey. Sie verließen die sonst vom Cyprianus und so vielen andern africanischen Bischöfen eifrig behauptete Meinung, daß die Taufe der Ketzer ungültig sey, zwar gänzlich; begiengen aber die Unbesonnenheit, von eben dieser Taufe, die sie für eine wahre erklär-

n. C. G. 363 bis 430. die Schafe zu laßen; und diejenigen möchten es sich zuschreiben, welche wider die Absicht Gottes, an statt der Lehrer, Gewalt und Soldaten gebrauchten. Dulcitius schickte diese Briefe dem Augustinus zu, der sie sogleich beantwortete; auch, da ihm Gaudentius eine kleine Gegenschrift zusandte, diese gleichfalls widerlegte. So kamen um das Jahr 420. seine zwey Bücher wider den Gaudentius (T. IX. Opp. p. 321. sq.) zum Vorschein. Nach so vielen Streitschriften deßelben gegen die Donatisten, die bereits beschrieben worden sind, erachtet man leicht, was in dieser zu suchen sey. Hin und wieder könnte er beßer geantwortet haben; nicht immer vertheidigt er ohnedieß auch eine gute Sache; wiewohl sein Gegner gar nicht unter die stärksten gehört.

Nachdem die Donatisten schon eine Zeitlang gesunken waren, versetzten ihnen die beiden Kaiser, Valentinianus der dritte, und Theodosius der zweyte, die letzten Streiche. Jener verordnete von neuem wider sie und alle andere Ketzer im Jahr 425. die Landesverweisung. (l. 63. C. Th. de Haeretic.) Dieser aber verbot ihnen im Jahr 428., in gleicher Gesellschaft, schlechterdings alle gottesdienstliche Versammlungen. (l. c. l. 65.) Von dieser Zeit an, erblickt man nur geringe Spuren von ihnen in der Geschichte. Doch sieht man, daß Ueberbleibsale derselben noch bis gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts vorhanden gewesen sind: und allem Ansehen nach sind sie erst im siebenten Jahrhunderte, mit dem Einbruch der Araber in Africa, gänzlich untergegangen. Diese geringen und zerstreuten Nachrichten haben unter andern Tillemont, der sorgfältigste Sammler in dieser Geschichte, (Mémoires, T. VI. p. 192. sq.) und Walch, der dieselbe

am richtigsten beurtheilt hat, (Th. IV. S. 231.) beigebracht. J. n. C. G. 363 bis 430.

Es würde eine sehr überflüßige Mühe seyn, mit welcher bisher der Fortgang, das Wanken und der Fall dieser schismatischen Parthey so umständlich beschrieben worden sind, wenn man sie am Ende der Erzählung bloß andern solchen Sekten darinne ähnlich sähe, daß sie aus geringfügigen Veranlaßungen erwachsen, durch Hartnäckigkeit und Schwärmerey genährt, von der herrschenden Kirche, deren Gemeinschaft sie sich entzogen hatte, bestritten und verfolgt, lange genug mit gutem Erfolge vertheidigt, endlich aber doch durch die Uebermacht zu Grunde gerichtet worden sey. Allein so wenig die Donatistische Spaltung in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts für die Denkungsart, den Lehrbegriff und die Religionsstreitigkeiten der Katholischen überhaupt, wichtige Folgen zu versprechen schien; so hat sie doch dieselben seit der Mitte eben dieses Jahrhunderts, nach und nach reichlich hervorgebracht. Sie wurde niemals eine eigentliche ketzerische Parthey; und hat doch auf die Religionsbegriffe aller folgenden Zeiten ungemein viel gewürkt. Während des langen und verwickelten Gefechts mit derselben, geriethen die katholischen Lehrer theils natürlich auf gewiße Fragen aus der Glaubenslehre; theils gewöhnten sie sich an manche Grundsätze und Lehren, die ihnen wider diese Parthey die meisten Dienste thaten. Gewinn für das vernünftige und ächte Christenthum, war unterdeßen ganz und gar nicht dabey. Sie verließen die sonst vom Cyprianus und so vielen andern africanischen Bischöfen eifrig behauptete Meinung, daß die Taufe der Ketzer ungültig sey, zwar gänzlich; begiengen aber die Unbesonnenheit, von eben dieser Taufe, die sie für eine wahre erklär-

J. n. erklärten, zu sagen, sie nütze außer der katholi-
C.G. schen Kirche gar nichts. Die Wahrheit zu ge-
363 stehen, mußten sie diese Einschränkung annehmen;
bis weil sie aus ihrer geliebten Lehre von der Einheit
430. der wahren Kirche ungezwungen floß, in der sie desto mehr dem Cyprianus und andern frühern Lehrern beitraten. Nicht leicht giebt es einen Lehrsatz der alten Kirchenlehrer, der fruchtbarer an wichtigen und schädlichen Folgen gewesen wäre, als eben dieser; wie solches neulich in der Geschichte deßelben Hr. Abt und Doktor Henke sehr wohl gezeigt hat. (Historia antiquior dogmatis de Vnitate Ecclesiae. Helmstad. 1781. 4.) Und mit allen diesen Folgen, weniges abgerechnet, das doch auch schon in seinen Keimen vorbereitet wurde, und seine völlige Entwickelung von spätern günstigen Zeitumständen erwartete, wurde er in den Donatistischen Händeln bereits durch den Augustinus ausgebildet. Seine bisher beschriebenen Streitschriften lehren dieses; sie sind zur Uebersicht jenes Lehrsatzes in seinem ausgebreiteten Umfange, noch dienlicher, als das besondere Buch von der Einheit der Kirche, welches er auch den Donatisten entgegengesetzt hat, (de Vnitate Ecclesiae Liber, p. 229. sq. T. IX. Opp.) und welches von Melch. Leydeckern (Hist. Eccles. Afric. illustrata, p. 1-463. Vltrai. 1690. 4.) durch einen sehr weitläuftigen dogmatischpolemischen Commentarius erläutert worden ist. Eigentlich bauete er zwar auf den Grund, den schon Cyprianus im Streit mit den Novatianern gelegt hatte, deßen Schrift von der Einheit der Kirche, an ihrem Orte angezeigt worden ist. (Th. IV. S. 314.) Allein so wie die Donatistischen Händel, ob sie gleich ziemlich aus einerley Quelle mit den Novatianischen herkamen, doch eine von denselben ganz verschiedene Wendung nahmen: so erhielt auch in jenen

die

die Lehre von der Kirche ihre ganz eigene Bestimmung J. n.
und Richtung. Darinne kamen zwar Katholi- C. G.
sche und Donatisten überein, daß es nur Eine 363
Kirche, oder Eine wahre christliche Religionsge- bis
sellschaft gebe, außer deren Gemeinschaft es un- 430.
möglich sey, selig zu werden. Schon diese gleich- sam von ältern Lehrern angeerbte Meinung, die in mißverstandenen biblischen Stellen ihre vornehmste Stärke suchte, hätte eine sehr scharfe Prüfung verdient, weil selbst ihre menschlicher gesinnten Vertheidiger sich davor entsetzen sollten, alle diejenigen zu verdammen, welche nicht zu einer gewißen kirchlichen Gesellschaft gehören. Doch an eine solche Prüfung war bey zwo Partheien gar nicht zu denken, von denen jede in der festen Einbildung stand, daß sie allein diese wahre Kirche ausmache. Es kam nur zwischen ihnen darauf an, wie sie es zu beweisen im Stande waren. Die Donatisten setzten das Kennzeichen der wahren Kirche in der äußerlichen Heiligkeit ihrer Mitglieder. Die Katholischen hingegen, welche daßelbe auf ihre Kirche nicht anwenden konnten, und vielmehr behaupteten, daß man die Bösen neben den Guten in derselben dulden müße, beriefen sich auf ein anderes Merkmal, das ihnen eigenthümlich wäre: auf die allgemeine Ausbreitung ihrer Kirche in der Welt; oder, wie man es kurz genannt hat, auf ihren Katholicismus. Eine unglückliche Wahl der Beweisart: denn es mußte Kraft derselben wider alle Wahrscheinlichkeit und Geschichte angenommen werden, daß die wahre Kirche niemals den kleinern Haufen der Christen ausmachen könne. Unterdeßen blieb man damit bey dem Buchstaben des Worts καθολικός stehen, das eben darum die Bedeutung des Rechtgläubigen bekommen hatte, weil die Bekenner des alten

J. n. C.G. 363 bis 430.

und ächten Glaubens sich durch die große Anzahl ihrer verbundenen Gemeinen in allen Ländern des Römischen Reichs, von den hin und wieder aufwachsenden irrgläubigen Partheien sichtbarlich unterschieden; und man konnte die letztern desto siegreicher auffordern, ihren ins Allgemeine laufenden Umfang darzuthun; ohne daß sie doch jemals die Richtigkeit des Kennzeichens zugegeben hätten. War aber die katholische Kirche die einzige wahre, in der allein der Weg zur Seligkeit offen stand: so durfte sich auch niemand von derselben weder im Glauben entfernen, noch in der Kirchengemeinschaft trennen. Es gehörten also im Grunde Ketzer und Schismatiker in Eine Claße der Verlornen. Da nun folglich, wie man erwiesen zu haben glaubte, alles, was nicht zur katholischen, oder herrschenden und Machthabenden Kirche gehörte, der ewigen Verdammniß entgegen eilte: so war es eine der größten Pflichten der christlichen Obrigkeiten, Lehrer und aller Christen, jene Unglücklichen auch wider ihren Willen, durch Gewalt und Strafen zu retten; sollte auch ein Theil von ihnen darüber Freyheit, Vermögen, ja selbst das Leben verlieren; wenn nur die übrigen mit der einzigen wahren Kirche vereinigt würden. Wäre man nicht seit so vielen Jahrhunderten an den Vortrag und die Ausübung solcher Grundsätze gewohnt; sähe man nicht augenscheinlich, wie ein thörichter Wahn der herrschsüchtigen und unduldsamen Eiferer den andern hervorgebracht habe: so müßte es unbegreiflich scheinen, wie christliche Lehrer den Absichten ihrer Religion, so gerade entgegen haben arbeiten können. Jetzt ist alles leicht erklärbar: die Einheit der Kirche; die Größe und Macht in der Welt,

an welcher man sie erkennt; ihr ausschließen- J. n.
des Recht an die Seligkeit; ihr unwiderruf- C.G.
liches Verdammungsurtheil über Ketzer und 363
Schismatiker, alle außer ihrem Schooße le- bis
bende Christen, Juden und Heyden; ihr 430.
schuldiger, gottseeliger und heilsamer Religions- und Gewißenszwang, den sie durchaus für keine Verfolgung gehalten wißen will; alle diese Lehren, verwandt mit noch vielen andern, sind nichts als einzelne Stücke eines sehr genau zusammenhängenden Ganzen, eines Lehrgebäudes, das zur Feststellung der geistlichen und kirchlichen Gewalt unentbehrlich war. Traurig ist es, daß ein Mann von den höhern Gaben des Augustinus, mehr als alle andere Lehrer der alten Kirche, zur Errichtung deßelben beigetragen hat! Er wurde freylich nach dem beklagenswürdigen Schicksal der unaufhörlichen Streiter, zu manchen härtern Lehren, ohne es fast selbst zu merken, unter dem Getümmel des Kampfs fortgerißen; aber unglücklicher Weise bildete sich bald die ganze abendländische Kirche nach seiner Denkungsart, und aus seinen Schriften. Ja was noch mehr ist, dieses Vorurtheil von der vollkommenen Einheit der Kirche, einer äusserlichen sowohl als innern, half einem ihrer Bischöfe den Weg zur Alleinherrschaft über dieselbe bahnen. Unter Einem Oberhaupte, das glaubte man ihm gern, konnte der einzige wahre Glaube, die Einigkeit aller Lehrer untereinander, und jede andere Art von Einförmigkeit unter den Christen, sicherer erhalten, auch die allein wahre Kirche nachdrücklicher fortgepflanzt und beschützt werden, als durch eine Aufsicht, die unter viele getheilt ist. Seitdem heißt jede sanfte, schlaue oder gewaltsame Bemühung dieser Kirche, Chri-

J. n. C.G. 363 bis 430. sten von andern kirchlichen Gesellschaften zu ihren Mitgliedern zu machen, in einer noch weit stärkern Bedeutung, ein gottseeliger, wohlthätiger Eifer um die Wiederkehr der Empörten unter die Befehle ihres rechtmäßigen geistlichen Oberherrn, und um die Wiedervereinigung der in Gefahr einer ewigen Verdammniß Herumirrenden mit der einzigen wahren Kirche.

Ende des eilften Theils.

Register.

Register.

D.

Ver-

Victo-

W.

Y.

Z.







